Wilhelm von Polenz

Karline

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Karline.

Von **Wilhelm von Polenz** erschien bisher:

Im Verlage von F. Fontane & Co., Berlin:

Die Versuchung. Novelle.

Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden.

Im Verlage von H. Minden, Dresden:

Sühne. Roman. Zwei Bände.

Im Verlage von E. Pierson, Dresden:

Heinrich von Kleist. Drama.

Die Unschuld. Novelle.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Karline

Novellen und Gedichte

von

Wilhelm von Polenz

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894.

Alle Rechte vorbehalten.

4305
SWB
DCLC
Christian-Weise-Bibliothek
Zittau
wiss. Altbestand
225 | 98
Lus. XI a

DEM

GRÜNEN DEUTSCHLAND

gewidmet.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Novellen.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

An Gerhard Hauptmann.

Karline.

Karline war Kleinmagd. Auf dem Hofe, wo sie diente, gab es außer ihr noch zwei andere Mägde und an weiterem Gesinde, zwei Pferdeknechte und drei Ochsenjungen; übrigens wurden zu den Erntezeiten Tagelöhner aus dem Dorfe angenommen.

Karline war die jüngste von den drei Mägden, und wie allgemein bekannt, auch die dümmste. Eher klein als groß war sie, hatte eine Stumpfnase, schöne weiße Zähne, blondes Haar, das sich Wochentags locker und fein ausnahm wie Flachs, nur Sonntags, wenn sie es mit Wasser und Fett behandelt hatte, lag es an ihre Schläfe angebacken, dunkelstreifig und fettglänzend. Des Mädchens derbe Arme leuchteten rotbraun, ebenso die Füße, bis an die Waden, denn nur an Festtagen und bei Winterkälte pflegte sie Fußbekleidung zu tragen. Ihr rundes Gesicht hatte sich dem Sonnenbrande zum Trotze, gegen den sie sich höchstens durch ein Kopftuch schützte, eine gewisse Zartheit der Färbung

gewahrt. Recht einfältig konnte Karline dreinschauen. Ihre hellblauen Augen erzählten, daß Bosheit in diesem Köpfchen keinen Platz habe.

Den Ruf der Dummheit brachte Karline schon von der Schule mit. Dort war sie viel gehänselt worden von den Mitschülerinnen und noch mehr von den Jungen. Sie war ein Mutterkind. Die Mutter lebte in einem anderen Dorfe, war ebenfalls Viehmagd. Früher hatte auch sie auf dem Gute, wo jetzt Karline arbeitete, in Diensten gestanden. Als sie von hier fortging, hatte sie ihr Kind der Gemeinde zur Pflege überlassen. Karline war für fünfzig Mark Verpflegsgeld jährlich zum Rademacher auf Ziehe gegeben worden. Fünfzig Mark sind nicht viel, um ein Kind — und wenn es ein noch so schwacher Esser ist — während eines Jahres zu beköstigen, zu bekleiden, zu beschuhen und zu beflicken. Man kann es daher dem Rademacher nicht verdenken, daß er sich für die Auslagen, die ihm Karline verursachte, auf seine Art bezahlt machte. Mit vier Jahren mußte das Kind spulen; sowie die Aermchen im Stande waren, eine Hacke zu heben, wurde Karline mit zur Feldarbeit genommen. Daß das Mädchen all die leichteren Verrichtungen, wie: scheuern, aufwaschen, schweifen, einheizen, Essen auftragen, die Ziegen füttern u. s. w., nebenher auch noch besorgen mußte, verstand sich eigentlich von selbst. Wenn es sonst Besorgungen gab, Petroleum, oder einen Häring beim Krämer holen, oder Schnaps in der Schenke, so war natürlich Karline der Schicketanz. Kurz, das Mädchen, welches nie auf den Gedanken kam, sich einer

Arbeit zu weigern, erwies sich als recht nützlich für seine Pflegeeltern. Den Rademachersleuten war es ordentlich leid, als Karline soweit war, daß sie der Pfarrer konfirmierte — oder wie man bei uns sagt: als sie Paten gehen durfte. — Nun mußte sich das Mädchen natürlich nach einer selbstständigen Stellung umsehen.

So wurde Karline Kleinmagd auf dem Rittergute. Seit drei Jahren etwa befand sie sich in dieser Stellung.

Karline war fleißig und ordentlich. Auf die Sachen der Herrschaft hielt sie, als seien es ihre eigenen. In Ermangelung von Menschenliebe liebte sie die Tiere mit mütterlicher Wärme. Wenn ein Kalb an den Fleischer verkauft wurde, gab es viel Thränen von seiten der guten Seele. Selbst auf die Schweine, die der besonderen Pflege der Kleinmagd anvertraut waren, erstreckte sich ihre Zärtlichkeit. Als eines Tages eine ihrer Kühe, die „Nelke" verkalbte, und geschlachtet werden mußte, da lief Karline tagelang umher, als habe sie einen Schlag vor den Kopf bekommen. Die Nachricht, daß ihre Mutter gestorben sei, und daß sie zum Begräbnis herüberkommen solle, hat sie schwerlich tiefer ergriffen, als dieser Fall. Denn zur Mutter hatte sie niemals in einem persönlichen Verhältnis gestanden; die sah sie höchstens ein-, zweimal im Jahre, und bei solchen Gelegenheiten wußte man sich eben auch nichts weiter zu sagen. Aber ihre Nelke, die sie gefüttert, geputzt und gemolken hatte, seit sie im Dienste war, deren Charakter sie viel genauer kannte, als den irgend

eines Menschen, die Nelke, diese Staatskuh, von der bereits drei Kälber angebunden waren, die, wenn sie neumelk war, fünfundzwanzig Liter gab, ihre Nelke geschlachtet! Das war bisher das erschütterndste Ereignis in diesem Menschendasein gewesen.

Karline war auch mit den eigenen Sachen peinlich ordentlich. Das wurde ihr allerdings nicht sonderlich schwer gemacht, denn ihre gesamte fahrende und liegende Habe hatte vollauf in einer Holzlade Platz. In dieser Lade, welche rot angestrichen war, befanden sich nämlich: das Konfirmationskleid, zwei Röcke, eine wattierte Winterjacke, vier Paar wollene Strümpfe, zwei Schürzen, drei Hemden, einige andere Wäschestücke, zwei Kopftücher, ein kleiner Spiegel mit Korallenfassung, ein zerbrochener Kamm, ein neues Testament, das Gesangbuch, ein Paar Strumpfgürtel, drei Sacktücher, ein gestärkter Spitzenkragen, das Dienstbuch, der Geburts- und der Taufschein der Magd. Hierbei waren die Kleidungsstücke allerdings nicht mitgerechnet, die Karline jeweilig auf dem Leibe hatte.

Auf dem untersten Grunde der Lade lag freilich noch etwas, das nicht mit aufgezählt worden ist, etwas das nicht viel Platz wegnahm, das aber eine bedeutende Rolle im Denken des Mädchens spielte, ein kleines Geldtäschchen aus braunem Leder mit Stahlbügel das sie für eine Mark und fünfzig Pfennige auf dem Jahrmarkt in der Stadt erstanden hatte. In diesem Täschchen befand sich Geld in verschiedenen Münzsorten, Karlinens Ersparnisse. Die Summe betrug jetzt ungefähr neunzig Mark, oder — da Karline

nach Thalern rechnete — dreißig Thaler. Daß die Magd soviel hatte ersparen können, bei hundert und zwanzig Mark Lohn im Jahre, ist eigentlich schwer zu glauben, aber es ist Thatsache. Erklärlich wird sie dadurch, daß Karline ihre Sachen ausgezeichnet hielt, alle Löcher sofort stopfte, und wenn es die Witterung irgend erlaubte, die dem Leibe am nächsten gelegenen Kleidungsstücke ganz wegließ. Die Folge einer so rücksichtsvollen Behandlung ihrer Garderobe war, daß Karline sich sehr selten genötigt sah, Neuanschaffungen vorzunehmen. Auch mit der Seife ging das Mädchen sparsam um, dafür bevorzugte sie das kalte Wasser, das allezeit umsonst zu haben war. Fettigkeiten brauchte sie nur am Sonntag für ihr Haar, andere Toilettenartikel kannte sie nicht. Ihre guten Schuhe hatte sie seit der Confirmation nur einmal frisch besohlen lassen brauchen. Anderweite Ausgaben waren selten. Karline ging nicht zu Tanze, Naschhaftigkeit war ihr völlig fremd. Neujahrskarten verschickte sie nicht, und zu Gevatter war sie bisher noch von niemandem gebeten worden. Blieb nur noch das Klingelbeutelgeld am Sonntage. Diese Ausgabe bestritt sie mit Pfennigstücken, so daß sich dieser Posten in ihrem Jahresbudget mit etwa dreißig Pfennigen bilanzierte; Karline ging nämlich durchschnittlich zweimal im Monat und an den großen Kirchenfesten regelmäßig zur Kirche.

Was wollte nun aber Karline mit dem vielen Gelde eigentlich anfangen?

Das war ihr Geheimnis, an das sie oft dachte.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Daher kam ein gewisses kindlich vergnügtes Lächeln, das gelegentlich ihren kirschroten Mund umspielte. Sie träumte nachts von ihrem Vermögen und schrie plötzlich auf, wenn ihr der Traum vorspiegelte, Diebe wären über ihre Lade gekommen und hätten das Täschchen geraubt. Wenn sie dann aufwachte, griff sie verängstigt in das Bettstroh, wo der Schlüssel zur Lade verborgen lag. — Außer Karline selbst wußte niemand auf der Welt, wozu das Geld bestimmt war. Einst!... Freilich mußte sie noch manchen Groschen dazu ersparen. Hundert bedeutete für das Begriffsvermögen der Beschränkten eine ungeheure Zahl; es war das höchste, wovon man sich gerade noch eine Vorstellung machen konnte; dahinter fing das Unbekannte an. Hundert Thaler! Wer die besaß, der war reich. Soviel hatte sie sich für eine Aussteuer zu ersparen, vorgenommen. Dann wollte sie heiraten. Ein Mädchen mit hundert Thalern Mitgift mußte ja einen tüchtigen Mann bekommen. Die Auswahl würde sie haben unter den Freiern. Es sollte richtig Hochzeit gemacht werden, wie sichs gehörte. So, wie ihre Mutter, mit einem beliebigen Kerl sich einlassen, der nachher weglief, das sollte ihr nicht passieren; davor war sie gewarnt. In Ehren, oder gar nicht! Darum hatte sie sich auch noch keinen Liebsten angeschafft, obgleich es ihr von verschiedenen Seiten nahegelegt worden war.

Natürlich wurde Karline viel gehänselt wegen ihrer Sparsamkeit und ihrer zurückgezogenen Lebensweise. Sie machte sich nicht viel aus den Neckereien; von der

Schule her war sie das ja schon gewohnt. Man spielte der Einfältigen machen Schabernack. Die Knechte erlaubten sich rohe Scherze mit ihr, die Mägde stichelten und suchten ihr üble Nachrede zu bereiten. Das lief alles an ihr ab. Sie that ruhig ihre Arbeit, oft mehr, als ihr zukam für die anderen mit; denn sie war gutmütig und hatte es nicht gelernt, sich gegen Ungerechtigkeit aufzulehnen. Wie einstmals ihr Pflegevater, so wußte jetzt der Inspektor Karlinens Kräfte auszunutzen. Sie arbeitete soviel wie ein Mann und bekam doch nur Mägdelohn. Karline war ein durch und durch gesundes kräftiges Frauenzimmer. Das einzige, was ihr jemals gefehlt hatte, war ein dicker Backen gewesen. Dagegen hatte sie ein Radikalmittel angewandt; zum Bader, und raus mit dem Zahne! Der Zahnkünstler hatte nicht gleich den rechten getroffen, darüber hatte sie drei Backzähne eingebüßt; aber den Zahnschmerz war sie wenigstens los geworden und hatte immer noch einen ganzen Mund voll prächtiger weißer Perlen behalten. Karline zankte sich niemals, Neid und Eifersucht kannte sie nicht, schlechter Laune war sie nie. Warum auch! Sie war ja zufrieden. Sie hatte ihre Hoffnung, etwas, wofür sie arbeitete, woran sie jederzeit mit Freude denken konnte: ihr Geheimnis! Auf dem Grunde ihrer Lade lag ihr Schatz, der sich langsam aber sicher mehrte.

Die beiden jüngeren Mägde schliefen im Kuhstall. Die Großmagd, die gleichzeitig das Amt einer Wirtin versah, war im Inspektorhause untergebracht. Karline und die Mittelmagd hatten ihre Bettstatt auf einer

Art von Kanzel über den Kühen. Eine Stiege führte hinauf. Die ganze Einrichtung glich einer jener luftigen Begräbnisstätten, auf denen manche wilde Völkerschaften ihre Toten zu bestatten pflegen. — Schön warm war es da oben. Der starke Duft des Mistes und die Ausdünstung der Tiere erfüllte Tag und Nacht den Raum. Die Decke war schon gänzlich gebräunt durch den Brodem. Im Sommer waren manchmal die Fliegen etwas lästig, aber, sobald es kalt wurde, fielen die Erstarrten wie ein kleiner Regen von der Decke nieder. Außerdem gab es noch die Gesindestube im Inspektorhause zum Aufenthalte für das Hofgesinde. Dort stand auch Karlinens Lade. Die Wirtin war bereits eine ältere Person, mager am Leibe und zänkisch von Gemüt. Die Mittelmagd dagegen war ein großes starkes Frauenzimmer, langsam in allem, nur zum Essen stets aufgelegt, zu faul, um wirklich bösartig zu sein. Ihr Lebenswandel war nicht der beste; bereits zwei Kinder hatte sie auf Ziehe. Die beiden älteren Mägde waren sich von jeher spinnefeind gewesen, und nur darin einig, die Kleinmagd schlecht zu behandeln, und die Gutmütigkeit der Dummen nach Möglichkeit auszunutzen.

Es kam ein neuer Pferdeknecht auf den Hof. Graubs hieß er. Etwa fünfundzwanzig Jahre alt mochte er sein. Er war noch nicht lange von den Husaren weg, wo er vierjährig gedient hatte; aber sie hatten ihn dort, Gott weiß, weshalb, nicht zum Gefreiten befördert.

Daß dieser Graubs kein gewöhnlicher Pferdeknecht

war, merkte man sehr bald; er sagte es außerdem jedermann, der es hören wollte, daß er zu einer so untergeordneten Stellung eigentlich viel zu gut sei. Schon am Tage nach seiner Ankunft prügelte er sich mit dem andern Pferdeknecht, einem alten mürrischen Wenden, Kraschke mit Namen, der berühmt war für seine Kräfte. Aber Graubs besiegte ihn durch größere Geschmeidigkeit der Glieder und allerhand Fechterkniffe, die er beim Militär erlernt haben mochte. So legte er denn den anderen zum Gaudium des ganzen Hofes über den Siedekasten. Kraschke, wie die meisten Wenden, verstockt und nachtragend, vergaß dem neuen Knecht diese Demütigung nie.

Graubs war ein vielgewandter Mensch und Hans in allen Ecken. Er besaß eine Ziehharmonika, auf der er des Abends zu spielen pflegte. Allerhand schnodderige Redensarten kannte er, mit denen er die Mägde bald zu belustigen, bald zu ärgern wußte. Des Sonntags trug er ein Paar Husarenstiefeln an seinen krummen Beinen; überhaupt führte er eine gewählte Garderobe. Er war ein Jahr lang Bursche beim Premierleutnant gewesen, daher stammte seine feinere Lebensart. Von seinem Leutnant stammte angeblich auch ein silbernes Cigarettenetui mit goldenem Monogramm, das hatte ihm der Graf zum Andenken geschenkt, wie Graubs behauptete. Er besaß auch noch andere Wertstücke; aber dergleichen zeigte er nur den Mägden, die er von vornherein zu seinen Vertrauten gemacht hatte. Seine Militärpapiere sollten übrigens nicht besonders glänzend sein; so hatte wenigstens der Inspektor gesagt. Graubs

war auch nur zur Probe und auf sofortige Kündigung angenommen worden. Das hinderte nicht, daß der neue Knecht sehr bald die erste Violine spielte auf dem Hofe. Die Mägde waren von vornherein eingenommen durch sein flottes Wesen. So etwas, wie der Schnurrbart des neuen Knechtes, war noch gar nicht gesehen worden. Sonnabend abends, wenn er sich für den Sonntag rasiert hatte, schmierte er sogar etwas hinein, so daß die Enden spitz und steif abstanden wie Pfriemenbohrer. Und was er für Augen aufreißen konnte, daß man sich hätte fürchten können. Die Ochsenjungen behandelte er vollständig wie seine Untergebenen. Aufs Kommandieren verstand er sich überhaupt; dann schnurrte er das Rrr und sprach ein Deutsch, daß man es gar nicht verstehen konnte, so fein war es. Da war der Herr Inspektor, der doch auch ein nobler Mann sein wollte, gar nichts dagegen. Uebrigens dem Inspektor gegenüber nahm sich Graubs in acht, da war er die Unterwürfigkeit in Person, hinter dem Rücken drehte er jenem freilich lange Nasen und machte es ihm zur Belustigung des Gesindes nach.

Kurz dieser Graubs war eine vielseitige Natur. Die Männer wollten nicht viel von ihm wissen, desto mehr aber die Frauen. Man war gespannt, welcher der drei Mägde er seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden würde. Die Großmagd war regelrecht verliebt in den neuen Knecht. Er sah über ihre Magerkeit und ihre vierzig Jahre hinweg — mit der Wirtin durfte man es nicht verderben, die für das Gesindeessen sorgte. Graubs ließ sich von ihr gnädigst die

besten Bissen zustecken. Aber die eigentliche Freundin des Knechtes wurde sehr bald die dicke Mittelmagd. Karline, die mit dem Mädchen zusammenschlief, merkte zuerst von allen, wie es zwischen den beiden stand. Graubs hatte seine Schlafstelle drüben in einem leeren Stande bei den Pferden. Der Wende, Kraschke, war verheiratet und wohnte daher im Dorfe. Karline dachte sich ihr Teil bei dem, was sie mit ansah, aber verwundern, oder gar entrüsten konnte sie sich nicht; dergleichen war viel zu selbstverständlich für dieses Landkind. —

Auch Karlinens Wohlgefallen hatte der neue Knecht erregt. Wenn er abends in der Gesindestube die Ziehharmonika spielte, und dazu sang, konnte sich das Mädchen dem Zauber seiner Persönlichkeit unmöglich entziehen. Oder gar, wenn er Soldatengeschichten erzählte, dann saßen die Mägde da mit offenem Munde. Nein, was dieser Mensch alles erlebt haben mußte! Im Offizierskasino hatte er auch mit bedient. Von Generälen und Grafen sprach er, wie von seinesgleichen. Ja, selbst einen Prinzen hatte er mal im Kasino erlebt. Er sagte, der hätte gesprochen, gegessen, getrunken, ganz wie andere Menschen; ja Graubs ging soweit, zu behaupten, die Durchlaucht sei nach Tisch ebenso betrunken gewesen, wie die übrigen. Man hätte denken können, Graubs flunkere, aber er wußte soviel Einzelheiten zu erzählen, er verstand es, den Leuten so gut nach machen, das man alles mitzuerleben glaubte, und daß gar kein Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aufkommen konnte.

Natürlich war Graubs ein flotter Tänzer. Auch

Karline wurde wiederholt von ihm aufgefordert, auf den Tanzboden zu kommen. Sie wäre nur zu gern der Einladung gefolgt. Ihre Sparsamkeit war hier kein Hindernis, — denn er mußte ja doch alles bezahlen, wenn er sie aufforderte — aber sie konnte nicht tanzen, hatte es nie gelernt, und sie schämte sich, sich öffentlich in ihrer Unbeholfenheit zu zeigen. So führte denn der Knecht nur die beiden älteren Mägde zum Tanz in die Schenke.

Diese beiden Frauenzimmer vertrugen sich übrigens schlechter denn je, seit der Schwerenöter von Pferdeknecht auf dem Hofe war. Fürchterliche Dinge mußte Karline manchmal mit anhören, wenn die beiden sich zu streiten anfingen. Einmal kam es soweit, daß die gallige Wirtin der Mittelmagd einen Melkschemmel an den Kopf warf — eine Behandlungsweise, welche die wohlbeleibte Person doch aus ihrem Phlegma aufstörte, so daß sie der anderen mit den Nägeln ins Gesicht fuhr. Der alte Kraschke war mürrischer und verstockter denn je; die Blicke mit denen er dem ganzen Treiben zusah, weissagten nichts gutes.

Auch der Kleinmagd Karline suchte sich der neue Knecht zu nähern. Gelegentlich, wenn sie mal allein waren, auf der Tenne, dem Heuboden, im Kleeschuppen, oder wo es immer war, machte er ihr seine Anträge. Aber sie wies ihn standhaft ab, wie sichs gehörte. Sie sagte ihm, daß er ja schon eine Liebste habe, und der müsse er treu bleiben. Das Mädchen besaß, wie man sieht, trotz seiner Einfalt ein ausgebildetes Anstandsgefühl. Mit zweien gleichzeitig mußte es ein Mann

nicht treiben, das war nicht recht und schicklich. Und so widerstand sie ihm, obgleich seine feurige Art, um ihre Gunst zu werben, nicht ganz ohne Eindruck auf die Achtzehnjährige blieb. Aber, wenn manchmal eine gewisse Sehnsucht sie beschleichen wollte, das auch zu haben, was sie alle umher genießen sah, dann dachte sie an ihren Schatz in der Lade. Zwei und dreißig Thaler waren es inzwischen geworden. Ihre Zeit kam auch noch. Wenn dann ein Freier sich näherte, so einer wie Graubs, dann durfte es sein, dann in allen Ehren. Und die Gute lachte in sich hinein, und dachte bei sich, daß sie am Ende doch die Klügste sei von allen. —

Graubs mußte auf irgend eine Weise erfahren haben, daß Karline Kapitalistin sei. Eines Tages beim Häckselschneiden — Graubs und Karline waren allein — nahm er plötzlich eine ganz unglückliche Miene an, er seufzte und stöhnte, daß es dem Mädchen geradezu Angst wurde um ihn. Als sie treuherzig fragte, was ihm sei, erzählte er ihr ganz im Vertrauen, er sei Geld schuldig in der Schenke, und wenn er nicht zahle, komme er möglicherweise ins Loch, ganz sicher aber werde er vom Hofe weggejagt. Am Schlusse seiner Erzählung bat er die Magd um ein Darlehn von zehn Mark. Karline weigerte sich, darauf einzugehen, obgleich seine Worte Eindruck gemacht hatten; ihr Geld war ihr doch zu lieb. Sie schlug ihm seine Bitte ab, worauf er wütend wurde, mit den Augen rollte und sie bedrohte. Da lief sie weg von ihm.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Obgleich Graubs sich bei dieser Gelegenheit so wenig nett benommen hatte, war Karline doch keineswegs böse auf ihn; Er war ein so lieber Kerl sonst. Das Mitleid regte sich bei ihr. Wenn er wirklich deshalb ins Gefängnis kommen sollte! Dem Mädchen bebte das Herz. Sie dachte an Ketten und dergleichen. Sollte es so mit Graubs werden, wegen der zehn Mark, die er schuldete? — Wenn der Knecht sie jetzt noch einmal angegangen hätte, er würde das Geld von ihr erlangt haben. Uebrigens schien Graubs auf andere Weise zu Kasse gekommen zu sein. Ein paar Tage nach dem Zwiegespräch mit Karline kaufte er bei einem Hausirer für eine ganze Mark bunte Bänder und beschenkte die Mägde damit.

Eines Tages gab es großen Krakeel auf dem Hofe. Kraschke, der alte Wende, behauptete nämlich, es sei Hafer gestohlen worden aus dem Haferkasten, und beschuldigte Graubs dieses Diebstahls. Der jüngere Knecht verschwor sich, fluchte und wollte den Gegenbeweis mit den Fäusten antreten. Aber diesmal mischte sich der Inspektor ein. Kraschke, von dem man manchmal ganze Tage lang kein anderes Wort hörte, außer „Hüste" und „Hotte" und vielleicht noch einem Fluch, hielt eine Anklagerede, deren sich ein Staatsanwalt nicht hätte zu schämen brauchen.

Der gemeinsame Haferkasten hatte zwei Abteilungen, aus denen die Knechte ihre Pferde fütterten. Jeder der beiden Knechte führte seinen Schlüssel für sich. Der Kasten wurde verschlossen, sobald die Ration entnommen war. Erbrochen war der Kasten nicht worden,

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

man hätte davon doch Spuren erkennen müssen. Trotzdem hatte der Hafer in letzter Zeit auffällig abgenommen. In seine Pferde hatte der neue Knecht den Hafer sicher nicht verfüttert, denn die waren nur abgekommen, seit er da war. Tags über konnte Graubs den Hafer nicht gut entwendet haben, denn da guckte ihm sein Mitknecht gehörig auf die Finger, aber Nachts! Graubs schlief ja im Stalle. — Der alte Wende hatte ein Mittel gefunden, um den Dieb zu entlarven. Abends, ehe er den Stall verließ, hatte er im Innern des Kastens einen feinen Kreidestrich angebracht, dort wo der Hafer anfing, früh vor dem ersten Futterschütten sah er wieder nach. Nacht für Nacht fehlten da einige Zoll am Haferstande. Wäre ein Fremder über den Kasten gekommen, so hätte Graubs ihn doch hören müssen; was also war wahrscheinlicher, als daß er selbst der Dieb war. Ein geschlossener Beweis war das nicht, und Graubs leugnete standhaft. Da aber in seinen Militärpapieren das böse Wort „Kameradendiebstahl“ zu lesen war, machte der Inspektor kurzen Prozeß und entließ ihn aus dem Dienste.

Graubs verschwand vom Hofe. Die Wirtin wurde krank vor Schmerz, und die Mittelmagd schrie und heulte, ihrem sonstigen Phlegma zum Trotze, wie eine Besessene beim Weggange des Vielgeliebten. Auch Karline weihte ihm einige Thränen; es that ihr von Herzen leid, daß dieser liebenswürdige Mensch auf Nimmerwiedersehen fort gehen sollte. Von seiner Schuld war sie durchaus nicht überzeugt. So schlecht war Graubs

nicht, daß er Hafer gestohlen und verkauft hätte. Das war sicher nur eine Erfindung des alten rachsüchtigen Kraschke.

Vierzehn Tage ungefähr mochte Graubs vom Hofe weg sein, und Karline dachte selten und seltener an ihn zurück, da wurde sie eines Nachmittages vom Inspektor hinausgeschickt mit der Sichel, um Klee hereinzuholen. Die Gespanne waren gerade sämtlich beschäftigt und das Grünfutter langte nicht zu. Der Rotklee stand in diesem Jahre auf einem entlegenen Stücke, nahe am Walde.

Karline war mit dem Schneiden fertig und wollte sich eben darüber machen, den Karren zu beladen, da erhielt sie mit flacher Hand einen Schlag auf die Schulter versetzt. Sie stieß einen Schrei aus und wandte sich. Graubs stand vor ihr, und hielt sich die Seiten vor Lachen über den gelungenen Scherz. Das Mädchen war so erschrocken, daß sie sich auf den Karren setzen mußte. Er stand da und machte allerhand Faxen. Sie betrachtete ihn ängstlich; was wollte er denn? Er sah sehr verändert aus gegen früher. Die langen dunklen Stoppeln am Kinn gaben ihm ein älteres Aussehen. Recht verwogen war sein Aufzug. Seine Stiefeln waren an verschiedenen Stellen zerrissen. Die Militärmütze hatte viel von ihrem ehemaligen Glanze eingebüßt. Eine Weste schien er nicht mehr zu führen. Aber sein Auge war noch das alte, funkelnd und durchdringend. Er blickte das Mädel an, daß es ihr siedendheiß über den Rücken lief. So ganz allein mit ihm, hier draußen! — Ihr wurde bange, sie beeilte sich

den Klee aufzuladen. Aber Graubs schien keine bösen Absichten zu haben, er half ihr sogar bei der Arbeit, und begann auf einmal ganz ernsthaft und vernünftig zu sprechen. Er erkundigte sich, was jetzt auf dem Hofe vorgehe, fragte nach jeder einzelnen Person. Karline erzählte ihm, was sie wußte. Nachdem er seine Neugier befriedigt hatte, fing er an, von seinen eigenen Angelegenheiten zu erzählen. Er habe Aussichten beim Fürsten — er nannte einen bekannten Magnaten — erster Kutscher zu werden, mit monatlich hundert Mark Lohn und freier Station, ja, er könne den Dienst schon morgen antreten, wenn er nur ganze Stiefeln hätte. Aber mit zerrissenen Stiefeln wollte ihn der Fürst nicht annehmen. Graubs seufzte, wischte sich die Augen, und sah das Mädchen an, daß ihr ganz weh ums Herz wurde. Ja, wenn er zwölf Mark hätte, dafür wollte er sich schon ein Paar schöne Stiefeln verschaffen. Er sprach dann noch manches, schilderte dem Mädchen, wie nobel es bei dem Fürsten zugehe, und daß, wer dort in Diensten stünde, für sein Lebtag versorgt sei. Dann meinte er mit einer schrecklichen Miene, wenn es damit nichts würde, werde er sich wohl ein Leids anthun. Karline stand eine Weile ratlos da. Graubs sagte nichts weiter. Sie wollte mit ihrem Kleefuder abfahren; viel zu lange hatte sie sich verweilt. Er gab ihr die Trage über die Schultern und half ihr beim Anfahren. Dann ging er neben ihr her. Unterwegs kam er mit einer Bitte: ob sie ihm nicht das Geld zu den Stiefeln borgen wolle; in acht Tagen solle sie's wieder haben. Karlinens Herz

zog sich zusammen. In ihrer Seele befehdeten sich zweierlei Gefühle heftig: Geiz und Mitleid. Zwölf Mark sollte sie hergeben! Der Gedanke erschien ungeheuerlich. Das waren ja vier Thaler. Wie viel Zeit hatte es ihr gekostet, das zu ersparen! — Sonderbar! Dabei wußte sie bereits ganz genau, daß sie ihm das Geld geben würde. Ja, sie hätte ihm noch mehr hingegeben, vielleicht alles. Wenn er sie so ansah, hatte er volle Gewalt über sie. — Sie hatte nicht ja und nicht nein gesagt bisher; er mußte es wohl aus dem Mienenspiele dieses schlichten Gesichtes gelesen haben, daß sein Spiel gewonnen sei, denn er sagte ganz einfach, im Tone des Siegers: „Du kommst Schlag acht Uhr hinter die alte Schäferei; ich werde dort auf dich warten!“ Damit verschwand er; sie wußte kaum, wo er so schnell hingeraten war. Bald darauf bemerkte sie in einiger Entfernung den Inspektor, der ihr auf der Straße entgegenkam, und heftig schalt, daß sie so lange über dem bißchen Kleeschneiden zugebracht habe.

In Karlinens armen Kopfe jagten sich die Gedanken in ungewöhnlich rascher Folge. Seit Jahren war sie nicht in solcher Angst gewesen. Nur von der Schulzeit her kannte sie dieses Gefühl verzweifelter Hilflosigkeit, wenn eine Rechenaufgabe oder ein Bibelspruch durchaus nicht in ihren Kopf wollte und sie das Kantel des Lehrers im Hintergrunde drohen sah. — Wenn sie nur jemanden hätte fragen können! Aber das durfte sie nicht. Er hatte es ihr streng untersagt, irgend jemandem auch nur ein Wort davon zu sagen, daß sie ihn gesehen habe.

Der Abend kam heran, sie hatte ihre Kühe bereits versorgt, schon begann es dämmerig zu werden. Karline lief umher, wie im Traume. Sollte sie, sollte sie nicht? —

Als der Zeiger an der Hofuhr auf fünf Minuten vor acht Uhr wies, rannte sie in die Gesindestube, schloß ihre Lade auf, wühlte das braunlederne Täschchen mit dem Stahlbügel unter ihren sieben Sachen hervor, zählte das Geld ab, und lief damit hinaus über den Hof, heimlich, daß niemand sie sähe. Eben schlug es acht Uhr.

Graubs wartete auf sie hinter der alten Schäferei. Er empfing das Mädchen keineswegs freundlich. Sie hätte sich auch besser dazuhalten können, meinte er. Sie hielt ihm schüchtern ihr Geld hin. Er zählte es durch und ließ es in seiner Hose verschwinden. Karline wollte wieder fort, aber er hielt sie fest. Auf einmal war er wieder ganz freundlich, wurde sogar zärtlich. Sie bat ihn in aller Demut, er möge das doch lassen, es sei nicht recht. Er lachte sie aus. Immer zudringlicher wurde er. Ihr ward ängstlich zu Mute als sie seine Augen im Halbdunkel so unheimlich blitzen sah, und seine Stoppeln an ihrem Munde fühlte. Was er ihr da ins Ohr flüsterte! Sie zuckte zusammen, erbebte. Es war nicht Schreck allein; ein neues Gefühl, etwas verführerisches lauerte unter all der Bangigkeit. Ihr jungfräulicher Busen wogte. Der Sturm eines wunderlich aus Verlangen, Wonne und Angst gemischten Empfindens war über sie gekommen. — Da fuhr ihr ein Gedanke durch den

Kopf. Ihre Mutter! — Nein! So sollte es mit ihr nicht werden. Rechtzeitig noch entwand sie sich den Händen des Mannes, lief fort. Er fluchte, setzte ihr nach. Sie rannte was sie konnte, dem Hofe zu. Er gab die Verfolgung bald auf. —

Acht Tage gingen ins Land, ohne daß Karline etwas von Graubs gesehen hätte. Ob er die Stelle beim Fürsten doch nicht bekommen hatte, trotz der neuen Stiefeln? — Als volle vierzehn Tage um waren, und er hatte immer noch nichts von sich hören lassen, da begann selbst in Karlinens arglosem Gemüte ein Verdacht zu dämmern. Wenn er sie nun betrogen hatte! — Sie weinte heimlich um ihr verlorenes Geld und auch um Graubs, für den sie mehr fühlte, als sie es sich bis dahin recht bewußt geworden war. Daß sie ihn wiedergesehen hatte, erzählte sie auch jetzt niemandem. Anfangs wurde noch hin und wieder von dem entlassenen Knechte gesprochen, auf dem Hofe. Er galt bei den meisten als ausgemachter Spitzbube. Seine Geliebte, die Mittelmagd, hatte sich übrigens schnell über seinen Verlust getröstet; sie ging schon wieder mit einem anderen.

Dann hörte Karline ganz durch Zufall wieder mal etwas von Graubs. Ein Hopfenreisender erzählte auf dem Hofe, er habe ihn in einem Gasthof in der Nachbarschaft als Bierausgeber angetroffen; aber, fügte der Mann hinzu, es sei ihm auch dort schon wieder gekündigt worden.

Karline fing an, ihr Geld als verloren anzusehn. Sie war jetzt doppelt sparsam und geizte mit jedem

Pfennig, um den Verlust allmählich wieder wett zu machen. Allerdings, von dem ursprünglichen Plane, hundert Thaler zusammenzubringen, hatte sie schon etwas nachgelassen. Vielleicht ging es schon mit achtzig, vielleicht auch schon mit siebzig Thalern, zu einer Aussteuer. Wie viele Mädel heirateten ohne alles! Aber es war nun einmal ihr Traum, eine vielbegehrte Braut zu sein.

Eines Tages rief der Inspektor sie abseits. „Karline, du sollst ja eine ganze Hucke voll Geld in deiner Lade haben!“ Sie erschrak heftig. Woher wußte er das? — Übrigens schien der Herr Inspektor keine bösen Absichten zu haben, er erkundigte sich, wieviel es sei, und belobte die Magd wegen ihrer Sparsamkeit. Dann fragte er, ob sie wisse, was ein Sparkassenbuch sei. Sie hatte von dergleichen noch nie etwas gehört. Der Inspektor gab sich die erdenklichste Mühe, der Einfältigen klar zu machen, was Verzinsung sei, und erteilte ihr schließlich den Rat, das Geld in der städtischen Sparkasse anzulegen. In ihrer Lade sei es nicht sicher vor Diebstahl und Feuersgefahr, in der Sparkasse dagegen liege es gut, und sogar vermehren solle es sich dort, behauptete er.

Karline hörte aus dem allen nur das eine heraus, daß sie sich von ihrem Gelde trennen, daß sie es in anderer Leute Hände legen solle. Wie begossen stand sie da, wußte nichts zu sagen, und brach schließlich in Thränen aus.

Einige Tage später brachte der Inspektor aus der Stadt ein Buch mit, im blauen Umschlage, den Schreib-

heften ähnlich, die Karline von der Schule her kannte. Das sei ein Sparkassenbuch, erklärte er, das er für sie gekauft habe. Auf dieses Buch solle Karline ihr Geld bei der Sparkasse einzahlen, sagte der Herr Inspektor, diesmal im Tone des Befehles, er dürfe den Unfug nicht dulden, daß sie soviel Geld in einer hölzernen Lade aufbewahre.

Wenn der Herr Inspektor befahl, dann gab es keine Widerrede, das wußte Karline. Sie hatte schlaflose Nächte in der nächsten Zeit. Es wollte ihr nun einmal nicht in den Kopf, daß ihr Geld bei fremden Leuten sicherer sein könne, als bei ihr, und das mit der Verzinsung hielt sie nun gar für eine Fabel. Dann erfuhr sie von einer befreundeten Frau im Dorfe, daß die auch solch ein blaues Heft besitze, und daß die Sache mit der Sparkasse ihre Richtigkeit habe. Da war Karlinens Besorgnis beigelegt, sie beschloß, dem Befehle des Herrn Inspektors nachzukommen. Aber selbst wollte sie ihr Geld zur Stadt tragen. Mit der Post eine solche Summe wegschicken, wie ihr geraten worden war, dazu hätte keine Gewalt der Erde sie gebracht. —

Und so zog Karline denn eines schönen Sommermorgens aus, nach der Stadt. Sie hatte ihr Konfirmationskleid angelegt, frische Wäsche angezogen, das Haar mit Wasser und Fett behandelt; ganz wie am Sonntage. Nur das Gesangbuch und das Kirchensträußchen waren weggelassen worden. Ihr Geldtäschchen trug sie, eingeschlagen in das Sparkassenbuch, in der Kleidtasche. Der Inspektor hatte ihr ange-

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

raten, Frühstück mitzunehmen, damit sie nicht genötigt sei, unterwegs einzukehren. Überhaupt hatte er sie vermahnt, sich nirgends aufzuhalten, und vor allem niemandem von ihrem Vorhaben etwas zu erzählen. Karline war von der Wichtigkeit ihres Ganges im höchsten Grade durchdrungen; es war ihr ordentlich feierlich zu Mute, ungefähr so, wie vor dem Kommunizieren.

Sie vermied die belebte Dorfstraße, weil sie nicht angeredet zu sein wünschte, ging vielmehr auf schmalem Raine quer über die Felder. Der junge Bielichbauer, Karlinens Klassengefährte von der Schule her, sah sie von seinem Felde aus und rief sie an. Wohin sie's so eilig hätte, fragte er. Aber das Mädchen fing sofort an zu laufen, machte, daß sie fort kam. Bald hatte sie das Kirchspiel hinter sich. Nun begab sie sich doch wieder auf die große Straße, weil sie von hier ab die Feldwege nicht mehr kannte.

Es begegneten ihr eine Menge Leute. Bei jedem neuem Gesichte befiel das Mädchen Besorgnis. Es kam ihr vor, als blickten sie alle auf ihr Kleid; man schien's ihr anzusehen, wie viel Geld sie bei sich trage. Aber keinem der Vorübergehenden fiel es ein, die Magd in ihrem Feiertagsstaate anzureden.

Karline blickte steif geradeaus, ohne den Kopf zu wenden, die obstbaumbeflanzte Straße entlang. Was rechts und links von ihr auf den Feldern und in den Häusern vorging, hatte heute nicht das geringste Interesse für sie. Ihrer Rechnung nach mußte sie nun bald den halben Weg hinter sich haben. Eben war sie

durch ein größeres Dorf durchmarschiert — das letzte Haus war der Gasthof gewesen — da hörte sie eilige Schritte hinter sich drein. Unwillkürlich ging sie schneller; am hellen lichten Tage fürchtete sie sich vor Räubern. Ein Mann schritt plötzlich an ihrer Seite. Als sie ihn sich genauer ansah, erkannte sie Graubs, den früheren Pferdeknecht.

Ihr erstes Gefühl war Schrecken. Der Mensch war unheimlich. Was wollte er? Er sagte gar nichts, blickte sie nur mit rotunterlaufenen Augen stier an. Er trug jetzt einen Vollbart, der das halbe Gesicht versteckte. Ob er betrunken war? — Sie solle nicht so rennen, wie eine Verrückte, das war das erste, was er zu ihr sagte, er werde ihr nichts böses thun. Karline mäßigte ihre Eile. Wo sie hin laufe, verlangte er zu wissen. Zur Stadt! Was sie dort wolle? Karline brachte es über sich, ihn zu belügen. Sie wolle sich eine neue Schürze in der Stadt kaufen, behauptete sie. Schwerlich hätte das Mädchen die Geistesgegenwart gehabt, sich diese Finte in der Eile zu ersinnen, aber im voraus hatte sie sich bereits ausgedacht, das als Antwort zu sagen, auf jede Frage, die etwa unterwegs an sie gerichtet werden könnte. Daß sie Graubs auf ihren Wegen treffen würde, hatte sie im Leben nicht erwartet.

Er fing an, ungefragt zu erzählen, wie es ihm in der letzten Zeit ergangen sei. Mit der Kutscherstelle beim Fürsten sei es nichts gewesen; ein anderer sei ihm dort zuvorgekommen. ‚Ob er mir wohl mein Geld zurückgeben wird?‘ dachte Karline bei sich. Als ob er ihren Gedanken erraten hätte, begann er, sich zu ent-

schuldigen, daß er ihr die zwölf Mark so lange schuldig geblieben sei. Aber er habe nicht gekonnt, die Menschen seien zu schlecht gegen ihn gewesen. Er erzählte dann eine abenteuerliche Geschichte, wie er durch seine Großmut um alles gekommen sei, sogar sein silbernes Cigarrettenetui und die neuen Stiefeln habe er durch die Niedertracht eines Menschen, dem er wohlgethan, eingebüßt. Karline stand schon wieder ganz unter seinem Banne. Wie dieser Mensch zu erzählen wußte. Das hörte sich alles so vernünftig und gut an. Ihr Gemüt war ganz gerührt, durch all das Unglück, was den Armen betroffen hatte.

„Also zur Stadt willst de, eine Schürze kaufen?“ fragte er plötzlich. Karline antwortete mit einem „ja!“ das sehr schüchtern herauskam; es war ihr so ungewohnt, zu lügen.

„Hastde denn Geld mit?“ fragte er und blickte ihr scharf in die Augen. Sie wurde über und über rot, lächelte blöde, und bejahte. „Hm, du! —“ meinte er, „weißt du was! Ich werde mit dir gehen. Ich hole och grade was in der Stadt.“ —

Karline geriet in die größte Verwirrung. Nun mußte ja alles herauskommen, wenn er mit ihr zur Stadt kam, und sah wo sie hinging. Aber sie beschloß zu schweigen. Soweit traute sie ihm doch nicht, daß sie ihm ihr Geheimnis ohne weiteres anvertraut hätte.

Graubs holte eine Flasche aus der Brusttasche, nahm einen Schluck und bot ihr an. Sie wagte nicht, abzulehnen, obgleich ihr Branntwein von jeher zuwider gewesen war. Dann erklärte er, einen Weg

zur Stadt zu wissen, näher als die Fahrstraße; man müsse hier rechts abgehen. Karline wollte nicht recht daran; sie dachte an die Ermahnung des Herrn Inspektors. Aber Graubs ließ nicht locker, er machte sogar ein böses Gesicht, als sie zauderte, mit ihm in den Feldweg einzubiegen. Sie that ihm schließlich den Gefallen, und so gingen sie zwischen wogenden Ährenfeldern dahin.

Graubs fing an zu singen, nicht gerade mit klangvoller Stimme; aber es war doch Gesang und ihr bereitete es Vergnügen. Er war nun wieder ganz der alte lustige Schwerenöter, wie sie ihn von der Gesindestube her kannte. Er fragte auch flüchtig nach der Mittelmagd; daß sie jetzt einen anderen Liebsten habe, schien ihn nicht zu betrüben. „Haste de denn noch bei Geld in der Lade, Karline?“ fragte er mitten in einem Soldatenliede stockend. Karline bejahte verwirrt. Er schwieg eine Weile, schien zu überlegen, dann begann er auf einmal, große Pläne zu entwickeln. Er habe vor, ein Fuhrmannsgeschäft anzulegen; er verstehe sich ja aufs Fahren und auf Pferde; nebenbei noch so ein bißchen Pferdehandel, da könne man im Handumdrehen ein reicher Mann werden. Lachend meinte er: „Dann machen wir Hochzeit, Karline — was?“ Er knuffte sie bei dieser Werbung in die Seite. Sie lachte mit ihm. Das Wort that ihrem Herzen wohl. Ja, in ein paar Jahren, warum denn nicht, dachte sie bei sich. Graubs würde ihr schon gepaßt haben. Wenn er nur etwas ordentlicher werden

wollte! Den Schnaps schien er zu lieben; er hatte inzwischen schon wieder zweimal die Flasche gezogen.

Karline merkte kaum, wie die Zeit schwand. Ihr Begleiter sorgte für Unterhaltung. Ohne daß sie es ihm verwehrt hätte, hatte er den Arm um sie gelegt. Geküßt hatte er sie auch schon; darauf verstand er sich. Sie war noch immer sehr schüchtern, nannte ihn nicht anders, als „Herr Graubs“ und „Sie!“ obgleich sie sich doch früher als Knecht und Magd immer geduzt hatten. Er flüsterte ihr allerhand Dummheiten ins Ohr, machte sie erröten, und kichern. Aber wonnig war es doch, so dem Unbekannten entgegenzugehn, so den eigenen Widerstand allmählich immer schwächer und schwächer werden zu fühlen.

Wieder kam ein Kornfeld. Er brauchte sie gar nicht mehr zu drängen. Die Kornwände schlugen hinter dem Paare zusammen, die Ährenwellen wogten über ihnen im leichten Winde, und hoch oben im wolkenlosen Himmel jubilierte eine Lerche. —

Das Kornbett behielt sie nicht für immer. Nach einiger Zeit befanden sich Graubs und Karline wieder auf dem Wege. Sie hatten die Rollen vertauscht. Jetzt war sie die Zärtliche, die Vertrauen und Liebe suchende. Sie schmiegte sich an ihn, liebkoste ihn in linkischer Weise — wie schnell hatte das einfältige Mädchen alle diese Künste erlernt! — Sie wollte seine Hand nicht mehr lassen. Er war ja jetzt ihr ein und alles, ihre Zukunft, ihr Liebster. In ihren Blicken sprach sich alle Innigkeit, alle selbstlose Liebe der zukünftigen Mutter aus. — Er dagegen hatte alle

Lebhaftigkeit eingebüßt. Mürrisch und gelangweilt ging er einher; ihre Zärtlichkeit war ihm zuwider. Er machte sich in nicht gerade zarter Weise von ihr los. Sie ging von da ab hinter ihm drein auf dem schmalen Feldwege, wie im Traume, beseligt durch ihr junges Glück.

An einer Feldecke, bei einem einzelnen Baume, machte er Halt. Ob sie nichts zu essen bei sich habe, fragte er sie unwirsch. Sie zog ein Packet aus der Tasche, und wickelte ein Stück Brot aus ihrem Sacktuche. Er verzog das Gesicht; trocknes Brot! Karline lächelte blöde-verschmitzt. Aus der dicken Brotscheibe löste sie eine Art von Brotpropfen. Dort hatte die Gute in einer verborgenen Höhlung ein ganz hübsches Quantum Butter untergebracht. Graubs, der sich auf einem Rainsteine niedergelassen hatte, zog sein Taschenmesser, und machte sich ans Essen; abwechselnd ein Stück Brot und ein Stück Butter mit der Messerspitze zum Munde führend.

Karline stand bescheiden beiseite, und sah ihm zu; entzückt, daß es ihm so gut zu schmecken schien. Sie hatte ihn auf einmal so unaussprechlich lieb gewonnen. Nun war es ja entschieden, daß sie die Seine werden würde. Sie stand und stand, sah Bissen um Bissen in seinem Munde verschwinden. Was hätte sie um einen Blick von ihm gegeben, jetzt, oder um ein freundliches Wort! Aber er schien schlechter Laune zu sein. Worüber mochte er sich nur ärgern?

Nun war er fertig mit essen. Er dehnte sich, gähnte, nahm einen Schluck aus der Flasche, und er-

klärte, er wolle nun schlafen; sie möge hier auf ihn warten.

Karline erschrak. Das ging doch nicht! Sie mußte ja zur Stadt. Sowieso hatte sie viel zu viel Zeit verthan unterwegs. Wer weiß, wie lange die Sparkasse offen war. In aller Demut stellte sie ihm vor, daß sie keine Zeit habe, zu warten. Er fuhr sie an, dann möge sie seinethalben allein gehen; er brauche sie nicht. Sie stand ratlos vor ihm, und begann zu weinen. Was sollte sie denn nun anfangen? Sie wußte ja von hier aus nicht einmal den Weg nach der Stadt, nachdem er sie von der Fahrstraße weggelockt hatte. Graubs machte inzwischen Anstalten, sich der Länge lang in den Baumschatten zu legen.

Ob sie ihm alles sagen sollte, auch das mit dem Sparkassenbuche? — Einmal mußte er's ja doch erfahren, jetzt, wo sie so zu einander standen. Vielleicht würde das seine Liebe zu ihr vermehren, wenn er erfuhr, daß sie dreißig Thaler im Vermögen habe. Vielleicht würde er dann wieder gut werden mit ihr. Anfangs zaghaft, begann sie, ihr bisher sorgsam gehütetes Geheimnis vor ihm zu enthüllen. Graubs setzte sich auf. Die Sache schien sein Interesse aufs höchste zu erregen. Er ließ sich das Sparkassenbuch zeigen, sah es durch, nickte zustimmend, und erklärte sich bereit, sofort mit dem Mädchen zur Stadt zu gehen. Seine Müdigkeit schien auf einmal völlig überwunden; er trieb jetzt selbst zur Eile an.

Sie hatten sich auf Umwegen wieder auf die große Straße begeben. Bald kamen sie durch eine größere

Ortschaft. Hier wurde Schützenfest abgehalten. Schon den ganzen Vormittag über hatten sie in der Entfernung vereinzelte Schüsse fallen hören. Jetzt vernahmen sie das Schießen, die Musik und den sonstigen Lärm des Festes aus nächster Nähe.

Graubs schlug vor, den Schießplatz zu besuchen. Karline war mehr dafür, ohne Aufenthalt nach der Stadt zu gehen. Aber er meinte, auf eine Viertelstunde käme es nicht an. Das Mädchen war leicht zu bestimmen; schließlich lockte auch die Musik und der Anblick der vielen Festbuden. Bald stand man vor einem Zelte, das die vielverheißende Aufschrift „Echte Menschenfresser" trug. Ein geputztes Fräulein stellte einen Schwarzen vor, der unter schrecklichem Geschrei allerhand Tänze aufführte, und schließlich eine rohe Taube verschlang. Karline war gänzlich benommen von dieser Schaustellung. Dann begab man sich vor eine Kuchenbude. Graubs beschenkte das Mädchen reichlich mit Kuchen. Sie hatte Appetit und der Kuchen schmeckte ihr vortrefflich. Als es zum Bezahlen kam, gestand er ihr, daß er kein Geld habe, und bat sie, ihm etwas zu leihen.

Karline zog ihr Geldtäschchen hervor. Es war gestopft voll mit großer Münze. Er nahm ihr das Täschchen aus der Hand, ließ wechseln, bezahlte, gab es ihr aber nicht zurück. Er wolle ihr das Geld derweilen aufheben, meinte er; bei solchen Festen gäbe es immer Spitzbuben. —

Man kam an ein Karussel. Graubs schlug vor, sich darauf zu setzen. Karline hatte keine große Lust

dazu; die Ausgabe reute sie. Aber er wußte sie zu überreden. Als das Karussel das nächste Mal hielt, hob er sie hinauf. Er selbst werde sich auf das nächste Pferd hinter sie setzen, erklärte er.

Es klingelte, die Maschine setzte sich in Gang. Eine heisere Musik ertönte, in einem fort läutete es — dazu die kreisende Bewegung, das Schwanken, der Luftzug — Karline wurde es schwindlich. Sie mußte sich an den Hals des Pferdes anhalten, um nicht herunterzufallen. Das Mädchen war von Herzen froh, als das Karussel endlich still stand.

Sie sah sich nach ihrem Freunde um; er war nicht da. Sie hatte doch ganz bestimmt geglaubt, er sitze auf dem Pferde hinter ihr. Karline lief um das ganze Karussel herum; nirgends eine Spur von ihm! —

Jetzt blitzte in dem Kopfe der Einfältigen ein Verdacht auf. Wie ein Messerstich traf es sie. Ihr wankten die Kniee. Kaum, daß sie sich noch aufrecht zu erhalten vermochte. Ihr Geld! Er war mit ihrem ganzen Gelde davongelaufen.

Bleichen Angesichts, mit verzogenem Munde und stieren Augen lief sie umher, guckte in alle Buden. Nirgends der, den sie suchte! Sie stöhnte, mußte sich setzen. Dann stand sie auf, lief von neuem umher, völlig kopflos, jammerte, fragte die Vorübergehenden in ihres Herzens Angst, ob sie ihn nicht gesehen hätten. Niemand wußte, wer Gustav Graubs sei.

Das Benehmen des Mädchens fing an Aufsehen zu erregen. Eine Anzahl halbwüchsiger Jungens folgte

ihr; bald schlossen sich auch Erwachsene an. Sie heulte jetzt ganz laut.

Einer von der Schützengilde nahm sich des weinenden Mädchens an. Er bekam durch längeres Fragen aus ihr heraus, was ihr widerfahren sei. Nun wurde der Ortspolizist geholt, der die Aufsicht auf dem Festplatze hatte. Der behandelte den Fall mit vieler Wichtigkeit, ging sofort auf den tiefsten Grund der Sache, er fragte das Mädchen nach Namen, Stand, Alter, Herkommen, und brachte das alles zu Protokoll. Jemand aus der Menge machte den naheliegenden Vorschlag, dem Diebe nachzusetzen; der Polizist erklärte jedoch, daß er außerhalb des Festplatzes keine Machtbefugnis habe, das sei Sache der Gendarmerie. Nach längerer Beratung wurde nach dem Gendarm geschickt.

Bis der kam, saß Karline auf einer Bank, still vor sich hinweinend, von einer Schar Neugieriger umstanden, die den Fall besprachen und dem Mädchen wohlgemeinte Ratschläge erteilten.

Der Gendarm nahm kein weiteres Verhör mit Karline vor. Graubs schien ihm bekannt zu sein, er bezeichnete ihn als einen „gefährlichen Landstreicher". Er forderte das Mädchen auf, mit zu kommen, um den Dieb in den nächsten Ortschaften zu suchen. —

Spät abends kehrte Karline auf den Hof zurück, mit wunden Füßen, ohne Geld, zu Tode unglücklich. Natürlich hatten sie den Dieb nicht gefunden.

Thränen hatte sie nicht mehr; in ihrem armen beschränkten Kopfe sah es wirrer aus denn je. Und nun

das Gerede und Gefrage des gesamten Hofgesindes über sich ergehen lassen zu müssen! Die Mägde lachten sie aus, und der Inspektor war wütend über solche Dummheit.

Am nächsten Morgen trat sie zur Arbeit an, wie gewöhnlich. Äußerlich merkte man ihr kaum an, daß sie an einem Tage die seligsten und die verzweifeltsten Stunden ihres Daseins erlebt hatte. Karline war noch stiller und blöder als vordem. Der Ruf ihrer Dummheit hatte sich durch das Gerücht weithin verbreitet. Wo immer ihre Geschichte erzählt wurde, hielt man sich die Seiten vor Lachen. Ganz besonders interessant aber wurde ihr Geschick, als es sich zeigte, daß der verhängnisvolle Gang nach der Stadt auch noch anderweite Folgen für das Mädchen mit sich gebracht hatte. —

Das blöde Lächeln, das früher Karlinens einfaches Gesicht erhellt hatte, wenn sie an ihren heimlichen Schatz in der Lade dachte, dieses Lächeln, das eine Zeit lang völlig von ihren Zügen verschwunden war, stellte sich jetzt wieder ein; aber nunmehr dachte sie an ein ganz anderes Kleinod. —

Eines Tages bekam sie eine Vorladung. Sie mußte vor den Richter, in Voruntersuchung gegen einen gewissen Gustav Graubs, der sich der Unterschlagung verdächtig gemacht hatte. Später fand Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht statt, zu der sie als Zeugin geladen war.

Karline erschien an Gerichtsstelle. Den Richtern entging es nicht, daß sich das Mädchen in anderen

Umständen befinde. Der Angeklagte wurde aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Karline sah ihn nicht an. Sie stand da mit niedergeschlagenen Augen, verschämt und verschüchtert durch so viel Blicke, die sie von allen Seiten auf ihre Person gerichtet ahnte. Erst als der Vorsitzende sie aufforderte, sich den Angeklagten anzusehen, und zu erklären, ob er derjenige sei, der ihr das Geld abgenommen habe, blickte sie scheu nach dem Manne auf der Anklagebank hin, und ließ ein kaum vernehmbares „ja!" hören.

Graubs sah völlig verändert aus. Sie hätte ihn kaum wieder erkannt, bartlos wie er jetzt war, mit dem kurzen Haar, der bleichen Gesichtsfarbe und dem grauen bis an den Hals geschlossenen Leinwandkittel. Er fing ihren Blick; sein Auge schien sie anzuflehen. Sie hätte ihn gerne verschont, hätte gern alles verschwiegen, um seinetwillen, denn sie hatte ihm längst vergeben; aber sie durfte ja nicht schweigen, sie mußte ja die reine Wahrheit sagen: sie hatte es ja beschworen.

Und so wurde denn Graubs trotz hartnäckigen Leugnens wegen Unterschlagung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Amtsrichter sprach, nachdem die Verhandlung vorüber war, noch ein paar Worte mit dem Mädchen. Er legte ihr nahe, ihren Anspruch auf Alimente gegen Graubs geltend zu machen. Aber Karline wollte davon nichts wissen. Und der Herr Amtsrichter schüttelte den Kopf über so viel Dummheit. —

Die Geburt ging leicht von statten. Am Tage vor dem Ereignis hatte die Magd noch auf dem Felde ge-

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

arbeitet, acht Tage darauf meldete sie sich schon wieder zum Dienste.

Sie gab das Kind nicht von sich; was es heißt, bei fremden Leuten aufwachsen, das hatte sie an sich selbst erfahren. Sie mietete sich ein bescheidenes Zimmer im Dorfe, und ging weiter zur Arbeit auf das Rittergut. Eine alte Frau, die im selben Hause das Ausgedinge hatte, sah, während die Mutter abwesend war, nach dem Würmchen.

Es war ein strammer Junge. Die dunklen Augen hatte er vom Vater, im übrigen zeigte er ganz die einfältigen Züge seiner Mutter.

Nach wie vor war Karline sparsam bis zum Geize. Aber jetzt hatte ihre Sparsamkeit einen neuen Zweck bekommen. Nicht mehr für ihre Aussteuer, sondern für ihren Jungen, legte sie nunmehr zurück.

An Max Halbe.

Die Rivalen.

Freiherr von Grünau auf Mieszkowo war ein einsamer Junggeselle. — Einsam nicht nur darum, weil er sich nicht hatte entschließen können, zu heiraten, einsam weil ihm weder Bruder noch Schwester, noch irgend welche nähere Anverwandte lebten, und einsam schließlich auch, weil er in einem Gott- und Menschen verlassenen Winkel unseres östlichen Vaterlandes wohnte, wo sich, wie das Sprichwort sagt: Wolf und Fuchs „Gute Nacht" sagen.

Flach wie ein Tisch war die Gegend. Der Sand stritt sich mit dem Sumpfe um die Herrschaft im Gelände. Am Horizonte zog sich eine schier endlose dunkle Linie hin: der Kiefernwald.

Mieszkowo lag auf einer mäßigen Erhöhung, die sich aus der Plattheit der Ebene weithin sichtbar erhob. Das Schloß, von Schlachzitzen erbaut, ein Zeuge vergangener Herrlichkeit, mit stolzem Portal, einer Auffahrt und vorspringenden Flügeln, erhob sich aus einem

unordentlichen Haufen von Polackenwohnungen: Lehmbauten mit Strohdächern, die sich aus einiger Entfernung wie Maulwurfshaufen ausnahmen. Abgesondert davon erhob sich eine Gruppe weißgetünchter, ziegelgedeckter Gebäude, von Gärten umgeben, in denen Obstbäume standen, und kleine reinlich gehaltene Blumenbeete nicht ohne Pedanterie abgezirkt waren. Das war eine Kolonie deutscher Bauern: eine germanische Insel mitten im slavischen Gebiet.

Die Deutschen hatten ihre Kirche. Groß war sie nicht, aber freier evangelischer Geist schien aus ihren hellen Fenstern zu blicken. Die verstreuten Protestanten aus zehn umliegenden Ortschaften waren hier eingepfarrt. — Nächst dem Schloß war das evangelische Pfarrhaus wohl der stattlichste Profanbau in Mieszkowo. Man hätte denn der Schenke den Vorzug geben müssen; so wenigstens schienen die Polacken zu denken, die tagein tagaus in der Schenkstube saßen und die dummen Deutschen sich abschinden ließen, den durch langen Raubbau entwerteten Boden in bessere Kultur zu bringen.

Aber auch die Polen besaßen ihre Erbauungsstätte. In einem Flügel des Schlosses war die katholische Kapelle untergebracht, und der Priester, ein Kuratkaplan, hatte nicht weit davon in einem aus Trümmern der verfallenden Schloßrampe erbauten Häuschen seine Wohnung. — So hatte es der Vater des jetzigen Besitzers übernommen, als er Mieszkowo von einem bankerotten polnischen Edelmann erwarb.

Freiherr von Grünau saß hier seit manchem Jahre. — Früher war er viel im Land umhergefahren zu

Diners, Bällen, Gelagen und Jagden. Er hatte beim Tanzen, Trinken, Kartenspiel und Waidwerk seinen Mann gestellt. Aber mit dem herannahenden Alter wurde der Freiherr schwerfälliger. Im Trinken und Essen mußte er sich Maß auferlegen; denn schon meldete sich das Podagra. Aus demselben Grunde war er zum Sport verdorben. Und mit den Frauen — das war so eine Sache! — Früher hatte er manches Glück gemacht; auch jetzt noch blitzten ihn die dunklen Augen polnischer Edelfräuleins verheißungsvoll an. — Aber Grünau war klug genug, um zu verstehen, daß seine kontrakte, durch Platte und gerötete Nase verunstaltete Persönlichkeit, schwerlich so feuriges Begehren hervorrufen könne; solches Entgegenkommen galt vielmehr dem Besitzer von Mieszkowo, der mit zwölftausend Morgen Land und überschüssigem Bargeld unter den verschuldeten Grundbesitzern der Umgegend, als Mann von geordneten Verhältnissen, eine vielbeneidete Stellung einnahm.

Und so zog sich denn Herr von Grünau allmählich von aller Geselligkeit zurück, saß einsam in seinem großen Schlosse, von dem er nur wenige Zimmer bewohnte, und widmete sich der Verwaltung seines Gutes.

Aber Schweine- und Schafzucht, Kartoffel- und Körnerbau vermochten doch nicht Geist und Gemüt dieses Mannes auszufüllen, der lebhaft und aufgeweckt war von Natur und nicht ohne Sinn für höhere Genüsse.

Herr von Grünau fand, daß die beste Cigarre schlecht schmecke, wenn man sie einsam rauchen mußte,

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

und der Bordeaux — zu dem er sich neuerdings bekehrt hatte, weil der Rheinwein zu viel lästige Salze in seinen Gelenken absetzte — glitt ihm auch angenehmer über die Zunge, wenn er ein wenig über Politik und Geschichte, oder über die neuesten Erfindungen und Mordaffairen, wie sie ihm die Zeitung vermittelte, plaudern konnte.

Nun waren die gebildeten Leute in Mieszkowo ziemlich dünn gesäet. Außer dem Inspektor und dem Schulmeister konnten da nur noch die beiden Geistlichen, der evangelische und der katholische, in Frage kommen.

Mit diesen beiden Herren saß denn der Freiherr auch manchen Abend beisammen, im großen Bankettsaal, beim Marmorkamine. — Manch wilderes Gelage, als dieses zahme Convivium, hatte der Raum schon gesehen, in den Tagen der Jagellonen und später. Aber diese drei Wackeren vertrieben sich die Zeit auch nicht schlecht, bei gutem Wein, echten Cigarren und einer Unterhaltung, die bald ernst war, bald launig, häufig auch belehrend, und auf alle Fälle einen angenehmen Zeitvertreib für die Beteiligten bedeutete. Manch liebes Mal trennt man sich erst, wenn bereits die Morgendämmerung über die östlichen Steppen und Sumpfflächen heraufkam.

Gestritten wurde selten, und gab es ja einmal Meinungsverschiedenheiten, so regten sie doch nicht die Gemüter allzu tief auf, denn Grünau hatte, mit Rücksicht auf die beiden Geistlichen verschiedener Konfessionen, in weiser Vorsicht, ein für allemal das Thema Religion ausgeschlossen. Und da dieses heikle Gebiet ein-

gezäunt war, konnte man sich auf den weiten Gefilden menschlichen Wissens um so lustiger tummeln. Das geschah denn auch um so zwangloser, als diese drei auf eine Scholle zusammengeworfenen Männer, wie von Natur dazu geschaffen waren, einander zu ergänzen und zu unterstützen.

Der Freiherr war ein Mann von schönen Gaben, die nicht ausgenutzt waren, aber auch nicht völlig brach gelegen hatten. Er war in seiner Jugendzeit viel gereist. Das Paris zu Napoleons des Dritten Präsidentenzeit hatte er so genau gekannt, wie jetzt seinen Schweinestall in Mieszkowo. — Gleichsam unter einer Decke lagen all diese alten Geschichten bei dem alternden Junggesellen. Ein wenig eingerostet war er und verbauert, aber wenn er die nötige Anregung gefunden — was gewöhnlich bei der zweiten Flasche eintrat — konnte er witzig werden und manches Interessante aus der Vergangenheit auskramen.

Der evangelische Pfarrer war ein Mann von gediegenem Wissen, nicht bloß auf theologischem Gebiete. Er konnte noch jetzt seinen Homer, Sophokles und Horaz citieren. Leider neigte er ein wenig zum Doktrinär, hörte sich gern sprechen, und liebte es, mit pastoraler Salbung seine Weisheit an den Mann zu bringen. Aber bei den beiden anderen war er da an die rechten gekommen; sie verstanden es, seiner Beredsamkeit, wenn sie sich allzusehr ausbreiten wollte, mit guter Laune die Flügel zu stutzen.

Der katholische Kaplan war ein Pfiffikus. Die Tonsur saß bei ihm auf einem Kopfe voller Raupen und

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

lustiger Einfälle. Gelernt hatte er nicht allzuviel, aber sein Mutterwitz traf darum doch den Nagel viel häufiger auf den Kopf, als die pedantische Gelahrtheit des evangelischen Klerikers. Die kupferne Färbung seiner Nase wetteiferte mit der des Junkers. Aber bei seinen Beichtkindern that ihm das keinen Schaden, die besaßen Verständnis für so etwas. Seine Gemeinde hat der Kaplan ganz gehörig im Zuge.

Die Harmonie zwischen den beiden Konfessionen war in Mieszkowo bisher nicht ernstlich gestört worden. Die beiden Geistlichen lebten in Frieden nebeneinander; das Bindeglied war der Freiherr und die gemütlichen Abende auf dem Schlosse.

Grünau selbst war evangelisch. Zwar machte er den beiden Klerikern gegenüber kein Hehl daraus, daß er im Grunde vom Glauben nicht allzuviel halte; aber er besuchte das evangelische Gotteshaus des Ortes, dessen Patron er war, allsonntäglich, wohl um des guten Beispieles willen und aus Rücksicht für seinen Freund, den Pfarrer. Auch hatte der Freiherr seinen kirchlichen Sinn, schon anderweit aufs deutlichste dargethan, indem er zur würdigeren Ausschmückung des Gotteshauses eine Geldspende gemacht, und auch gelegentlich seinem Pfarrer gegenüber Andeutungen hatte fallen lassen, daß er später noch weitere Dotationen vorzunehmen gedenke. Dem katholischen Gottesdienste, obgleich die Kapelle im Schlosse gelegen war, hielt sich der Freiherr, als Portestant, fern. —

Der Friede, der in dieser Weise eine Zeit lang zwischen den beiden Konfessionen und ihren Dienern

in Mieszkowo bestanden hatte, und der allen nur zu Nutz und Frommen gewesen war, erlitt jedoch seine Erschütterung, — gesprengt ward ein für allemal das traute Convivium der drei Männer im Bankettsaale.

Das kam so:

Zum Unterschiede von den beiden anderen Genossen besaß der evangelische Pfarrer eine Frau.

Schon lange waren der Frau Pastorin die abendlichen Zusammenkünfte auf dem Schlosse ein Dorn im Auge gewesen. Sie fand in dem späten Nachhausekommen ihres Gatten eine unverantwortliche Verletzung der ehelichen Pflichten. Ein wahrer Greuel in ihren Augen waren von jeher die Sitten des Freiherrn gewesen. Und leider, es muß ausgesprochen werden, sie waren etwas locker, die Sitten des Junkers. Wer wollte es einer wohlanständigen Pfarrfrau verdenken, daß sie alles that, um der Ansteckung ihres Eheherrn durch lasterhaftes Beispiel vorzubeugen? —

Es war schon früher gemunkelt worden, daß Herr von Grünau mit diesem oder jenem weiblichen Wesen im Dorfe zarte Beziehungen aufrecht erhalte — genaues jedoch wußte man nicht. Einem einzelnen Herrn wird leicht etwas nachgesagt. Sicher ist, daß das Herz des Junkers, trotz seiner Jahre, nicht frei war von Schwächen und Thorheiten.

Ein neue Wirtschafterin kam aufs Schloß. Raphaela hieß sie; mit weißem ovalen Gesicht, und den schönen dunklen Augen der polnischen Rasse. — Und nun ereignete sich eine sehr menschliche Geschichte. Zwei

Kinder gebar Raphaela ihrem gnädigen Herrn, einen Knaben und zwei Jahre darauf ein Mädchen.

Der Frau Pastorin war das außer dem Spaße. Sie stammte aus anständiger Familie — Kreissekretär war ihr Vater gewesen, wie sie gern erzählte — sie wußte daher, was sich gehörte. Drei Töchter saßen ihr daheim. Hübsch waren diese Mädchen nicht, aber sittsam; das Haus eines jeden Edelmanns hätten sie geschmückt, wenn sich ein solcher nur um sie hätte bewerben wollen. —

Der evangelische Pfarrer hatte anfangs ein Auge zugedrückt zu dem Thun und Lassen des Freiherrn. Er wußte, warum. Der Junker hatte seinen Kopf für sich und ließ sich von niemandem in seine Privatangelegenheiten hineinreden. Aber die Frau Pastorin lag ihrem Gatten in den Ohren, bohrte so lange, bis er schließlich, wenn auch mit schwerem Herzen, daran ging, dem Freiherrn Vorstellungen über seinen Lebenswandel zu machen.

Der Pfarrer kam nicht weit mit seiner Moralpredigt. Herr von Grünau erklärte ihm rundweg, er möge sich gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Von da ab trat eine Abkühlung ein zwischen dem Pfarrer und dem Besitzer von Mieszkowo. Seltener und seltener wurde der Geistliche aufs Schloß gebeten. Wenn er zum Freiherrn kam, war es nicht mehr das alte gemütliche Verhältnis. Er hatte das Gefühl, als warteten die beiden anderen nur auf sein Gehen, um sich über ihn lustig zu machen. In den zwinkernden

Schalksaugen des Kaplans funkelte etwas wie triumphierender Hohn. Der Pfarrer fühlte sich unbehaglich in dieser Gesellschaft und so blieb er allmählich ganz weg; nicht ohne schwere Bekümmernis im Herzen zu empfinden.

Dieser Zwist mit seinem Patronatsherrn hatte manchen schönen Plan für den Geistlichen zerstört. Unter anderem wurde die Dotation, welche Herr von Grünau der evangelischen Kirche in Aussicht gestellt hatte, in Frage gestellt. Wer weiß, was der Kaplan im Schilde führte! Diesen römischen Füchsen konnte man ja nie über den Weg trauen.

Der Kaplan hatte jetzt Oberwasser. Öfter denn je war er auf dem Schlosse zu finden. Freier und lustiger gestalteten sich jetzt die Abende, seit der steifleinene Doktrinär gegangen, und mancher Witz wurde auf seine Kosten gemacht. Jetzt waren sie unter sich und sprachen dem Weine stärker zu, als früher. — Die Gicht des Junkers wurde schlimmer und das Pfäfflein ward manchmal in einem Zustande gesehen, welcher der Würde seines Amtes nicht durchaus entsprach.

Der evangelische Geistliche dachte gar manches Mal, wenn er mit seiner energischen Ehehälfte und den zur Altenjungferschaft heranreifenden Töchtern des Abends beisammensaß, und von den Frauen gar mancher Stich mit der Nadel ins Zeug und nicht minder mit den spitzen Zungen in die Haut des Familienhauptes geführt wurde — wie oft gedachte der Arme da der angenehmen Stunden, die er bei

flackerndem Kaminfeuer im herrschaftlichen Bankettsaale, bei trefflicher Unterhaltung verbracht hatte.

Häufiger aber noch als die Wehmut regte sich die Galle bei ihm, wenn er sah, wie der katholische Geistliche mehr und mehr in die Gunst des Freiherrn hineinwuchs.

Überall glaubte er jetzt den Einfluß des Rivalen zu spüren. Des Freiherrn und Raphaelas Kinder waren nach der Konfession der Mutter katholisch getauft worden. Kein Zweifel, das war das Werk des Kaplans.

Der Pfarrer wollte vor Neid vergehen. Jener saß so recht an der Quelle; jederzeit durfte der Kaplan mit dem Freiherrn verkehren, der für ihn, seinen eigentlichen Beichtvater, nur noch in Geschäften zu sprechen war. — Die Rittergutsloge in der evangelischen Kirche war jetzt häufig leer. Eines Tages wurde dem Pfarrer eine Nachricht hinterbracht, die ihn geradezu erschreckte: Der Freiherr war in der katholischen Kapelle zur Messe gesehen worden.

Jetzt wurde die Sache ernst. Der Pfarrer glaubte nun zu verstehen, worauf es der andere absehe. Das wäre der Gipfel der Schmach gewesen, wenn es seinem Rivalen gelang, den alternden Junker zum Konvertiten zu machen. Welch peinliches Aufsehen mußte ein solcher Fall erregen! Was würde die hohe evangelische Kirchenbehörde dazu sagen! — Und womöglich fiel dann die schöne Dotation, die er bereits als sicheres Erbteil seiner Kirche angesehen, dem Gegner zu.

Entrüstung, Ärger und Neid wuchsen in der Seele

des Pfarrers, verstärkt durch das Gefühl völliger Ohnmacht.

Am schwersten erschien es ihm, das Benehmen des Kaplans zu ertragen. Man konnte es nicht vermeiden, sich hin und wieder zu sehen, in dem kleinen Orte. Der katholische Priester floß bei solchen Gelegenheiten stets von Freundlichkeit über, fragte mit der ernsteten Miene der Welt nach dem Befinden Hochwürden des Herrn Bruders. Ja, der Erzschelm brachte es fertig, den anderen, wegen seiner gelben Farbe zu bedauern und ihm ein kräftiges Tränklein anzuempfehlen.

So gingen wieder mehrere Jahre ins Land. Die drei Männer wurden älter, aber nicht glücklicher und besser. — Der Freiherr war inzwischen ein siecher Mann geworden. Raphaela hatte schwere Tage bei der Pflege; denn er war ein schwieriger und eigensinniger Kranker.

Das feiste Gesicht des Kaplans schimmerte ins Violette, und sein evangelischer Amtsbruder wartete in freundlicher Gesinnung längst darauf, daß der Rivale ein Ende mit Schrecken nehmen werde.

Und so kam es auch. — Als einige seiner Beichtkinder eines Morgens bei dem Kaplan eintreten, um ihn zu einer Totenmesse abzuholen, lag er im Bette und rührte sich nicht. Die Braven dachten, Hochwürden habe seinen letzten Rausch noch nicht ausgeschlafen, und zogen sich ehrfurchtsvoll zurück. Aber, als sie nach einigen Stunden zurückkamen und ihr Hirte lag noch immer in derselben Ruhe, lang ausgestreckt, die sonst so rote Nase unheimlich bleich, da merkten sie es: Gott der Herr hatte ihn zu sich genommen.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Dieser Gedanke war ihm peinlich. Er hätte sich selbst Einwände gegen diese falsche Ansicht bilden können, aber sein Sinn, der so krankhaft-einseitig ausgebildet war, daß er nur immer Fehler an den Juden entdecken wollte, duldete keinen Einwand. Es lag in dieser Selbstqual eine gewisse Wollust. Sie glich einem Asceten, der sich selbst mit schmerzhaften Geißeln schlug.

„Stimmt," sagte er leise, „je reicher man wird, desto weniger belästigt man den lieben Herrgott!"

Ja, ja, sein neuer schwarzer Anzug! . . .

Wie vorsichtig war er gewesen, daß er ihn nicht beschmutzte! Und neben ihm ging seine bleiche kranke Mutter im schwarzen glänzenden Kleid, mit all dem geringen Schmuck angethan, den sie besaß, und der Vater mit dem großen Cylinderhut, den er alle Jahr zweimal aus der Schachtel holte und abbürstete, und dem langen schwarzen Rock, der ihm übers Knie reichte. Wie ernst und feierlich gingen sie zur Synagoge am Marktplatz! Und er zwischen ihnen! Wie freute er sich, daß er das große heilige Gebetbuch tragen durfte! Dann trafen sie auf dem Wege zur „Schul" noch andere Juden im höchsten Staat, mit ernsten Gesichtern und dicken Gebetbüchern. Im Tempel saßen sie dann da in weißen Mützen und weißen Hemden und beteten und schüttelten in feierlichen Momenten mit dem ganzen Körper und schrieen und sangen und tänzelten und stöhnten und schlugen sich an die Brust, seufzten tief und blickten nach der Decke, alle durcheinander. Und dazwischen hörte der kleine Junge mit offenem Mund

die ernsten weihevollen wunderlichen Gesänge des Vorbeters, der mit dem Kopf so sehr wackelte, daß er fast das Buch berührte, welches vor ihm lag, und der noch weit lauter schrie und stöhnte und klagte, als sie alle. Einmal, so erinnerte er sich, hatte er gelacht, aber ein furchtbarer, drohender Blick seines Vaters hatte ihn ganz verschüchtert.

Wohl lächelte Leo, als diese Bilder seiner Jugend vor seinem Innenauge vorbeizogen. Aber in seinem Lächeln lag ein Moment der Wehmut, der Trauer. Sie beschlich ihn immer, wenn er sich der schweren Tage seiner Kindheit erinnerte, wo er noch ein gläubiges Kind war und noch das blasse Gesicht seiner Mutter leise zu ihm sprach und seinen Kopf in den Schooß nahm, wo er immer das Gebetbuch küßte, inbrünstig auf beiden Seiten, wenn es zu seinem Schreck zu Boden gefallen war, wo an jedem Freitag Abend zwei Lichte auf weißer Decke standen, und der Vater ein kurzes Gebet sprach und ihm ein Stück „Barches" zu essen gab. Dann gab es Abends Fische, ein seltenes Gericht, wozu seine Mutter schon 8 Tage lang sparte und sich oft deshalb die nothwendige Medizin und Pillen versagte. Durfte doch „Fisch" nicht am heiligen Freitag-Abend fehlen. Nachher kamen dann noch andere Juden aus der Bekanntschaft, und die Männer erzählten, was sie für Geschäfte gemacht, wieviel sie verdient hätten, und die Frauen, wie sie die Fische zubereitet hätten, was sie des Sonnabends kochten u. s. f.

Wenn er daran dachte, dann überschlich es ihn

kalt wie ein frostiges Zittern. Immer wieder stieg ihm der Gedanke auf, wer glücklicher war, er, Leo Wolff, der jetzt 23 Jahre alt und ein „gelehrtes Haus" war oder werden wollte, oder der kleine blöde dumme Junge. Er wußte wohl die Antwort. Aber er verschwieg sie sich absichtlich. Doch zuweilen nicht. Dann regte sich eine Stimme in ihm . . . . . Er dachte an seine kranke blasse Mutter, die er so überaus geliebt, und nun wußte er, wer der Glücklichere war . . .

Fünftes Kapitel.

Das Aktienunternehmen seines Vaters, die Beteiligung seines ihm widerwärtigen Vetters Siegmund, die Teilnahme des verehrten Direktors Berger beschäftigten ihn wohl noch manchen Abend, aber da er auf seine ungestümen Briefe nur beruhigende Antworten erhielt, die ihn mit seinem plötzlich erwachten Geschäftsinteresse neckten, verlor er nach und nach seine Besorgnis und bald schalt er sich selbst wieder einen Phantasten, einen Schwarzseher, der überall Unheil wittere, wo gar keins vorhanden war.

Dabei machte er bei sich die merkwürdige Entdeckung, daß er seine eigenen Glaubensgenossen mit einem viel strengeren Maaßstab messe, als die Christen, daß er ihre Fehler immer vergrößere, die Fehler der Letzteren immer verkleinere. Es kam ihm vor, als sei er gar nicht mehr fähig, ein ruhiges sachliches Urteil über Handlungen zu fällen, die von Juden ausgingen, und er rechtfertigte sich so gut es ging damit, daß in der That ein Vergehen eines Juden ver-

hängnißvollere Wirkung habe als das eines Christen, eben weil ersteres ungleich mehr die Aufmerksamkeit auf sich zöge.

Dabei verfiel er wieder in das Extrem. Er suchte Mängel und Fehler, wo keine waren und betrieb diese Sucht mit einer Art Wollust, mit der Wollust des Schmerzes, denn immer wieder, wenn er vor sich, in sich, bei sich eine Wutrede gegen die Juden losließ, dann war es ihm, als schlüge er sich selbst langsam und sicher ins Herz, dann war es ihm, als bekenne er seine eigenen Fehler vor einer Idealgestalt, die bei ihm war und neben ihm ging und stand und saß, vor der Gestalt des idealen Juden, wie er ihn sich dachte. Sein Bestreben, der Juden geringfügigste Schwächen zu Riesenfehlern auszudehnen, zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Immer schwoll sein Haß und Groll, wenn er von schlimmen Thaten las, an welchen Juden sich betheiligt hatten. Las er in der Zeitung einen Wucherprozeß, dann überflog sein Auge fieberisch die Namen und hatte einer von ihnen jenes spezifisch jüdische Timbre, dann kochte es in ihm vor Wut, und mehr als einmal entfuhr ihm dabei ein Wort des Hasses, wie es schlimmer kein überzeugungstreuer Judenfeind hätte ausstoßen können.

Grade weil sich seine Aufmerksamkeit gewissermaßen auf das Aufsuchen von Gebrechen moralischer Art dressiert hatte, wie ein Hund auf Hühner, vermochte er schließlich überhaupt nichts Gutes mehr bei den Juden zu entdecken.

Und die Last aller Vergehen, die er in ihnen

entdeckt zu haben glaubte, schleppte er mit sich herum, und oft schien es ihm, als ob er ein Mensch mit zwei Seelen wäre, die sich unterschieden wie weiß und schwarz, wie Edelsinn und Gemeinheit.

Namentlich zu Boden drückend erschien ihm die Last dieser Verbrechen und Gebrechen, die Last seines Judenthums an den heiligen Feiertagen der christlichen Religion. Und doch war es nur die Gefühlsseite, die ihn, den Träumer, den Schwärmer, in diesen Feiertagen anzog, nur die Empfindung, die in ihm rege wurde während ihrer Feier, eine Empfindung, die er auch bei seinen jüdischen Feiertagen besaß, und die ihm nicht abhanden gekommen war. Nicht die religiös-christliche Seite zog ihn an, sie war ihm ebenso gleichgültig wie die jüdisch-religiöse, sondern das Anziehende des christlichen Pfingstfestes, des Weihnachtsabends war ihm eigentlich undefinierbar und nur fühlbar.

Auch jetzt stand wieder der Weihnachtsabend vor der Thür. In der ganzen Weihnachtswoche zeigte ihm Berlin eine Physiognomie, die es nur zum Weihnachtsfest hervorkehrt. Durstig sog er, der Provinziale, all die Eindrücke ein, die auf ihn einstürmten.

Er ging die belebtesten Straßen mit horchenden Augen ab, wo die Menge sich wie ein ewig flutender, schwarzer Strom vorwärts schob. Er ließ sich förmlich mit tragen von dem stoßenden Gedränge. Die Luft erfüllte ein fieberhaftes Sausen und Brausen, in wilder Hast jagte das Leben vorwärts, in einem Tempo, wie das Großstadtleben es nur zu Weih-

nachten zu haben schien. Und wenn er sich an der jagenden Flucht der Erscheinungen müde gesehen hatte, wo des Lebens Rhythmus beschleunigter und maschinenartig hastig schlug, dann überfiel ihn zuweilen ein unnennbares Angstgefühl vor diesem betäubenden Lärm des Tages, vor dieser Lichtfülle des Abends; schwer lag ihm dann der Druck der Großstadt auf der Brust, daß es ihn hinausdrängte aus dem Lärm und Gekreisch und Gewühl. Dann flüchtete er sich in die Vorstädte, wo das Leben nicht so hastige Kreise an der Oberfläche warf, wo das mächtige Brausen der eigentlichen Innenstadt nur zaghaft und gedämpft herausklang. Hier faßte dann sein Auge eine abwechselungsreiche Fülle von Einzelbildern, hier beobachtete er den kleinen Mann des Volkes, den Handwerker, den Arbeiter, den hungernden Proletarier. Er erlebte hier innerlich viel.

Und merkwürdig, als er jetzt am Weihnachtsabend die Manteuffelstraße entlang ging, da hatte er eine unangenehme Empfindung, er sah ein paar Arbeiter, die sich in die kalten Hände bliesen, um sie zu erwärmen. Da zog er langsam — es geschah fast unbewußt — seine eigenen Handschuhe aus und steckte sie in seinen Überzieher. Er schämte sich und wußte nicht warum, und wußte nicht vor wem.

Als er die vorübergehenden Arbeiter ansah, da fiel ihm seine eigene Kleidung durch ihre Eleganz auf. Aber er empfand es wie ein Verbrechen, das er begangen, wie eine That, um welche er um Verzeihung zu bitten hätte. Es war ihm peinlich, von

einigen Vorübergehenden scharf gemustert zu werden. Er glaubte in ihren Mienen etwas wie Hohn zu lesen. Es schien ihm, als wollten sie ihn mit der stummen Frage verscheuchen: „Was willst Du hier, Du Jude“. .

Und davor hatte er eine grauenhafte Angst.

Das Wort „Jude“ machte ihn stets geradezu nervös. Er war durch seine Selbstpeinigung so überreizt, daß er es überall witterte, aus jeder Miene, aus jedem Blick herauslas. Das hatte sich bei ihm zur Manie ausgebildet.

Als er nun an den dunklen Häusermassen entlang schritt und vergebens nach dem Schimmer eines Weihnachtsbaumes ausspähte, da fiel ihm das Elend und die Armut dieser Arbeitergegend schwer aufs Herz. Es war ihm, als hockte auf jeder Schwelle die Not und verscheuchte allen Glanz, allen Duft, alle Farbe, sogar den heimlichen Schimmer eines kleinen Weihnachtslichtchens. Wenn es mit der ganzen Wucht auf ihm lag, die schwere drückende Armut dieser schwarzen gespenstischen Häusermassen, wenn er vergebens sich nach einem Menschenlachen sehnte, und nur verschlossene, verkümmerte, verbissene Gesichter sah, dann verbohrte sich sein so einseitig ausgebildeter Verdacht in den peinigenden Gedanken, als seien die Juden Schuld an diesem Elend, und er, er trüge mit an der Riesenlast, gleichgültig ob schuldig oder unschuldig, denn die Schuld räche sich bis ins vierte Geschlecht. Und wenn dann wirklich eine Dirne, die ihn frech anlockte, bei seiner Weigerung ihm nachschrie, wenn ein Betrunkener die Häuser entlang tappte und ihm ein Schimpfwort

nachfluchte, dann trieb es ihn wie gehetzt durch die Straßen, bis er, fast zitternd vor Erregung, zu Hause anlangte.

Heute, am Weihnachtsabend, nachdem er seinen Rundgang durch die Vorstadt am Görlitzer Bahnhof gemacht, wollte er Helene abholen. Er mußte sich seine Grillen und Selbstquälereien wegplaudern lassen von ihrem roten Munde, er mußte ihre schmalen langen Finger in die seinen nehmen, ihr in das Auge schauen, den Kopf, den lieben kleinen Blondkopf zwischen seine Hände nehmen . . .

In solchen Ausmalungen war er geradezu ein Virtuose und konnte sich damit stundenlang die Zeit vertreiben.

Es war sonderbar mit ihnen beiden. Er hatte niemals ein Mädchen so warm geliebt, wie sie. Da waren all die kleinen Studentenliebschaften nichts dagegen gewesen. Ein bischen Sinnlichkeit, ein paar Abendbrote, ein bischen Verliebt- und Keckheit, und all die schon angefaulten Früchtchen waren mühelos erlangt. Da hatte er sich nie ein Gewissen daraus gemacht. Es waren ja nie unberührte Mädchen gewesen. Da war eben nichts zu befürchten. Da schlief sogar seine feine peinliche Moral.

Er hatte so oft seinen Abscheu kundgegeben, wenn seine Couleurbrüder mit ihren „Jungfernliebschaften" renommierten. Er wollte es nie thun, denn er mußte sich selbst treu bleiben, wenn er ein Jude sein wollte, rein vor der Welt und vor sich selbst. Das war ja immer wieder der alte Gedankenkreis, zu dem er zu-

rückkehrte. Er wollte ein anständiger „guter Kerl" sein! Das hatte er sich gelobt. Er für seine Person wollte wenigstens das gut machen, was andere verbrochen.

Aber mit Helenen? Das war eine eigene Sache! Er wußte, daß er ihre erste Liebe war. Und auf ihre Treue, auf ihre Unschuld schwor er. Er dachte einmal zweifelnd daran, und schon der bloße Gedanke erregte ihn so sehr, daß er bei dem nächsten Zusammentreffen ihr leidenschaftlich die feinen schlanken Hände küßte, ihren Kopf zwischen die Hände nahm und sie lang und groß ansah . . .

Später fand er freilich diese Situation furchtbar romantisch und lächerlich, aber dennoch hatte es ihn damals tief beruhigt, als sie ihn groß und erstaunt anguckte und ihm die roten Lippen unbefangen zum Kusse bot.

Nein, sie konnte nicht heucheln. Sie war noch rein und unberührt. Und wenn Schliff, dieses „versoffene Bierhuhn" behauptete, es gäbe seit der Hochzeit Evas überhaupt keine Jungfern mehr, so war das einfach eine infame Beleidigung — — —

Nein, sein Mädchen war von ganz anderem Schlage! Und wenn „Schliff" wiederum behauptete, daß die Judenmädels ein ganz anderes „Fressen" für ihn wären, so stimmte er auch darin gar nicht mit ihm überein. Nein, so monologisierte er, indem er die hellen Straßen weitertrottete, die waren gar nicht sein Fall! Die Jüdinnen mochte er sehr oft nicht leiden.

Sie waren ihm zu „raffiniert.“ So ganz ohne Duft! Ohne Keuschheit! Dagegen zog ihn ein blondes Gretchen mit unbegreiflicher Kraft an. Und noch dazu sein Mädchen.

Da stand er nun vis-à-vis dem Geschäft, in dem sie sich befand, und spann seine krausen Gedanken weiter fort. Das Gebrause der großstädtischen Flut brachte ihn wieder zu sich. Er wollte seine Gedankenkette wieder aufnehmen, trotzdem er mehr als einmal in dem Gedränge gestoßen und weiter getrieben wurde, aber es gelang ihm nicht. Er hatte nur das unbestimmte Gefühl, als ob seine Gedanken bei etwas Angenehmem, Lieblichem abgerissen wären. Und das verursachte ihm eine behagliche Nachempfindung.

Heute wollte er sie erwarten, denn sie hatte ihn sehr darum gebeten.

Am Weihnachtsabend hätte sie bis nach 11 Uhr zu thun, und da könne er sie doch nicht allein nach Hause gehen lassen. Ihr Vater könne sie nicht abholen, da er zu thun hätte, ihre jüngere Schwester Emma auch nicht, und ihr Bruder Hans sei doch erst 5 Jahr, und daher als Ritter noch zu klein, ihre Freundin Marie sei auch im Geschäft und noch dazu mit ihr böse u. s. f. Und als sie dann lebhaft und bittend ihn angesehen und seine Wange mit ihrer Hand liebkosend gestreichelt, da hatte er lachend zugesagt. Innerlich war er längst willens gewesen, natürlich, aber er that zu gern „männlich,“ indem er sie

um die Erfüllung irgend eines Wunsches lang und breit bitten und quälen ließ . . .

Er lachte glücklich vor sich hin und schlenderte die lange hellerleuchtete Straße langsam herunter. Er hatte ja noch 2 Stunden Zeit.

Oben war der helle Mond siegreich durch die dunklen Wolken getreten. Er lag nun in behäbiger Breite auf einer Wolkenmauer und lugte auf die Erde hinunter. Sein fahles weißes Licht flutete über die Straßen und mischte sich mit dem gelben unstet flackernden Licht der Laternen. Seine breiten frechen Strahlen hatten die Sterne aus seiner Nähe verscheucht und nur in der Ferne am dunklen Himmel kauerten ein paar einsame Sterne. Ein kalter Wind fegte durch die Straßen und färbte die Gesichter der Vorbeihastenden mit roten Farben.

Leo rettete sich in ein nahes Café, wo stets „Damenbesuch" war. Er liebte es, in einer Ecke des Sophas zu kauern und die krause Fülle seiner Eindrücke noch einmal in flüchtiger Hast an sich vorbei ziehen zu lassen. Aber kaum hatte er es sich bequem gemacht und sich ein wenig mit Thee und Rum durchgewärmt, als die lauschige Stille des menschenleeren Cafés, in das sich auch ein wenig von der Weihnachtsstimmung verloren zu haben schien, jählings unterbrochen wurde.

Eine Mädchengestalt trat hastig ein und schob zwei Knaben hastig vor sich her.

„Holla, he, Du, Mieze," rief Leo belustigt. Er kannte die Kellnerin seit mehr als einem Jahre, bis

sie ihm vor einem Monat aus dem Gesicht entschwunden war. Ihre Colleginnen hatten lachend und neidisch gesagt, sie sei mit einem alten reichen Juden verlobt und der hätte sie in seine Familie eingeführt.

Da saß sie schon an seinem Tisch.

„Na, Kleiner, so alleine? Bist de denn nich in Deine Couleur heute? Nich wahr, Du wunderst Dich wohl? Weißt Du, wo ich die hier — sie wies auf die beiden kleinen Jungen — aufgegabelt habe? Auf der Straße, draußen auf'm Weihnachtsmarkt! Na nu, setzt euch mal hin, und nu, ja doch — immer setzen — wenn ich euch das sage! Kellner! Eine große Portion Thee und Stullen . . ."

Leo begriff sofort. Er sah auf die beiden kaum 4- bis 6-jährigen Jungen, die in blaugefrornen Händen Hampelmänner trugen und die „Mieze" nun mal „auswärmen" und „ausfüttern" wollte. Er freute sich über ihr Mitleid, so daß er mit der rechten Hand ihr das Kinn empornahm, als sie sich eben, fast mütterlich-besorgt, zu dem Kleinsten herabbeugte. In dem hellen Licht des Kronleuchters sah ihr von der Kälte rot-überhauchtes Gesicht ungemein hübsch aus. So sympathisch war sie ihm noch nie erschienen.

„Siehst Du, gehen die armen Dinger da vor mir lang, und der Kleene heult immer: „Renn doch nich so!" Und der Große heult auch, weil er nischt verkauft hat. Und da frage ich den Kleinen, ob er Kuchen essen will. Da guckt er mich so groß an — sieh mal „Lupus", was der Kleine für große Augen

hat? Was? Und da habe ich sie mit hier hereingeschleift!“ . . .

Wie sie so burschikos plauderte, ihn mit „Du“ ansprach und mütterlich den Kindern Brot in den Mund stopfte, und immer zum Trinken ermahnte, da gefiel sie ihm immer besser. Er ertappte sich auf einen leise heranschleichenden Wunsch. Aber da dachte er an . . .

„Sage mal, Mieze, ist denn das wahr? Das mit der Verlobung? Und der reiche Jude?“

„Natürlich“, und sie lachte über das ganze Gesicht, holte ein Etui hervor und ließ ihn einen Verlobungsring sehen — „natürlich sind wir verlobt. Was soll ich denn thun? Das ewige Rumfuhrwerken mit Männern, weißt Du, und das Kneipen, ach, das ist manchmal so — so, ich weiß jar nich — da möchte ich doch dumm sein! Und wenn der Kerl so verrückt nach mir ist? Und da hat er mir bei seiner Alten eingeführt, und sie, und die andern Schachteln, ich sage Dir, steif wie ein Brett, zum Totlachen, und ich mitten mang! Sie ist so dick — sie beschrieb dabei einen phänomenalen Kreisbogen. — Er ist Chef von irgend so was, wenn er weg ist auf Reisen, dann verabrede ich mich mit 'ner Freundin, und dann brennen wir 'ne Nacht durch. — Weißt Du, das kann ich doch nich so lassen! Und diese dicke Mama . . . So 'ne Nase! — wieder ein ungeheurer Kreisbogen ihrer Hand. — Aber, Kinder, was eßt ihr denn nicht? Na eß doch, mein Püppchen . . So, immer essen! Wie

heißt Du denn? Na, sag, — als der Kleine sich hilfesuchend an seinen „großen" Bruder wandte. —

„Otto Weidner" . . . klang es zaghaft.

Leo, der immer belustigter Zuhörer und Zuschauer war, sah, wie ihre Hand plötzlich zitterte und sie den Mund zu einem Worte aufthat . . . Endlich klang es gepreßt:

„Na und wo wohnst Du denn, Otto?" Sie nahm ihn auf den Schoß und sah ihm ängstlich in das kleine runde Kindergesicht.

Da antwortete der andere: „Skalitzerstraße 17."

Mit einem schweren Ruck ließ sie den Kleinen von ihrem Schoß herunter. Sie wandte ihr Gesicht von Leo ab, damit er es nicht sehen konnte. Aber er bemerkte verwundert, wie ihre Brust sich mühsam hob und senkte, wie sie nach Atem rang. Ein heiserer Laut drang aus ihrem Munde.

Leo wußte nicht recht, was er sagen sollte. Etwas Ungewöhnliches mußte es sein. Da fiel ihm ein, daß sie eines Tages, als sie noch im „Elysium" Kellnerin war, ihm gesagt hatte, sie habe noch ganz kleine Geschwister und ihre Eltern lebten in Berlin. Nun begriff er sofort.

Sie that ihm jetzt tief leid. Er wagte eine leise Anrede.

„Mein liebes Fräulein."

Sie wandte sich um und er sah in ein geisterhaft bleiches Gesicht. Sie fühlte, daß er den Zusammenhang blitzschnell erraten, und die respektvolle Anrede, das so selten ihr gegenüber angewandte „Mein

Fräulein“ erkannte sie als ein warmes Herzenswort, als menschliche Teilnahme.

„Lassen Sie die Kinder nischt merken“, bat sie leise flüsternd, „ich habe sie ja seit drei Jahren nicht gesehen. Ich war ja damals kaum 16 Jahr alt und Otto erst ein und der Franz drei Jahr“ . . .

Dann schwieg sie und sah bekümmert und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, wie die beiden Kinder ihre warm und rot gewordenen Gesichter in die Theetassen steckten, mit der Ungeniertheit der Jugend ihre Stullen anpackten, entzweibissen und aßen, während der hohe Spiegel an der Wand das ganze Bild treu wiederspiegelte, ihre schlanke volle Gestalt, das kleine Hütchen, die lange weiße Boa, voll und plastisch zurückgab.

„Ein seltsames Bild“, dachte sich Leo.

Nun machte der Sechsjährige schüchterne Versuche zu danken.

„Na, laß man, Franz“, sagte sie abwehrend.

Franz sah sie groß an und wunderte sich, woher sie seinen Namen wußte.

„Du, Otto“, puffte er seinen Bruder, „Mutter lauert“ . . .

„Ich werd' Euch nach Hause bringen. Nich wahr, Otto, jetzt wollen wir mal fahren, in 'ne Droschke, was? Das wird mal fein“ . . .

Und sie freute sich, als sein kleines rotes Gesichtchen freundlich und dankbar zu ihr aufsah.

„Gebt mir mal einen Hampelmann“, befahl Leo.

Er suchte nach einer Gelegenheit, dem Jungen etwas zu geben.

„Stimmt so!“ wehrte er lachend ab, als der Junge das Markstück ansah. „Gebt das man z' Hause Muttern. Was? Und den Hampelmann nehmt nur auch mit! Ich brauch' keinen mehr!“

Mieze lachte ihn dankbar an und reichte ihm die Hand. Als er vor ihr stand, so dicht, daß ihre volle Brust die seinige berührte, durchzuckte es ihn heiß, so daß eine Flamme in seine Augen schoß. Aber er schwieg.

„Kann ich Sie nicht morgen wieder im Café treffen?“ bat er. In seinem Tone lag etwas Schüchternes, Unbeholfenes, das ihr gefiel.

Sie sah ihn erst lange an und nickte dann. Sie hatten sich verstanden . . .

Er brachte sie bis an die Thür und sah, wie sie, an jeder Hand einen Jungen haltend, über den Damm schritt. Sein Blick verfolgte das seltsame Trio. Sie stiegen in eine Droschke. Nun polterte diese los. Immer kleiner wurde sie. Nun tauchte das Gefährt noch ein paar Mal an den wie verschlafen leuchtenden Laternen auf und hinten, ganz hinten verschwand sie, als hätte die Dunkelheit sie verschlungen.

Gedankenvoll schritt er hinein in die Nacht. Er mußte schnell eilen, um Helene abzuholen. Er hatte sein eigenes Glück fast vergessen über dem Leide und Schicksal des armen gefallenen Mädchens.

Sechstes Kapitel.

Nun war es bereits ein halb elf geworden und Leo beeilte sich, nach Helenen's Geschäft zu gehen, um sie, wie er versprochen, abzuholen. Es war mittlerweile empfindlich kälter geworden, so daß er seinen Schritt beschleunigte, um nicht zu frieren.

Am Himmel lag der blasse Mond in runder Fülle und strahlte mit kühlem Glanze auf die Stadt hernieder. Es war, als wollte er am Weihnachtsabend mehr Kälte ausströmen, wenigstens waren in der Nähe des Mondes alle Sterne furchtsam geflohen und nur jenseits seines Strahlenringes funkelte ein unabsehbares Heer von weißen flimmernden Fünkchen. Aber auch sie schienen wie erfroren zu glimmen, denn manchmal blinzelte eines auf und verschwand Schutz und Wärme suchend hinter einer dunkel flatternden Wolke. Über dem ganzen Himmel lag der feine Hauch des Winters; die Luft war klar wie Kristall und atmete Nebel und Dampf aus, die harte Erde schien manchmal unter den Schritten fein zu knirschen und zu

schauern. Und darüber schwamm fahler kalter Mondenschein, daß die Straßen starrten wie eisige Steineskeichen.

Leo's Stimmung hing ungemein von der Witterung ab. Ihm behagte die ganze Stimmung der stillen kühlen Straße nicht. Ihm ging noch immer die Kaffeescene im Kopf herum; er sah noch immer die runden roten Gesichter der kleinen Buben, ihre kleinen, blau gefrornen Händchen, daneben den hübschen etwas kecken Kopf der Schwester, wie sie lange und flehentlich auf ihn schaute, damit er sie nicht verrate. Namentlich gefiel ihm der zärtliche, fast rührende Ausdruck ihrer Augen, während sie die beiden Kleinen abfütterte. Es lag etwas Weiches und Reines, etwas Mütterliches in ihren Bewegungen den Kindern gegenüber.

„Nein, das war wirklich mal ein Abenteuer", so dachte er sich, „das war Großstadterlebnis, Cafehauspoesie voll Thränen". . . .

Dann fiel ihm plötzlich ein, weshalb ihm die feierlich und still sich hindämmernden Straßen nicht gefielen. Richtig, das war es! Es müßte Schnee da sein, derber, hoher, sich festballender Schnee, der wie ein großes Riesenlaken die Stadt bedeckte, Schnee! Der fehlte! Er erschien ihm so notwendig für die Poesie des Weihnachtsabends. Ein dichter Schnee, unter dem alle Wege und Straßen und Häuser wie unter bleichen Linnen eingeschläfert lagen, der hätte eine ganz andere Wirkung auf ihn ausgeübt. Das hatte er zu oft in den Kindermärchen gelesen, daß

Knecht Ruprecht Schnee im Bart und auf dem Mantel hatte. . . . .

Er lachte belustigt auf, als er sich während seines hastigen Ganges seiner ganzen Vorstellungsreihe bewußt wurde . . . . Knecht Ruprecht? Wie kam er nur darauf?

Und dann sah er auch so wenig Weihnachtsbäume, in den Kellern der Häuser fast gar keine. Diese mußten sich wohl in die wohlhabendern Stockwerke zurückgezogen haben. Dieser Gedanke verdroß ihn. Nur der Reiche kann sich den Luxus der Festtage gestatten, für den Armen existiert nur die freie Zeit, in der man ihm keinen Lohn zahlen braucht, aber Feiertagsstimmung und Feiertagsvergnügen, so was giebts nicht für ihn. Daran sind die Reichen, natürlich die Juden auch, schuld.

Er erschrak plötzlich.

Was war das nur? War er wirklich unfähig, über eine soziale Noth nachzudenken, ohne daß er die Juden als Schuldige entdeckte? Wieso nahmen alle seine Gedanken immer denselben Weg, warum trafen sie sich immer an demselben Endziel? Er fühlte, wie er in seiner Ungerechtigkeit gegen seine Glaubensgenossen jedes Maß überstieg, wie er verlernt hatte, richtig abzuschätzen. Er wollte ihre Schuld sehen, überall ihre Schuld sehen, und sah sie auch. Solch eine furchtbare suggestive Macht hatte sein Grübeln über das Judenproblem gewonnen.

Er wurde immer übellauniger und fand sein Herumspintisieren über dieses Problem „einfach fad." Diese Worte schnarrte er vor sich hin in dem kräch-

zenden Tonfall, den er sich als Couleurstudent angewöhnt hatte.

. . . . . „Aber Leo, jetzt kommst Du erst!“ hörte er eine weiche Stimme, und er fuhr erschrocken aus seinem Brüten empor. „Ich warte schon eine Viertelstunde. Und es ist doch so kalt“ klagte Helene, indeß sie ihn glücklich ansah.

Er reichte ihr die Hand, aber sie sah an seinem Gesichtsausdruck, daß seine Gedanken ganz wo anders waren, nur nicht bei ihr. Sie wartete auf ein Wort der Entschuldigung, aber seine Lippen bewegten sich nicht. Das ärgerte sie tief und reizte ihren Widerspruchsgeist.

Er nahm ihren Arm und zog ihn in den seinen. Keiner sprach ein Wort. Leo fühlte, daß seine Stimmung dem Mädchen gegenüber ungerecht war, aber er war so sehr Sklave derselben, daß er sich nicht zu einem freundlichen Worte zwingen konnte. Er zürnte sich selbst.

Es wurde immer kälter. Der Mond schien frostiger sein fahles Licht zu senden, die bleichen Straßen schienen bleich gefroren und fast vor Kälte zu schauern, ein nadelscharfer Wind fuhr um die Ecken herum ihnen ins Gesicht. Und dabei die tiefe Stille, die diese Nacht vor allen andern auszeichnete, kein Laut, kein Schrei, kein Lachen, nur manchmal ein dumpf hastender Schritt verspätet Heimkehrender.

Sie wurde immer zorniger auf ihn.

Was er nur hatte? Heute am Weihnachtsabend?

SLUB Wir führen Wissen. Christian Weise Bibliothek

Und sie hatte sich doch so sehr gefreut, und er hatte sie eine Viertelstunde warten lassen!

In dieser Kälte!

Und angeschwätzt worden war sie auch von ein paar Bengels. Und dabei that er, als wenn er Ursache hätte zu zürnen, als ob er auf ein freundliches Wort wartete, während sie aus tiefster Seele wünschte, daß er gut zu ihr sein möchte. Was er wohl heute wieder für eine Laune hatte, dachte sie zornig.

„Launen?"

„Launen kenne ich überhaupt nicht," hatte er einmal gesagt, „nur Stimmungen!" Sie hatte freilich in ihrem Mädchenköpfchen nie begreifen können, was er für einen Unterschied zwischen „Launen und „Stimmungen" machte. Sie fand ihn nur, „schrecklich launenhaft."

„Weißt Du Leo," — ihre Stimme zitterte — „Du bist heute wieder ganz abscheulich! Heute, am Weihnachtsabend! Und warten lassen hast Du mich auch. Das ist sehr Unrecht von Dir! Gewiß sehr Unrecht — Und brummen thust Du noch dazu. — Da hätte ich lieber allein nach Haus fahren sollen, ... wenn ich das gewußt hätte. . . . .

„Na meinetwegen," sagte er, fast grob, „und damit Du es weißt, ich war im Café Central, und konnte nicht vorher weg! Ich traf da eine alte Bekannte!" . . .

Sie sprach kein Wort mehr. Sie war empört. Café Central war ein Weibercafé, das sie als echte Berlinerin dem Namen nach genau kannte. Und in

ihrer Naivetät kombinierte sie mit dem Begriff „Weibercafé“ mit scheuer Neugier gleich das Haarsträubendste. Und dazu noch „eine alte Bekannte!“ . . . . .

Mit einem Ruck entzog sie ihm den Arm und ging wortlos, nur mit doppelter Hast, neben ihm her.

Leo kannte in seiner Uebellaunigkeit keine größere Lust, als die zu quälen, die er liebte. Und so bereitete es ihm eine Art wollüstiger Freude, die Wirkung seiner boshaften Worte heimlich zu beobachten. Er sah von der Seite, wie ihre Brust sich mühsam senkte und hob, wie sie die roten Lippen aufeinander preßte, und die weißen Oberzähne in die Unterlippe eindrückte, wie die Augenlider ihr nervös zuckten, wie unmittelbar vorm Weinen, aber er wollte ihr kein gutes Wort geben, so sehr er auch fühlte, daß er im Unrecht war.

Und sie schritt dahin, die Augen immer gradeaus gerichtet, und sah nicht nach links, wo er ging, und nicht nach rechts, wo die Häusermasse sich gespenstisch in die kalte helle Luft bohrte, die Augen gradeaus gerichtet, schritt sie dahin.

Als er ihr die Hausthür öffnete, sagte sie leise: „Gute Nacht“, aber sie gaben sich nicht die Hand und sie boten sich nicht die Lippen. Schnell schlug sie hinter sich die schwere knarrende Thür zu, vor der er stand, ärgerlich über sich selbst.

Er sollte nicht sehen, daß sie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

Siebentes Kapitel.

Heute am zweiten Januar, Nachmittags, war der Briefträger bei Leo gewesen und hatte ihm einen Geldbrief von seinem Vater und einen Brief seines Freundes Richard aus Freiburg gebracht. Im ersten lag sein Monatswechsel, den er pünktlich jeden ersten des Monats erhielt. Aber das Geld war von einem Briefe seines „Alten" begleitet, der ihm allerhand Kopfschmerzen machte.

Er war überhaupt in den letzten Tagen sehr mürrisch gewesen.

Helene hatte er in der letzten Woche nicht gesehen. Dieses Mal schien sie ihm ernstlich zu zürnen, denn nicht einmal einen Brief hatte er erhalten. Das verdroß ihn tief. Aber in seinem Ärger über sich selbst erkannte er doch, wie sehr er sich an das Mädchen gewöhnt hatte, wie gern er sie mochte. Dabei fiel ihm auf, daß er nicht das Wort „Liebe" anwandte. Ob er sie „liebte" so wie sie ihn, . . . hm, das machte ihn stutzig . . . . .

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Und dazu noch diese Fragen seines Alten, ob er tüchtig gearbeitet, ob er viel Collegien besucht hätte, warum er gar nichts davon schreibe, ob er denn nicht bald genug hatte an den „Kindereien", womit sein Alter seine Couleur und sein Couleurleben meinte.

Diese Vorwürfe — im Grunde genommen waren es gar keine Vorwürfe, sondern nur Fragen; er selbst stempelte sie in seinem Argwohn zu Vorwürfen, da er mit sich und seinem Leben im letzten Vierteljahr höchst unzufrieden war — diese Vorwürfe, fühlte er, waren berechtigt! Was hatte er gethan? Eigentlich das ganze Semester durchträumt. Collegien hatte er nur ab und zu besucht, zumeist Abends Helene abgeholt oder auf der Kneipe seiner Burschenschaft gekneipt. Vormittags spät aufgestanden, dann einen „Antanz" in Couleur oder einen Frühschoppen mitgemacht, zuweilen auch den Fechtboden besucht, um seine höchst mittelmäßige Fechtkunst vergebens zu vervollkommnen. Und dabei konnte er nicht gerade sagen, daß er die Couleur so sehr liebte wie früher. Im Gegenteil! Zuweilen waren ihm seine Verpflichtungen ihr gegenüber höchst drückend, dann war er unleidlich, unverträglich und übellaunig an der Kneiptafel, so daß er fast immer mit dem Fuchs von Horst, dem „Patentaffen", wie er ihn nannte, in Conflikt kam. Dann erschien ihm die ganze Unterhaltung seiner Couleurbrüder so unglaublich fade, so dumm. Immerzu Kneipen, Mensuren, Schmisse, Weiber, und Weiber, Schmisse, Mensuren, Kneipen. Zuweilen war ihm der ganze Bierkomment nur eine Summe von Albern-

heiten, namentlich widerte ihn das ewige „Schweinigeln“ an, so wenig prüde er auch war, aber immer wieder seinen Gesprächsstoff aus den Intimitäten der Weiber zu holen, war ihm auf die Dauer geradezu widerlich . . . .

Er wußte selbst nicht, weshalb er sich jetzt weniger in seiner Couleur heimisch fühlte als früher. Vielleicht war es, daß sein Intimus Richard nicht mehr in Berlin war, mit dem er über Ernsthaftes plaudern konnte, dem sein ganzes Empfindungsleben klar und verständlich war. Vielleicht auch deswegen, weil der junge von Horst einen neuen Zug von „Patentheit“ in die Couleur gebracht hatte, den er nicht vertrug. Sein Argwohn glaubte hin und wieder sogar antisemitische Tendenzen zu wittern. Das ärgerte ihn am meisten.

Mit solchen „Kindereien“ sich die Zeit vertreiben!

Im Grunde, fühlte er, hatte sein Alter recht. Dann suchte er nach ernsthaften Entschuldigungen für seine mangelhaften Studien, z. B, daß ihn seine nervösen Kopfschmerzen sehr oft quälten, das mußte sein Alter doch wissen, zumal er es ihm oft geschrieben hatte. Und diese machten ihn oft arbeitsuntauglich und fesselten ihn auf das Sopha. Freilich, daß seine alte Neigung, allerlei Gedankenfäden auszuspinnen, und stundenlang vor sich hin zu träumen und dahin zu wandeln, daß diese seine Neigung so überaus zugenommen, das verschwieg er seinem Vater, der diese Charaktereigenschaft überhaupt nicht leiden konnte.

„Das hast Du von der Mutter," hatte er ihm oftmals gesagt . . .

Das war auch eine entschieden unmännliche Eigenschaft, eine weibische Schwäche an ihm. Für diese hatte nur sein Freund, „der gute Kerl" wie er ihn nannte, Verständnis, er, an dem nichts Weibisches war, sondern alles nur Rückgrat, Männlichkeit, hohe blonde Männlichkeit.

Ja, und dessen Brief, so sehr er ihn erfreute, brachte auch wieder eine Nachricht, die auf ihn wie grellrote Farbe wirkte und ihn verstimmte. Daß der Pastor und der Direktor ihre Gelder in das Aktienunternehmen seines Vaters gesteckt hatten, wußte er bereits, daß aber, wie ihm Richard beiläufig schrieb, der Direktor noch dazu das Erbteil seiner Tochter Grete genommen, das verstimmte ihn tief. Er fand das leichtsinnig. Und doch wußte er nicht weshalb!

Wenn das Unternehmen doch scheiterte! Wenn doch, wenn doch? Dann wäre ihm nichts schmerzlicher, als daß dieses seltsame Mädchen, das er insgeheim so tief respektierte, durch das Unternehmen seines Vaters bettelarm wurde . . .

Seine Phantasie wurde geschäftig und aufgeregt . . . Was er eben noch als Vermutung sich erdachte, stellte seine förmlich pessimistisch dressirte Einbildungskraft als Gewißheit hin . . .

Natürlich, dann war sein Vater der Schuldige, dann war er, Leo, auch daran moralisch beteiligt. Er, dessen höchstes Ideal schärfste Ehrlichkeit und Rechtlichkeit war, dann als Mitschuldiger an einem „echt

jüdischen" Verbrechen, wie man es so oft nannte . . . unter dessen Wirkung sie leiden mußte, . . . sie, Grete Berger . . . . .

Da sprangen seine Gedanken . . . . Grete Berger? . . .

Richtig! Ob sie wohl heute da ist? Das war seine geheime Frage.

Heute Abend gab der junge von Horst in der Wohnung seines Vaters, des Geh. Regierungsrathes von Horst, ein Abendessen, um ihm alle seine Couleurbrüder vorzustellen. So ungern er auch hinging, da zwischen ihm und Horst von Anfang an ein gespanntes Verhältnis bestanden hatte, dessen Kühle eher zu- als abgenommen, so mußte er doch hin, da der „Burschen-Convent", diese „außerordentliche Ehre" dadurch würdigen wollte, daß er dieses Abendessen zu einer „offiziellen Gelegenheit" erhob, zu der auch alle Inaktiven erscheinen mußten. Zudem hegte er auch insgeheim die Hoffnung, daß die dicke kleine Frau Tante und Frl. Berger auch anwesend waren, da der Fuchs selber angedeutet hatte, daß sie vielleicht kommen würden. Er fühlte, daß ihre Anwesenheit das Einzige war, was den heutigen Abend für ihn weniger unangenehm machen konnte . . .

* *
*

Punkt acht Uhr Abends marschierten zehn Mann der „Guestphalia," Leo darunter, bei dem Regierungsrath auf. Der junge Fuchs fühlte sich ganz in seinem Element. Als Ueberraschung hatte er sich die Nach-

richt aufgespart, daß auch einige fremde junge Damen eingeladen seien. Und während sie alle im Corridor ihre Mäntel und Hüte ablegten, den blanken Scheitel und die Schnurrbärte noch einmal mit energischen und kühnen Strichen emporwichsten, tischte er ihnen die Neuigkeit, daß er keine „solenne Kneiperei" geben wollte, sondern ein Abendessen mit Conversation, Musik, Tanz. Hübsche Mädchen seien auch da 2c. 2c. Darauf erneutes und verstärktes Haarbürsten, Schnurrbartstreichen, Schlips zurechtzupfen u. s. f. Der dicke „Schliff" war höchst unzufrieden über die Änderung des Abendprogramms, denn bei der allgemeinen Vorstellung, die nun der Fuchs höchst schneidig und vor Patentheit glänzend, „mimte", murmelte er immer mürrisch, sowas sei Quatsch, eine Sauferei sei viel vernünftiger, die dämlichen Weiber u. s. f.

Leo fühlte ein wenig Befangenheit. Nicht als ob die Eleganz der Umgebung ihn gedrückt hätte. Nur das hochmütige Kopfnicken des Regierungsrathes und seiner Gemahlin, die in ihm sofort einen Juden erkannten — so argwöhnte Leo wieder, — war es, was ihn gleich von vornherein verstimmte. Auch die Schwestern des Fuchsen fand er ebenso hübsch wie steif. Es war ihm daher ganz angenehm, als das „Faß" Schliff auf ihn zukam und mürrisch weiterschimpfte. In Leo fand er wenigstens einen Zuhörer.

Aber dieser hörte seinen leise geflüsterten tiefen Brumbaßausbrüchen nur zerstreut zu. Er wollte für sein Leben gern erfahren, ob Horst's Tante und Frl. Berger dem Abendessen beiwohnen würden. Aber den

Fuchs fragen wollte er nicht. Der stand drüben im Kreise seiner Couleurbrüder und feierte Triumphe, als er sah, wie respektvoll, durch die festliche Stimmung der eleganten Wohnung verdutzt, selbst die alten Burschen zu ihm aufschauten. Insgeheim ärgerte er sich wiederum, daß Leo und „Faß" abseits standen und nicht Zeuge seines Triumphes waren.

Da erschienen neue Gäste: Ein junger Regierungsassessor mit zwei kleinen hübschen Blondinen, seinen Schwestern. Es waren nahe Verwandte Horst's, wie der Fuchs nach der Vorstellung näselnd bemerkte.

Endlich erschien die ihm bereits bekannte runde kleine Frau von Horst und hinter ihr einige junge Damen, unter denen sein Blick sofort die hohe schlanke Gestalt seiner Landsmännin herausfand.

In dem nun folgenden allgemeinen Vorstellungstumult kam es zwischen beiden nur zu einer flüchtigen Begrüßung. Erst nachher erfuhr er von der jüngsten sechszehnjährigen Schwester Horsts, daß der Herr Direktor Berger ein Studienkollege ihres Vaters gewesen sei und daher ihre Bekanntschaft mit Grete Berger herrühre.

Leo fühlte sich sehr unbehaglich und das Gefühl wuchs während des sehr gelungenen, fröhlichen Abendessens. Er war daher glücklich, daß er wie „Faß" keine Tischdame erhalten hatte, weil zwei junge Herren zu viel waren, wie ein Backfisch vergnügt lachend konstatierte. Auch Faß war darüber sehr erbaut. Nun brauchte er sich um weiter nichts zu kümmern, als um das Essen. Und das war sein

Fall. Das wäre noch das „einzig Vernünftige“ am ganzen Abend, wenn es denn einmal keine „Kneipe“ sein sollte, brummte er seinem Nachbar Leo zu.

Diesem wurde es immer ungemüthlicher, indeß die Stimmung rings herum stieg und stieg. Er sah in solchen Gesellschaften immer zu schwarz. Die kühlen Blicke des Rathes, der Räthin, des Assessors, einzelner junger Damen, die steifen Verbeugungen beim Anstoßen, einsilbige Fragen und Antworten, wenn man ihn und „Faß“ in die Unterhaltung ziehen wollte, alles das verursachte in ihm das bange Gefühl des Überflüssigseins.

Der Zorn regte sich in ihm.

Er war daher froh, als das Essen zu Ende war und die älteren Damen mit dem Rath sich ins Nebenzimmer zurückzogen, um Whist zu spielen, und den jungen Leuten den Salon zu einem Tänzchen räumten.

Der große Tisch wurde an eine Wand gerückt, der Teppich umgeschlagen, Handschuhe hervorgeholt, was „Faß“ mit großem Unbehagen sah, und bald war man zum Tanze fertig. Es schien, daß Leo der einzige war, der inmitten der lustigen hübschen Mädchengestalten fast düster herumstand. Seine Stimmung war eben für den Abend verdorben, zumal sein Argwohn überall Bestätigung seiner Zurücksetzung witterte und aufspürte.

Jedoch raffte er sich dazu auf, um die beiden jungen Damen Horst pflichtschuldigst einmal zum Tanze aufzufordern. Aber nach diesen beiden Tänzen be-

schränkte er sich auf die Rolle des Zuschauers. Nur einmal mußte er still lächeln, als „Faß" sich vergeblich bemühte, sich und seine blonde Tänzerin um seine eigene Axe zu drehen und puteroth im Gesicht sich vor der maliziös blickenden Tänzerin entschuldigen mußte.

Als der Regierungsassessor mit Grete Berger an ihm vorbeitanzte, da fühlte er, daß ihm das Herz hörbar pochte. Nicht als ob er sie gern mochte, als ob er ein Recht sich anmaßen wollte, ihr zu verbieten, mit ihm zu tanzen. Nur das schmerzte ihn, daß sie nicht Zeit gefunden, ein paar Worte mit ihm zu plaudern, sie, mit der er durch viele holde Jugenderinnerungen verbunden war. Das schmerzte ihn, daß auch auf sie, auf ihr eigenartiges Temperament die Umgegend so sehr einwirken konnte, daß sie ihn fast bewußt mied.

War er denn ein Geächteter? Was hatte er gethan?

Sein Antlitz verzerrte sich. In diesem Augenblick tanzte sie wieder vorüber. Und als er ihre hohe Gestalt verfolgte, da fing er einen Blick auf, so seltsam, so unerklärlich . . . . .

Er glaubte, daß es Mitleid war, daß sie empfunden, wie sehr man ihn den Juden hatte fühlen lassen. Ihr feiner weiblicher Instinkt hatte gewiß gefühlt, daß sein Herz unter tausend Wunden bluten konnte, ohne daß ein wirklich gehässiges Wort gefallen war, daß es Demütigungen gab, ungesprochen und

andern unbemerkt, unter denen sich eine fein gestimmte Seele qualvoll wand, Demütigungen, die schlimmer waren als brutale Faustschläge ins Gesicht.

Aber Mitleid von ihr wollte er nicht. Dazu war er zu stolz. Als sie eben an ihm vorbeiging, am Arme des Assessors, drehte er sich kurz um und ging auf „Faß" zu, der auch einsam in einer Ecke stand und nicht recht wußte, wozu er da war. „Faß" war erfreut, endlich einen zu finden, dem er klar machen konnte, warum ihm der einzige Tanz, den er getanzt hatte, so schlecht gelungen war. „Sie konnte nicht tanzen." Ueberhaupt, brummte er, sei tanzen eine „blödsinnige Mimik", und der dämliche Fuchs Horst müsse auf der nächsten Kneipe „zwei Ganze spinnen", weil er ihm nicht gesagt habe, daß hier getanzt würde. Auch sei mit den Weiber hier gar nichts los, gar nichts „handfestes", höchstens die „Froße" drüben — er meinte Grete Berger — sei ein „janz netter Posten" u. s. f. . . .

. . . Mitternacht war längst vorbei, als man aufbrach. Da der Assessor mit seinen beiden Schwestern Frl. Berger begleiten wollte, so gingen alle Gäste mit der kleinen Frau von Horst mit. Droschken wurden von den rosig überhauchten lachenden Mädchenköpfen einstimmig abgelehnt, und so schritten sie, beinahe zwanzig an der Zahl, langsam dahin durch die kühle, mondenklare Nacht.

Nur Leo ging nicht mit. Sein Herz war zu voll von Bitterkeit über den Abend, den er heute verlebt. Er verabschiedete sich kurz und schroff, fast un-

höflich an der Hausthüre von der übrigen Gesellschaft. Er wollte hören, ob einer ihn zum Mitgehen auffordern würde, aber jede Lippe schwieg. Nun wußte er, wie sein Argwohn berechtigt war, wie seine Demütigungen nicht erdachte, sondern wirkliche waren.

Und sein „Adieu" klang wie ein unter Wuth erstickter Laut . . .

Achtes Kapitel.

Das war ihm sehr fatal! Drei Tage nach dem Souper bei Horst hatte er, da er Helenen um 12 Uhr zufällig getroffen, sie begleitet. Dabei war er dem Fuchsen Horst und Fräulein Berger begegnet.

Das war ihm sehr fatal.

Zuerst überlegte er. Dieser infame Fuchs! Das blödsinnig erstaunte Gesicht, das der Kerl machte, als er seinen schönen Blondkopf an seiner Seite gehen sah. . . . Da war nun des Ulkens und Radaumachens in seiner Couleur gewiß kein Ende. Er hatte es immer vermieden, mit seinen „Weiberbekanntschaften" zu renommiren, denn er hielt es für höchst „stumpfsinnig", vor andern Leuten Intimitäten auszukramen, aus bloßem Kitzel an der Gemeinheit. Da war der dicke Schliff oder „Faß", der jedes Weib nach dem Körperumfang beurteilte, da der heimliche „Söffel" Bruck, „Spund" genannt, der nicht seines Lebens froh war, wenn er nicht ein ganzes Alphabet von Mädchen-

namen herzählen konnte, die für ihn „schwärmten“, da war der Fuchs Horst, der sich rühmte, schon als Tertianer Weiberkneipen aufgesucht zu haben, da war Gerstmann, oder „Storch“, der blonde Lange, der für jüdische Kellnerinnen schwärmte, weil „schwarz seine Lieblingscouleur“ sei und sie „drei Teufel im Leibe“ hätten u. s. f.

Diesem ewigen Renommieren mit Liebschaften und frechen Intimitäten hatte er sich nie angeschlossen, ebensowenig wie sein Freund Richard. Das wurde zwar von den übrigen Couleurbrüdern für höchst „kleinstädtisch“ gehalten, aber insgeheim doch respektiert. Auch wußte man ziemlich wenig von dem Liebesleben dieser beiden. Um so fataler war es Leo daher, als er nun von dem Fuchs in dem Augenblicke getroffen wurde, wo Helene, mit der er sich wiederum zehnmal gezankt und zehnmal ausgesöhnt hatte, zärtlich und ungeniert ihn grade beim rechten Ohr zupfte. . . .

Nun würde des Ulkens in der Couleur kein Ende sein. Und er mußte noch gute Miene zum bösen Spiele machen, denn wenn er Empfindlichkeit zeigte, war er von vornherein verloren.

Aber das Allerunangenehmste war doch, — daß Grete Berger ihn und Helenens Vertraulichkeit bemerkt hatte. Sie hatte sie unzweifelhaft wahrgenommen, denn sie sah mit einem unsagbar hochmüthigen Blick über ihn hinweg, so daß er nicht grüßte. Auch der Fuchs grüßte nicht.

Das ärgerte ihn wiederum.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Horst hätte in Begleitung von Fräulein Grete nicht grüßen brauchen, wenn Helene „so eine“ war, na, irgend so ein . . . Weib, aber seinen Blondkopf dafür zu halten, das war einfach frech! Dafür sollte der Fuchs auf der heutigen Kneipe büßen . . .

Ja aber . . .

Warum hatte er, Leo, denn nicht gegrüßt? . . .

Das war eine verfängliche Frage! Aber auch eine unangenehme Frage. Er wußte selbst nicht, warum er es nicht gethan, nur hielt ihn während jenes Augenblicks eine seltsame Scheu davor zurück, eine Scheu, von der er sich keine Rechenschaft ablegen konnte.

Hatte er sich geschämt? Sich geschämt zu grüßen? . . .

Da hätte ja der Fuchs eigentlich viel weniger Schuld als er, Leo selbst. Wenn e r sich gescheut hatte, den Hut zu ziehen, er, der doch Helene, ihr Wesen und ihren Wert am besten kennen sollte, wenn er schon . . . .

Er ärgerte sich immer mehr.

Damit hatte er sein Verhältnis zu Helene ganz unbewußt, aber scharf und klar beurteilt. War es auch nur ein Verhältnis nach Berliner Art, nach Studentenart, das er bis jetzt nie gekannt, das er bei seinen Couleurbrüdern stets verdammt hatte? Er wußte ja aus ihren renommistischen Erzählungen, daß die Hauptschuld an diesen Verhältnissen stets die jungen Männer trugen, vor deren Geschwätz die armen Dinger von Mädchen nicht standhalten konnten, sondern ihnen in die Arme sanken, wie die Motten ins Licht.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Und doch, . . . fehlte an seinem Verhältnis nicht das eigentlich Charakteristische des „Verhältnisses", das Geschlechtliche? Hatte er noch niemals, wie sich „Spund" so drastisch ausdrückte, „ihre Hausthüre von innen zugeschlossen?" . . .

Daran hatte er noch nie gedacht, noch nie gedacht, daß er Helene berühren könnte, wie Mann und Weib sich in natürlicher Sehnsucht hingeben.

Und nun, und nun! . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr, als Leo die Guestphalen-Kneipe betrat. Kaum hatte er die Thür geöffnet, als ihn ein fürchterliches Brüllen und Lachen empfing, das seine Ahnung bestätigte. In der That erkannte er aus dem schadenfrohen Gesicht des Fuchsen, daß dieser „geplaudert" hatte. Lachend warf er dem devot „heranschwirrenden" Couleurdiener Hut und Ueberzieher zu, und setzte sich seine grüne Couleurmütze auf.

Er ließ die kleine Schaar ruhig austoben und auslachen. Mitten in dem wüsten Gekreisch flogen ihm allerhand Mädchennamen an den Kopf, wobei er bemerkte, daß der Fuchs nur immer die jüdischen Namen „Rebekka, Flora, Eva, Sarah" ausrief, der doch genau gesehen haben mußte, daß Helene blond und keine Jüdin gewesen.

Jetzt ging er langsam an den langen Kneiptisch. Hier saßen an beiden Seiten etwa ein Dutzend Studenten mit grünen Mützen und roth-grün-blauen Bändern auf der Brust. Oben an der schmalen Seite der Tafel präsidierte der lange „Storch" Gerstmann, während unten der Fuchsmajor „Faß" mit seinen drei

Füchsen die Tafel würdig abschloß. Ein starker Tabaksqualm zog in schweren trägen Wolken durch das Zimmer, so daß die rauchgeschwärzte Decke nur in einzelnen Fetzen noch hindurch guckte. An den Wänden hingen Bilder der Couleur und zahlloser Couleurmitglieder, riesige bis an die Decke reichende Fahnen und Wappen, schwungvoll gewundene Trinkhörner, blitzende Speere, alles mit leichtem feinen Tabaksgrau bedeckt. In der Ecke ein eiserner Ofen, aus dessen rother Kohlenglut eine dampfende Hitze stieg, die durch die Gasflammen noch verstärkt wurde. Dazwischen mischte sich schon scharf und unangenehm der Geruch vergossenen und aufgetrockneten Bieres.

Leo begrüßte jetzt seine Couleurbrüder mit einem kräftigen Händedruck.

'N Abend, Storch, 'n Abend, Spund, 'n Abend, Schliff u. s. f.

„Du, Lupus, is es ein Mädchen mit oder ohne Hausschlüssel", fragte ihn Faß's Bierbaßstimme unter schallendem Gelächter der übrigen.

Leo lachte mit.

„Fritz", rief er dem Diener zu, „habe ich denn noch keinen Schoppen? Warte schon eine Ewigkeit. Wozu existieren Sie denn?"

Der also Angeredete flog mit einem Schoppen herbei.

„Und nun, Du krasses Füchslein und grünes Gemüse, so Du da geplaudert hast über meine dunklen Wege, jetzt hop, mit einem Ganzen in die Kanne . . .

Horst würgte auf Leos Befehl wütend einen ganzen Schoppen hinunter.

„Und nun, Du mein „Spund", als jüngeres Semester, mit einem Halben, und Du „Mops", rief er einem Andern zu, der durch seinen dicken Hals und seine ins Gesicht eingedrückte Nase einem Mopsgesicht ähnlich sah, natürlich mit Deinem ohnehin sehr schäbigen Rest. Ich will Euch lehren, ein so altes Haus, als wie ich eins bin, anzumulken . . ."

Während Leo im offiziellen Teil der Kneipe die Anulkereien unbarmherzig mit Bierstrafen vergalt, konnte und mußte er in der Fidelitas ziemlich viel ungeahndet durchgehen lassen, um nicht den Vorwurf der allzugroßen Empfindlichkeit auf sich zu ziehen und dadurch die Gemütlichkeit zu stören. Dann hatte er auch schon mehrere Schoppen hastig heruntergetrunken, und war, da er nicht viel vertragen konnte, in fidele Stimmung gekommen, die ihn vieles übersehen ließ. An der Kneiptafel war nicht einer, der nicht in vorgerücktem Stadium der „Gemütlichkeit" sich befand.

Der Tisch schwamm schon im Bier, dichte Qualmwolken schwebten dick und träge im Zimmer auf und nieder, so daß die Gasflammen und die Feuersgut des Ofens wie durch einen Schleier rot hindurchglommen.

Die Stimmen bekamen etwas Heiseres und Näselndes, jede Zote und Zweideutigkeit erregte einen Sturm von Beifall, der seinen Höhepunkt erreichte, als „Faß" sein Album hervorholte, das die älteren Semester bereits kannten, die jüngeren aber als Neu-

SLUB Wir führen Wissen. Christian Weise Bibliothek

heit anstaunten. Und unter brüllendem Gelächter gab er ein Bild nach dem andern herum — es mochten an dreißig sein — und schrie zu jedem „Weiberschädel", wie er sich ausdrückte, eine Lebens- und Liebesbeschreibung.

Da sperrten die Füchslein die Augen auf und „Faß" heimste mit Wonne den Beifall der versammelten Corona ein.

„Nr. 7. Gouvernante meines Onkels! Zu Besuch gewesen! Auf sein Landgut! Abends mit Wein besoffen gemacht! Futschikato! . . . ."

„Nr. 22. Feine Nummer! Braut gewesen . . . Mußte mich kolloſſa—a—l vorsehen . . . .

„Und nun, letztes Bild. Nrrr, aller-aller-allerletzte Nummer! Schneiderin. Einz'ge Tochter. Vater ist tot. Mutter geht 'n Tag über arbeiten. Na, und dann arbeitet sie o—o—ch . . . ich meine, Liese . ."

„Die sieht so aus wie Lupus' feine Kleine," schrie der bereits angetrunkene Horst.

Leo taumelte schwer auf ihn zu. Er stammelte nur noch schwer.

„Du dämlicher Fuchs Du! Das Bild da? Meine Helene? Das da? Du Schaf Du! Steig mal in de' Kanne! So 'n anständiges Mädel hast Du in Deinem ganzen Leben noch nicht mal gesehn. Du Fuchs Du! Und wer noch mal was sagt von Hausschlüssel, der ist ein Bierjunge in meinen sämtlichen Bieraugen . . ."

„Du, Lupus," ließ sich die tiefe Baßstimme „Faß's" vernehmen, „mach mir doch nischt weiß!

Hast Du noch nischt erreicht, Du schlapper Kerl! Wenn Du's nicht bist, thuts 'n anderer, 'n anderer."

Nach dieser tiefen Weisheit, die er Leo noch mehr als zwanzig Mal wiederholte, stärkte er sich mit einem endlosen Zuge und glotzte nach der Fuchsecke herüber, wo sich eben ein neuer Streit erhoben hatte.

Der junge Fuchs Maurer war plötzlich aus seinem „Stumpfsinn" erwacht und erklärte, er wolle seinen „Hartmann" haben. Darob furchtbares Gelächter, bis sich herausstellte, daß er heute früh von der Königlichen Bibliothek einen Band „Hartmann" geholt und mit auf die Kneipe gebracht hatte.

„So ein stumpfsinniges Luder!" schrie „Spund", und „Faß" bekräftigte würdevoll:

„So ein Streber, so ein gemeiner Streber!"

In der That hatten sie keine Ahnung, wer Hartmann war. „Faß" erklärte gewichtig: „Wird wohl irgend so 'n alter Philister sein!" „Storch" war Mediziner und wußte nichts weiter, als das Wort „der Unbewußte", bis der von allen Seiten gepeinigte Fuchs und Leo erklärten, Hartmann habe die „Philosophie des Unbewußten" geschrieben.

Das war dem dicken Schliff doch zu viel.

Das müsse ein schöner Blech sein, so fing er eine feierliche Bierrede an, denn er habe im „Unbewußten" d. h. im „Thran" noch nie philosophiert, das könne daher ein Philosoph erst recht nicht. Überhaupt sei die ganze Philosophie höherer Kohl, und

Leo und der Fuchs krasse Kohlköpfe, worauf er beide mit einem Ganzen in die Kanne schickte, wegen infamer Fachsimpelei. Für einen Couleurstudenten sei es eine Gemeinheit, so etwas am Kneiptisch vorzubringen, das gehöre nicht in eine anständige Gesellschaft, und sie sollten so 'n Quatsch ihren Stiefelputzern überlassen. (Rasender Beifall der übrigen.) Höchstens könne man diesen Quatsch den Nichtcouleurstudenten, den „Finken" überlassen, oder sonst irgend einem verkommenen Teil der Menschheit, irgend einer „Blase". Namentlich von Lupus sei das unerhört! Dieser schlappe Kerl traue sich nicht mal an ein Weib 'ran . . . .

Mit tiefer Befriedigung ließ sich „Faß" dröhnend auf seinen Stuhl nieder. Er war mit sich äußerst zufrieden und kam deswegen dem stier vor sich hinblickenden Leo „einen bedeutenden Streifen" vor, um ihn wegen seiner Anulkung zu versöhnen.

„Was machst 'n für 'ne Visage? He, Lupus?" schrie er ihn an.

Dieser fuhr auf.

Aus dem Dunst und Qualm der Kneipe, in der Mitternachtsstunde war ihm urplötzlich ein Entschluß aufgestiegen. Sein Gesicht zeigte einen Anflug von Sinnlichkeit. In seinen Augen blitzte ein Begehren auf, wie eine unreine Flamme . . . .

Er dachte halb im Rausch, halb nüchtern an Helene, . . . aber es war eine andere, es war jene Helene, als sie das rothe Kleid mit dem Busen=

ausschnitt trug, aus dem der schlanke weiße Hals sich emporhob, aus dem ein kleines Stückchen weißer Hemdenspitze verstohlen herausah, ein kleines Stückchen weißer Hemdenspitze . . . .

Er sah Schliff starr an. Und seine heimlich angespannte Phantasie sah immer starr vor sich ein kleines Stückchen weißer Hemdenspitze . . . .

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Neuntes Kapitel.

Hm, ja . . . .

Der Schliff hat gar nicht so unrecht, dachte sich Leo.

Schliff hatte ihn fast auf jeder Kneipe zum größten Gaudium der Kneiptafel mit seiner „sentimentalen Duselei" — so nannte er seine Liebe — aufgezogen. Vier Wochen waren seit der letzten Kneipe verflossen und der Gedanke, Helene ganz zu besitzen, hatte sich immer stärker in ihm festgesetzt.

Schliff hatte gar nicht so unrecht. Er hatte ihn eines Tages beim Frühschoppen gesagt: „Hör mal Lupus, Du bist ein komplettes Schaf. Da hast Du ein Mädel, und benimmst Dich wie ein Esel. Dann thut es ein Anderer! Gieb sie mir. Und hinterher lacht Dich doch das Mädel tüchtig aus. Ich kenn' die Weiber aus dem ff! Wer sich da dämlich benimmt, hat immer das Nachsehen. Also! Und immerzu so'n Weib wie die Mieze — na, mach nich so'n affenmäßiges Gesicht, ich weiß, was mit Dir und Mieze

los ist — sieh mal, die Mieze kannte ich schon als junger Fuchs in- und auswendig! Sieh mal, das ist doch eigentlich lächerlich! Completter Blödsinn! Äh! Also sei kein Schaf, und nicht dämlicher, als du schon bist! Verstanden?". . . . .

Nun, darüber war Leo im Klaren, auslachen würde ihn Helene gewiß nicht. Überhaupt habe er, Schliff, eine ganz falsche Meinung von dem Mädchen, sie sei aus anständiger Familie und hochachtbar, wagte Leo zu entgegnen.

Sie sei nicht „so eine"! —

„Red' doch nich so'n Quatsch", dröhnte „Faß" ärgerlich dazwischen, „Heiraten kannst Du sie doch nicht, und willst Du auch nicht. Also red' nich so'n Quatsch! . . .

Schliff hatte Recht. Er fühlte es, weil er sich darüber ärgerte.

Und doch konnte er ihr nichts sagen, nicht seine fiebernden Wünsche gestehn, wenn er bei ihr war, wenn er mit ihr lachte, wenn er mit ihr zankte, wenn er sie küßte. Eine unbewußte Scheu vor ihrem reinen Wesen, ihren keuschen blauen Augen hielt ihn immer zurück. Dann schalt er sich ungeschickt, weil er nicht diplomatisch vorgehen konnte, dann wieder feig, weil er es nicht brutal herausjagen mochte, was ihn quälte.

Da saß er an einem Abend ganz allein mit ihr in dem Hinterstübchen einer abgelegenen Konditorei. Sie hatten sich bei ihrem letzten Zusammentreffen wieder gezankt — er hatte natürlich wieder eine Scene provoziert, weil er sich seiner Macht über ihr Herz nur

zu bewußt war — und so wurde die Versöhnung heute um so inniger und liebevoller. An solchen Versöhnungsabenden war sie von entzückender Hingebung und Weichheit. Dann entdeckte er tausend neue reizvolle Züge an ihr, dann zeigte sich ihm der Zauber holdester naivster Weiblichkeit, dann drückte sie seinen Kopf mit beiden Armen an ihre junge Brust und küßte sein Haar gleichsam trunken vor Leidenschaft.

Wenn er dann die Lippen öffnen wollte, um ihr zu sagen: „Komm mit zu mir", dann bewegte er sie nur, daß sie ihn erwartungsvoll ansah, aber er brachte keinen Laut heraus.

Dafür aber biß er sie in den vollen, runden Oberarm, daß sie leise aufschrie und ihn erschrocken und fragend anstarrte . . .

. . . Ein ander Mal, als er sie an einem sternenklaren Januarabend nach Haus brachte, ging er absichtlich, um „einen Spaziergang zu machen", wie er sagte, mit ihr an seinem Hause vorbei.

Aber wieder schwieg er.

Da ergriff ihn eine sinnlose Wut über sich, die er nunmehr an dem armen Mädchen ausließ. Er empfand eine tiefe Wollust, sie mit boshaften Worten zu quälen, mit höhnischen Anspielungen auf „die Reinheit der Weiber" im allgemeinen, der „Berlinerinnen", im besonderen, mit Zweifeln an ihrer Liebe, mit unwirrschen Fragen und Antworten, daß sie verschüchtert wurde und dann ganz schwieg.

Das ärgerte ihn nur noch mehr, während er insgeheim seinen Triumph voll auskostete, daß sie ihr

ganzes Ich, ihren ganzen Widerspruchsgeist aufgegeben und verloren habe an ihm.

Dann fing er wieder an, ob ihre Eltern nicht auf den „Juden“ geschimpft hätten und warum sie nicht dabei mitgeholfen habe. Ihre Eltern müßten doch längst gemerkt haben, daß sie fast allabendlich nach Hause gebracht würde u. s. f.

Da fing sie an zu weinen und nach langer Mühe gestand sie unter Thränen, daß sie in der That bei ihren Eltern, namentlich bei ihrer Mama, durch ihre Schwester Emma verklatscht worden sei, und daß sie auf den „Judenbengel“ geschimpft hätten . . .

Das machte ihn völlig rasend! Was er nur als Verdacht ausgesprochen, um sie zu quälen, erwies sich als wahre Thatsache.

Wie fein er argwöhnen konnte!

So bitterlich wie an diesem Abend hatte sie noch nie geweint. Sie konnte ihren Thränen nicht Halt gebieten, ihre Kraft versagte ihr; rückhaltlos gab sie sich ihrem Schmerze hin.

Sie wußte freilich nicht, was in ihm vorging.

Aber als sie beide in den kalten Hausflur ihres Hauses traten, und er ihr mit verbissener Wut die Hand reichte, war es aus mit ihr.

Sie warf ihre Arme um seinen Hals und schluchzte und weinte noch bitterlicher denn zuvor.

„Was habe ich Dir gethan, das Du so zu mir bist?

Diese einfachen, rührenden Worte, diese heißen Thränen bewegten ihn doch. Er fühlte, daß er ihr

schweres Unrecht gethan. Er umschlang ihre schmale Taille mit dem linken Arm und hob mit der rechten Hand den kleinen Kopf empor.

Da lachte sie, lachte unter Thränen, als er sie ansah und sagte: „Lieb, sei wieder gut. Ich bin so schlecht, so über alle Maßen schlecht zu Dir, gelt, Lenchen?“

Sie schüttelte den Kopf. Da preßte er in einer augenblicklichen Blutwallung ihren schlanken Körper so heftig an sich, daß ihr fast der Athem verging. Er fühlte, wie ein heißer Strom ihren Körper durchjagte, wie es aus tausend Poren begehrlich und heiß zu ihm herüberdrang, wie sie nun urplötzlich ihn an sich preßte und ihre Lippen in seinen Hals schlug, bis plötzlich ihre Arme schlaff herunterfielen und ihr Körper weich und hingebend in seinen Armen lag . . .

Eine fieberhafte Röthe bedeckte dabei ihr Gesicht.

Der Hausflur ließ oben durch ein Fenster den vollen Mondschein herein. Ein breiter Streif feinen Silberlichtes lag zu ihren Füßen. Nun huschte er plötzlich zurück. Eine schwarze Wolke hatte sein reines Licht verschlungen . . .

Wenn er dann nach Haus ging, dann war er wieder voll Zorn und Aerger über sich. Er schalt sich einen Feigling, einen Narren, der zu unmännlich war, das zu verlangen, was jeder Hans von seiner Grete will, einen Waschlappen, der es gar nicht verdiene, von solch einem Geschöpf geliebt zu werden. Wenn er dann ins Café Central ging und wieder Mieze traf, die, wie sie sich drastisch ausdrückte, „ihren Juden

wieder hatte laufen lassen", dann war er erregt und nervös in seinen Bewegungen und Redewendungen, dann klang seine Stimme heiser, indeß seine Blicke seltsam über ihre schlanke Gestalt glitten.

Immer mehr fiel ihm die Aehnlichkeit ihres blonden Haares mit dem Helenens auf, daß er sich einmal den Scherz erlaubte, und einige Haarnadeln mit brutalem Ruck herauszog, damit ihr Zopf schwer herunterfiel. Dann hatte er sie gebeten, sich das Haar zu einem gedrungenen Mozartzopf zusammenzulegen. Als sie ihm lachend den Willen that, wofür er ihr ein Glas Glühwein „schmiß", da fand er in seiner erregten Phantasie noch mehr Aehnlichkeit mit seinem Mädchen.

Ja, einmal sprach er sie sogar mit „Helene" an. Da wurde sie grob, denn sie witterte sofort eine Nebenbuhlerin und wandte sich einem andern Herrn zu, so daß er nur ihr Profil sehen konnte.

Da erschien ihm dieses gemein, gewöhnlich und sinnlich, und insgeheim dachte er in einem Anflug reiner Reue an sein keusches und gutes Mädchen. Er rief kurz und schnarrend:

„Kellner zahlen!"

Da drehte sich Mieze mit einem Ruck um. Sie wollte ihn nicht gehen lassen. Sie bat, sie flehte sogar. Sie wollte heute ausnehmend „gut" zu ihm sein.

Seit jener Scene am Weihnachtsabend mit ihren Geschwistern, wo er sich so rücksichtsvoll benommen, hatte sie eine Schwäche für ihn. Auch hatte

er etwas Apartes an sich. Er war nicht so gemein, wenn . . .

Es sei ja noch frühe, sagte sie bittend, „und ob er denn nicht heute mitkommen wolle."

Dabei riß sie ihr Winterjaquet auf, holte aus der Taille ihre kleine goldne Uhr hervor und hielt sie ihm vor's Gesicht.

Der tiefe Herzausschnitt ihrer Taille beunruhigte ihn wieder. Er mußte sofort an Helene denken. Und als sie sich zu ihm über den Tisch herüberbeugte, daß er auf sie herabsehen mußte, drängte sich die feine Spitze ihres schneeweißen Hemdes aus ihrem Busen hervor.

Seine heiße Hand zuckte einen Augenblick, um hinzugreifen. Aber er bezwang seine Blutwallung, weil sie ihm erbärmlich und gemein vorkam. Doch mit schnarrender Stimme bestellte er sich ein neues Glas Glühwein.

Sie sah ihn triumphierend an und lachte, denn sie hatte gesiegt. Er blieb noch bei ihr, er blieb noch lange bei ihr . . .

Einige Tage darauf hatten Leo und Helene wieder eine böse Scene. Er hatte sie abgeholt und wieder arbeitete sein Verstand daran, wie er ihr mitteilen könne, was er von ihr wolle. Er ging ein wenig unwirsch an ihrer Seite. Sie merkte wohl, daß er heute wieder schlecht gelaunt war. Und so hütete sie sich, ihm wehe zu thun und verdoppelte ihre Zärtlichkeit und Hingebung. So nahm sie seine Hand und küßte sie, so gab sie vor, ihm etwas ganz Neues

mitteilen zu wollen, und als er neugierig fragte: „Was", da sagte sie einfach und schlicht:

„Ich hab' Dich so lieb!"

Und dabei traf ihn ein glänzender Blick aus ihren tiefen Augen, aus dem er sich Mut holte für seinen Wunsch.

Oder sie gab vor, ihm etwas Geheimes sagen zu wollen, und als er dann sein Ohr ihr zuwandte, küßte sie sein Gesicht, wo ihre Lippen gerade hintrafen und lachte, weil er sich habe anführen lassen.

Dann gingen sie in ihre Stamm-Conditorei und waren erfreut, das kleine Hinterstübchen leer zu finden. Als sie ihren Mantel abgelegt hatte, stand sie einen Augenblick vor dem Spiegel und ordnete sich das Haar. Da ergriff ihn eine unsinnige Lust.

Er umschlang sie von hinten, preßte beide Hände gegen ihre weiche schwellende Brust und drückte sie an sich, daß es ihr fast den Atem nahm.

Dieser rohe Griff empörte sie.

Ein paar erstickte Laute, und dann ließ er sie tief aufatmend los.

Sie sah ihn erschrocken an. Er hatte so seltsam funkelnde Augen und sein Blick war so heiß, daß sie nur zu stammeln wagte:

„Aber, Leo! . . . Pfui!

„Na, was denn?" antwortete er fast grob, denn er ärgerte sich über seine geringe Selbstbeherrschung, andererseits über ihre beleidigte Miene und Worte. Sie bewiesen ihm, daß er nicht leichtes Spiel haben würde.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

„Was ist denn dabei? Sei doch nicht so prüde!“ Er stieß diese Worte heiser heraus.

„Aber das schickt sich doch nicht“, wagte sie verschüchtert einzuwenden.

„Warum denn nicht? Es schickt sich noch viel mehr für mich! Wenn Du wirklich mein bist, hm, ja, . . . na, willst Du Chocolade trinken oder Kaffee? . . .

Sie entschied sich für Chokolade. Dabei sah sie ihn immer bestürzt von der Seite an.

Als er auf dem Sopha neben ihr saß, legte er den rechten Arm um ihre Taille, daß seine Hand das regelmäßige Auf- und Niederwogen ihrer Brust fühlte. Sie wagte nicht, seine Hand wegzunehmen, um ihn nicht von neuem zu reizen. Aber als er wieder roh zugriff, da regte sich in ihr das keusche Mädchengefühl. Sie war empört, daß sie ihn heute von einer neuen, so häßlichen Seite kennen lernte.

Sie schlug ihn, wie aus einem instinktiven Gefühl heraus, mit der Rechten ins Gesicht.

Er war starr vor Ueberraschung.

Da sah sie in sein totblasses Gesicht und mit einem Wehelaut streichelte sie die rote Stelle und ergriff seine schlaff herabhängende Linke und küßte sie.

Die Thränen schossen ihr aus den Augen auf seine Hand.

An diesem Abend sprach er kein Wort mehr zu ihr.

Als er sie begleitete, reichte er ihr nicht den Arm. Als er an der Hausthür Abschied von ihr nahm, gab er ihr nicht die Hand. Er zog seinen Hut so tief vor

ihr, wie er es vor einer Fremden that, drehte sich kurz um und ging, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

Sie stand an der Hausthür und achtete nicht darauf, daß einzelne Vorübergehende ihr in das thränenübergossene, blasse Gesicht sahen.

Sie schaute ihm nach, bis seine Gestalt in der Dunkelheit verschwunden war. Dann schaute sie immer noch vor sich hin ins Leere, als wenn sie etwas suchte, was unwiederbringlich verloren war.

Zehntes Kapitel.

Am nächsten Tage holte Leo sie nicht vom Geschäft ab, am nächsten auch nicht, an dem Übernächsten auch nicht. Er wartete darauf, täglich einen Brief von ihr vorzufinden, aber es kam keiner. Das verblüffte ihn.

So stark hatte sie sich noch nie gezeigt.

Wenn er mit ihr bisher Scenen gehabt hatte, so hatten sie einen konstanten Verlauf genommen. Ein unwirsches, zorniges Lebewohl seinerseits, Thränen ihrerseits. Am nächsten Tage kam dann ein flehender Brief, worin sie in ihrer einfachen Sprache und in ihrer großen verwunderten Schrift — groß und verwundert wie ihre Augen — ihn bat, doch wieder gut zu sein, sie wolle jetzt immer lieb und freundlich zu ihm sein und ihn nie mehr ärgern, ihn niemals quälen, und ob sie hoffen könne, daß er sie wieder heute Abend abhole.

Und dann holte er sie wieder wirklich vom Geschäft ab und dieses Wiedersehen nach der letzten zornigen Scene war stets süß und lieb wie Sonnenschein nach dem Sturm.

Aber dieses Mal wollte der Sonnenschein nicht kommen.

Drei Tage lang wartete er vergebens auf einen Brief von ihrer Hand. Einen Augenblick gefiel ihm diese Standhaftigkeit des in seinem jungfräulichen Gefühl schwer verletzten Mädchens. Weit mehr aber überwog in ihm die Eitelkeit dieses Gefühl, denn diese fühlte sich durch ihr Schweigen tief verletzt.

Sie schien ihm dieses Mal ernstlich zu zürnen, das stand fest.

Aber lange konnte sie nicht zürnen, das stand auch fest, dachte er sich. Und er gefiel sich darin, mit seiner lebhaften Phantasie auszumalen, wie sie sich nach ihm sehnte und bangte, wie sie nach ihm weinte in ihrem Kämmerlein, wie sie sich tapfer unter Thränen sträubte, ihm zu schreiben, wie sie an ihn dachte, wenn sie schlafen ging, wie sie an ihn dachte, wenn sie wieder aufstand, wie sie an ihn dachte, wenn sie des Tages über im Geschäft arbeitete u. s. f.

Das regte seine Eitelkeit ungeheuer auf.

Am vierten Tage jedoch fühlte er eine gewisse Unruhe. Er wollte sich mit streng wissenschaftlicher Lektüre die Zeit vertreiben und es gelang ihm auch auf einige Stunden des Vormittags, seine Gedanken in den strengen ehernen Kreis Spinozistischer Dialektik zu bannen. Aber als die Mittagsstunde herannahte, ohne daß ein Brief angekommen war, die Mittagsstunde, in welcher Helene ihr Geschäft verließ, um zu Tisch zu gehen, da hielt es ihn nicht länger in seinem Zimmer.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Er mußte sie sehen.

Im Nu befand er sich auf der Straße und in jagender Hast eilte er ihrem Geschäft zu. Aber er kam nach zwölf Uhr erst dort an und traf sie nicht mehr.

Darüber empfand er ein gemischtes Gefühl. Sehnsucht nach ihrem Anblick, und Befriedigung darüber, daß der Zufall seinem Trotz zu Hilfe gekommen, indem er sie nicht angetroffen.

Das wäre doch ein grenzenloser Fehler seinerseits gewesen, wenn er zuerst nachgegeben, wenn sie ihn erblickt hätte. Nun freute er sich, daß er dieser „Blamage" glücklich entronnen war.

Sie sollte zuerst zu ihm kommen. Das war sein fester Entschluß.

„Alles oder nichts!" murmelte er vor sich hin. Einfach lächerlich, daß er sie fast ein Jahr lang schon kannte, ohne etwas erreicht zu haben. Das durfte er keinem seiner Couleurbrüder erzählen, denn ein unauslöschliches Gelächter, das wußte er, wäre ihre Antwort auf seine Tolpatschigkeit gewesen.

Alles oder nichts! — — —

Des Nachmittags arbeitete er wieder eifrig, und war mit sich höchst zufrieden, als er ein ganzes Kapitel aus Spinoza's Ethik trotz ihrer wunderlichen, rein mathematischen Beweisführung durchstudiert hatte. Er hatte dieses Gefühl der Befriedigung nach gethaner Arbeit lange nicht gekannt und war daher sehr befriedigt, in sich noch so viel Energie zu entdecken, die zur Arbeit nöthig war. War er sich doch bewußt, eine durch

und durch schlaffe Instinktnatur zu sein, die nur träumerisch ihrem eigenen Empfindungsleben nachgehen konnte.

Darin sagte er sich oft, war er sehr wenig „Jude". Er besaß nicht den zähen Fleiß und die schleichende, oft auch stramme Energie der Juden, wie sie sich beispielsweise in seinem eigenen Vater ausdrückte. Darin nahm er einen scharfen Unterschied zwischen sich und seinem Vater wahr, der ihm immer mehr als der Typus der alten, zähen, jüdischen Generation vor 1870 erschien.

Da war er ganz anders geartet! Vielleicht war seine Mutter daran schuld, vielleicht die Bücher, an deren Lektüre er sich nach ihrem Tode fast unbewußt erzogen hatte, die Bücher, die er als Knabe nie ohne Thränen gelesen hatte, namentlich sein über alles geliebter „Don Carlos". Und sein Enthusiasmus, was für Lächeln und Kopfschütteln hatte er nicht bei seinem Vater, was für Spott bei seinem Vetter Königsberger hervorgerufen . . .

Das waren fremde Einflüsse, fremde Elemente in ihm, die ihn oft blitzartig instinktiv in manchen Unterhaltungen und Anschauungen einen Abgrund zwischen sich und der alten Generation entdecken ließen, und ihm oft mitten im Gespräch die Lippen schlossen.

Ja, das war so seltsam! Wenn er anderer Meinung war, als sein Vater, so waren es nicht einfache Meinungsunterschiede, die ein Lächeln, ein Achselzucken freundlich ausglich. Das war ein Achselzucken gegenseitigen Unverständnisses!

SLUB Wir führen Wissen. Christian Weise Bibliothek

Das war so seltsam, so seltsam . . .

„Ein Goj“*), hatte ihn einmal Königsberger genannt.

„Nein“, hatte er da mit leuchtendem Blick geantwortet, „nur ein anderer Jude, als Du bist, als Du ahnst!“ . . .

. . . Jetzt hatte er glücklich mit diesen Erinnerungen eine Stunde hingeträumt. Er lachte vor sich hin . . .

Er steckte sich die Lampe an und vertiefte sich wieder in Spinoza.

Diesen Menschen liebte er über alles. Er stellte ihn in seiner regen Phantasie sich vor als kleinen blassen Juden, der des Tages über Diamanten schliff, um sich satt essen zu können und dann Abends und Nachts mit seinen wunderbaren Augen dem Weltall ins Herz sah, um ihm seine Geheimnisse abzulauschen. Auch hatte er sich eine merkwürdige Ideenkombination zurechtgelegt. Er dachte sich immer die Gestalt des Heilands Jesu Christi ähnlich wie die Spinoza's. Er wußte nicht warum, aber beide verschmolzen in seiner Phantasie zu einem einzigen Typus, zu einem einzigen idealen Menschen, zu einem idealen Juden.

Wenn der sterbende Heiland an dem Kreuz zu Golgatha mit seinem letzten Gnadenblick der Welt verzieh, so war es dieselbe hingebende Erlösungsidee, die Spinoza aus dem Bannfluch seiner jüdischen fanatischen Gemeinde hinaufwies zu einer Re-

*) Christ.

ligion heiter lächelnder Resignation. War es doch bei beiden Resignation — unter Thränen, und Hingebung an die Menschheit — unter Schmerzen.

Aus diesem Grunde war in seiner Seele nichts mehr von dem grimmigen Hasse, mit dem verschollene jüdische Generationen die Heilandsgestalt verfolgt hatten, sondern eine fast heilige Verehrung für diesen einzigen Menschen, dessen Zauberkraft und milde Wunderworte über Liebe und Barmherzigkeit durch Jahrtausende hindurch funkelten und Millionen Herzen durchleuchteten. Er begriff nicht, warum die Juden diese Gestalt nicht ebenso verehren konnten, wie etwa die des Moses oder des Spinoza. Freilich fiel ihm nun wieder der Glaube an dessen Gotteristenz, an dessen Herkunft, ein: das waren Brücken, über die sein Gefühl nicht hinwegkam, vor denen sein Verstand warnte, welche sein moderner Geist stillschweigend abwies.

Jetzt vermißte er wieder seinen Freund Richard. Dieser war der einzige, mit dem er sich über solche Fragen aussprechen konnte, der einzige, dem er sein geheimstes Innere rückhaltlos aufschloß. Es wäre so schön, dachte er sich, wenn er hier bei ihm sitzen könnte, auf dem Sopha, mit seiner langen Pastorpfeife ihm still und klug zuhören könnte. — — — Aber freilich, der war in Freiburg, und er, Leo, besaß keinen einzigen, von dem er geistige Anregung haben, dem er sich geistig hätte mitteilen können.

Er las weiter.

Je mehr die Zeit vorrückte, desto unruhiger wurde er. Endlich um 7 Uhr Abends warf er das

Buch beiseite, löschte die Lampe aus und ging hinunter auf die Straße. Er nahm fast instinktiv den Weg, der nach Helenens Geschäft führte und ging in ein Restaurant, das vis-à-vis dem Geschäft sich befand.

Er setzte sich an einen Tisch, der am Fenster stand, so daß er durch die Zwischenräume der Gardinen das Geschäft im Auge behalten konnte.

Er bestellte sich Abendbrot. Um sich zu zerstreuen, las er einige Zeitungen, aber er fand, daß er nur Worte las, die keinen Sinn hatten . . .

Die Zeit bis um 8 Uhr verstrich ihm unendlich langsam. Er hatte sein Abendbrot verzehrt, fast ohne es zu wissen und dabei immer verstohlen nach der entgegengesetzten Straßenseite geblickt, um zu sehen, wann Helene aus der Thür des Geschäfts treten würde.

Er hielt das Warten nicht länger aus; er bezahlte und ging hinaus. Aber kaum hatte er die Straße erreicht, als er ihre schlanke Gestalt schräg über den Damm kommen sah.

Er atmete tief auf, denn glücklicherweise hatte sie ihn nicht gesehen.

In einer weiten Entfernung folgte er ihr, doch so, daß er noch immer ihre kleine kecke Pelzmütze sehen konnte.

Zu ihr gehen? — Nein, nimmermehr!

Und doch fieberte er danach, sie wieder bei sich zu haben, wieder ihren Kopf zwischen beide Hände nehmen und sagen zu können: „Gelt, Lenchen, hast mich noch lieb?“

Aber sein Trotz und seine Eitelkeit zerpflückten jeden nachgiebigen Gedanken, der sich in seinem Herzen emporwagte.

Sie sollte zu ihm kommen, und — alles oder nichts!

Da änderte sie an der Ecke der alten Jacobstraße ihre Wegrichtung. Ihr Heimweg führte links, aber sie ging rechts ab.

Erstaunt folgte ihr Leo in beträchtlicher Entfernung. Nun bog sie in die Oranienstraße ein und nun in die Lindenstraße.

Kein Zweifel, sie ging nach seiner Wohnung

Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn und seine dunklen Augen vergrößerten sich, während sie ihrer schlanken Gestalt folgten.

Jetzt hielt sie vor seinem Hause an und sah hinauf. Oben waren die Fenster von Leo's Zimmer dunkel und sie schien zu überlegen, ob sie nach Hause gehen oder ihrer Tante einen Besuch machen sollte.

Leo sah von ferne, wie sie regungslos dastand und emporsah. Das rührte ihn, aber sein Trotzgefühl duldete keine Nachgiebigkeit.

Sie sollte ihm schreiben, zu ihm kommen, und — alles oder nichts.

Er sah, wie sie langsam umkehrte, und er glaubte zu sehen, daß ihr Köpfchen sich auf die Brust gesenkt hatte, daß ihr Gang etwas müde und schleppend war, wie der Gang einer Traurigen.

Er stand noch immer auf einem Fleck in dem dunkeln Thorweg eines Hauses und sah mit großen

Augen nach, wie ihre Gestalt nach und nach in der Dunkelheit verschwand.

Endlich konnte er sie nicht mehr sehen.

Da hätte er sich selbst schlagen mögen, vor Zorn über sich und seine Erbärmlichkeit . . .

Aber am nächsten Tage war sein Zorn wieder völlig verraucht und nur seine Eitelkeit war noch da, die sich befriedigt sah, durch so viel Mädchenliebe und so viel Mädchenleid.

Sehr oft fühlte er auch seine Eitelkeit heraus und entdeckte auch hierin wieder eine spezifisch jüdische Eigenschaft, einen Atavismus, den er vergebens abzulegen sich bemühte. Dann aber pflegte er sich als Entschuldigung vorzubringen, daß er wohl maßlos eitel sei, daß er aber die Erkenntnis dieser Charakterschwäche besitze. Und die Erkenntnis eines Fehlers, einer psychischen Schwäche rechnete er sich zum Verdienst an, das diese verminderte. Und so pflegte er Befriedigung in dem Selbstvorwurf zu finden, daß er ein eitles Menschenkind war, und wußte doch nicht, daß in dieser stillen Freude über die Selbsterkenntnis und Selbstverurteilung seiner eigenen Schwäche wieder viel — Eitelkeit steckte.

Am nächsten Vormittag erhielt er eine Karte seines Vaters. Das war eine Seltenheit, die sich durch die Neuigkeit rechtfertigte, die sie enthielt: Direktor Berger ist um seine Entlassung krankheitshalber eingekommen und wird voraussichtlich bereits im April nach Berlin übersiedeln, um sich bei einem berühmten Spezialarzt in Behandlung zu begeben.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Das war eine überraschende und ihn freudig stimmende Nachricht. Er hatte eine blitzschnell vorübergehende Empfindung von Heiterkeit und warmen frohen Farben. Seinen lieben Direktor, diesen guten alten Mann, an dessen ehrwürdiges weißes Haupt er nie ohne Ehrfurcht denken konnte, in der Nähe zu haben, in seinem Hause verkehren zu können, das war es, was ihn freudig stimmte. Dann dachte er gleichzeitig an seine Tochter, die doch nun wieder bei ihrem Vater wohnen würde, und schnell, wie eine Vision tauchte auch die üppige Gestalt ihrer jungen Stiefmutter in seiner Phantasie auf, blitzschnell, um von neuen Gedanken verdrängt zu werden.

Er dachte wieder, als er eben am Fenster stand und hinunter auf die Straße sah, an Helene. Dort unten an der Laterne hatte sie gestanden und hinaufgesehen.

Eben hatte es langsam zu schneien angefangen. Vom Winde hin- und hergejagt, tanzten die kleinen Schneeflocken in der Luft herum, gleichsam als fürchteten sie sich, auf dem schmutzigen Grau des Straßenpflasters ihr weißes reines Sein zu beflecken. Langsam überzog sich das blöde Grau der Straße mit einem weißen Flockenschleier. Immer stärker fiel der Schnee, die Flocken wurden dichter und größer, bis sie im krausen Wirbeltanz durch die Luft jagten und Dächer und Menschen und Straßen mit einer Decke von leuchtend hellem Weiß überzogen. Dazu hatte sich der Wind verstärkt und blies heftig gegen die Fenster, daß sie

zitterten und ein pfeifendes Fauchen, ein hohles Surren wie von unsichtbaren Stimmen durch die Luft klang.

Leo freute sich über die Winterstimmung der Straße. Schneegestöber gehörte bei ihm zum echten rechten Wintervergnügen und machte ihm die Stimmung in seinem warmen gemütlichen Heim noch heimlicher und traulicher.

Auf seinem Fensterbrett hatte sich außen eine dicke Schicht flockigen Schnees blendend weiß gelagert. Einer Laune folgend, öffnete er das Fenster, daß ein kalter Luftzug ihm erfrischend um die Stirn fuhr und Schneeflocken ihm ins Gesicht trieben, und schrieb mit dem Zeigefinger in die Schneemasse deutlich und bedächtig den Namen „Helene" ein. Dann schloß er wieder das Fenster und beschaute sich mit vergnüglichem Lachen sein kalligraphisches Meisterstück.

Nach und nach legte sich ein feiner weißer Flor über die Buchstaben hin, nach und nach schossen große Flocken hinein und verflachten die schlanken Höhlungen in der Schneedecke. Nach und nach verwischten sich die scharfen Contouren unter dem unaufhörlichen Schneegestöber, jetzt erschien der Name nur noch matt, fast schläfrig-eben auf der weißen Fläche, da fegte der Wind ein ganzes Heer von Flocken gegen das Fenster, und „Helene" war begraben unter einer reinen Decke von leuchtender Weiße.

Das schien ihm von symbolischer Bedeutung, wenn — nun, wenn sie nicht schrieb, wenn sie nicht zu ihm kam — — —

Alles oder nichts!

Alles oder der Name löschte aus, wie der Schneesturm ihren Namen hingeweht und begraben hatte unter einer Winterdecke von blendendem, weißem Schnee!

— — — — — — — — — — — — — — —

Er mußte sie sehen.

Seine Sehnsucht schrie nach ihrem Anblick und seine Eitelkeit begehrte nach ihm, um sich daran zu weiden, wie sie gelitten — um seinetwillen.

Um zwölf Uhr, im dichten Schneegestöber war er vor ihrem Hause an der Ecke der alten Jacobstraße und Köpnickerstraße, und ging nun fieberhaft erregt den Weg entlang, den sie vom Geschäft aus nach Hause nehmen mußte. Er wollte sie nur sehen, an ihr mit kaltem Gruß vorbei eilen — weiter nichts.

Diesmal hatte er die Zeit richtig berechnet. Er sah schon von weitem ihre schwarze Pelzmütze, den schlanken Hals dicht von einem dicken langen Pelzkragen umarmt, die Hände in die Muffe vergraben und blitzende Schneekrystalle auf Mütze und Brust und Muff.

Jetzt waren sie sich ziemlich nahe entgegengekommen.

Sie sah ihn und er bemerkte, wie sie den Mund öffnete und lautlos wieder schloß.

Er grüßte und zog seinen Hut tief. Er eilte

vorüber, aber im Vorbeihasten sah er ihre Augen auf sich gerichtet, groß, fragend und angstvoll.

Er verdoppelte die Schnelligkeit seines Schrittes, denn er fürchtete, nachzugeben, weich zu werden vor diesen Augen, diesen großen, fragenden, angstvollen Augen.

Elftes Kapitel.

Um 6 Uhr Nachmittags erhielt er einen Brief, an dessen Aufschrift er sofort ihre Handschrift erkannte. Also sein Trotz hatte wieder gesiegt, sie hatte nachgegeben. Er kam sich wie ein Held vor.

Schliff hatte ganz Recht. Pah, die Weiber!!! Und er las:

Liebe Marie!

Eben 11 Uhr, als ich nach Hause kam, setze ich mich hin und schreibe an Dich. Gestern Abend wollte ich es schon thun; leider konnte ich es nicht, da meine Eltern und Geschwister zu Hause waren. Ein mir unlösbares Rätsel ist mir Dein Schweigen, oder warum holst Du mich nicht mehr ab? Alle Tage dachte ich, Du würdest Dich einmal sehen lassen. O, das ist so Unrecht von Dir! Und ich habe es ja auch nicht so bös gemeint, drum sei wieder gut! Bitte, bitte, verzeihe mir und sei wieder gut. Warum bist Du seit vier Tagen weggeblieben? Nicht ein Wort hattest Du für mich am letzten Abend, als Du von mir gingst;

nicht sahst, wie es mich drückte, und ist es möglich, daß ein Mann, der so sehr geliebt wird, so schroff und kalt, ohne jegliches Mitleid bleiben kann, daß er ihr nicht ein Wort des Trostes sagt? Lieber Guter, ich bitte Dich sehr mir zu schreiben, so daß ich bis 8 Uhr Abends einen Brief habe, in welchem Du schreibst, ob ich Dich heute Abends erwarten kann, also bitte, Du, Lieber, komm.

Viele Grüße sendet

Deine arme betrübte

Helene.

NB. Entschuldige die Schrift! Und ich habe „liebe Marie" geschrieben, weil Mama denkt, daß ich an meine Freundin schreibe! Sie sitzt am Fenster.

NB. Ich bin Dir auch gar nicht mehr böse!!!

Leo's Entschluß stand fest. Alles oder nichts! Wenn er jetzt wieder nachgab, dann fing die alte Geschichte wieder von vorn an, die ihn auf die Dauer langweilen mußte. Diese ewige Prüderie, und noch dazu bei einer Berlinerin, war ja unausstehlich!

So redete er sich immer stärker in seine Verbissenheit und in seinen Trotz hinein. Er wollte ihr weder einen Brief schreiben, noch wollte er zu ihr gehen. Sie sollte zu ihm kommen, ihm beide Hände geben und sagen: „Ich bin Dein!" — — —

Am nächsten Morgen kam ein neuer, flehender Brief von ihr. Er ließ ihn unbeantwortet. Dann zwei Tage darauf, am 9. Februar, wieder einer, so hingebend, so rührend, daß er ihm ans Herz griff und ihn weich machte. Aber nachgeben wollte und durfte

er nicht, denn so nur war ihm die Möglichkeit gegeben, ans Ziel zu gelangen. Er wollte ein Ende ihren und seinen Qualen machen. Er wollte ihr schreiben, ruhig und vorsichtig, wie lieb er sie habe, wie er sich darnach sehne, sie wieder in seine Arme zu schließen. Aber ihr Verhältnis sei ein seltsames, ein unfreies. Als Student müsse er sich fast schämen, so knabenhaft und unmännlich zu lieben u. s. f. Kurz, alles möglichst sacht umschreiben und vorsichtig die Worte auswählen, denn ein einziges brutales Wort hätte sie tief verletzt und . . . auch er schämte sich geradezu, die Dinge beim wahren Namen zu nennen. Zum Schluß dann die kategorische Forderung, er würde sie wieder abholen, wenn sie an einem Sonntag Abend, wenn ihre Tante nebst Familie ausgegangen sei, zu ihm käme zwischen 8—10 Uhr. Sie mußte als „helle" Berlinerin merken, was er meinte!

Ja, so stand es in zaghaften Lettern auf dem weißen Briefbogen, daß er sich förmlich schämte. Da rief er sein ganzes Bewußtsein als Couleurstudent zu Hilfe, und in einem Anflug von Trotz und mühsam zusammengeraffter Energie trug er den Brief nach dem Briefkasten und steckte ihn unter starkem Herzklopfen hinein.

Nun war die Entscheidung gefallen.

Wohl an zwanzig Mal bereute er an diesem Tage, den Brief geschrieben zu haben; andererseits empfand er ebenso oft Genugthuung über seine Energie. Aber als der Abend herannahte, und kein Brief kam, da wurde er unruhig, denn er fühlte, daß nach diesem

Brief entweder Helene ganz sein würde, oder — ihn nie wieder sah.

Das fiel ihm schwer auf's Herz, denn er fühlte, wie gut er diesem blonden blauäugigen Mädchen war, wie viele glückliche Stunden er mit ihr verlebt, verlacht und verplaudert hatte, wie viel gemeinsame holde Liebeserinnerungen und junge Schmerzen sie beide verbanden.

Eine lange Flucht süßer Erinnerungen stöberte seine Phantasie auf und sie jagten vorüber in buntem krausem Wirrwarr, die Reste zahlloser Glücksminuten, verblichene Farben, verklingende Töne, die alle in ihm eine leise süße Melancholie hervorzauberten, wie sie in der Dämmerungsstunde ihm oft erschienen, wenn er an ein verschollenes Glück dachte, mit wehmütigem Lachen und geschlossenen Augen . . .

Aus dem schillernden Gemisch seiner Empfindungen rettete er sich in die Wirklichkeit zurück, indem er auf die Kneipe ging. Hier wandte er sich in seiner Unerfahrenheit und Herzensangst an den in Liebesdingen vielerfahrenen Schliff, indem er ihm von seinem Briefe erzählte.

„Faß" lobte seine Courage, indem er ihm einen Halben auf's allerspeziellste vorkam. Dann beruhigte er ihn.

„Sieh mal, Lupus", orakelte er, „pah, die Weiber! Sie wollen ja weiter nichts. Und so'ne Geschäftsmädels! Na, die sind weg, wenn ein ordentlicher bierehrlicher Bierbursch seine sämtlichen Bieraugen auf sie wirft. Das Mädel ist paff! Natürlich! So thun

sie alle! Aber dann horcht sie so bei ihren Freundinnen rum. Na, und die sind hier in Berlin alle gescheit, und paß auf, schwapp, da hast se! — Na, also mach nich so 'n Gesicht, wie 'n verliebter Frosch im Mondschein, oder wie 'n Kater, wenn's donnert; morgen kommt se' noch nich, aber in acht Tagen, sag ich Dir! Paß mal auf, ob ich nicht recht habe! Pah, die Weiber! Aber was, dann zeigst Du sie mir auch mal, und wir saufen dann alle drei ein Achtel. Prost, Lupus!"

Am nächsten Tage kam kein Brief.

„Faß" hatte also in der That recht.

Am folgenden Tage bekam er auch keinen, am 12. Februar auch nicht. Nun wurde er mismuthig.

Die ganze Woche verging, ohne daß er Nachricht erhalten, ohne daß er sie je hätte sehen können, denn sie schien absichtlich einen anderen Nachhausweg zu nehmen.

Die zweite Woche verging, und keine Nachricht von ihr.

Die dritte Woche kam, und nun glaubte Leo, es sei alles aus, alles aus.

Da verwünschte er seinen Brief, seine Wünsche, sich selbst. Er hatte Stunden, wo er sich nach ihr bangte und sehnte, wo er nur mit äußerster Kraftanstrengung sich zur Arbeit zwang, wo mitten in seine Gedanken ihr blasses blondes Köpfchen hineinguckte, mit Augen, angstvoll, fragend und groß.

Der Monat Februar ging zu Ende, der einzige Monat, an dem er angestrengt gearbeitet hatte. Aber

diese Thatsache, die ihn mit einer fast naiven Freude erfüllte, wurde weit aufgewogen, durch den Verlust, den sein Herz erlitten.

Er hatte sie noch immer nicht gesehen, und noch immer keinen Brief erhalten.

Nun verzweifelte er ganz; es war aus, sicher alles aus!

Sollte er ihr schreiben? blitzte ihm einmal als letzter rettender Gedanke auf? . . . Gewiß, dann würde sie wieder kommen, aber . . . nein, sein Trotz ließ es nicht zu. Er meinte, er würde sich zuviel vergeben. Sie sollte nicht meinen, daß er sie mehr liebe als sie ihn, wo er doch immer geglaubt hatte, ihre Liebe sei inniger und tiefer als die seine.

Eine leise Hoffnung regte sich in seinem Herzen, eine Hoffnung fein und klein.

Sie mußte wissen, daß am ersten März das Wintersemester zu Ende war, daß die Ferien begannen, daß er auf zwei Monate nach Hause reisen mußte. Wenn sie daher ihn noch sehen wollte, so mußte es bald geschehen, denn in den ersten Tagen des März wollte er abfahren.

Wenn aber nicht, nun, dann war eben alles aus, ja, dann war eben alles aus.

Aber es konnte sein, daß sie nichts von seiner Abreise wußte. Ja, das war auch möglich.

Und schon saß er am Tisch und schrieb ein kleines Billet, worin er ihr Lebewohl sagte. Da er infolge „Ihres" Schweigens annehmen müsse, daß sie sich nicht mehr sehen sollten, so erlaube er sich, ihr am Tage

vor seiner Abreise noch ein letztes Lebewohl zuzusenden. Wenn sie etwas gegen ihn habe, so solle sie ihm persönlich, nicht aber dem „Juden" in ihm zürnen.

„In tiefer Dankbarkeit für tausend gemeinsame süße Erinnerungen

bin ich Ihr

Leo Wolff, cand. phil.

Das war zwar etwas sentimental, aber es gefiel ihm.

Das schrieb er am Sonnabend, den 28. Februar.

Damit war alles aus, also alles aus.

Wie ihn dieses „alles aus", diese kleinen, einfachen Worte ans Herz griffen! Er hatte solche Sehnsucht nach ihrem Anblick, jetzt, wo er ihr das letzte Lebenszeichen, das letzte Lebewohl zugesandt hatte!

Wenn sie ihm jetzt in dieser weichen Stimmung geschrieben hätte: „Komm zu mir!", er würde hingestürzt sein mit überquellendem Herzen, er würde ihr beide Hände, die beiden feinen schlanken Hände ergriffen und geküßt haben. Damit hätte er sich begnügt, er, der noch vor einigen Tagen trotzig „alles oder nichts" gefordert hatte.

Und nun war das „nichts" gekommen.

Es war alles aus.

Tagelang hatte er in seinem Zimmer gesessen und jeden Verkehr, soweit es ging, mit seinen Couleurbrüdern gemieden. Nur die Arbeit, zu der er jetzt eine seltene Energie fühlte, machte ihm Freude.

So saß er auch des Sonnabends über in seinem Zimmer. Das letzte Billet hatte er soeben in den

Briefkasten gesteckt, und nun zwang er sich zur Ruhe und that so, als ob er Erleichterung gefunden hätte.

Am Sonntag versäumte er den Frühschoppen. Dafür ging er allein im Tiergarten spazieren. Es war ein schöner klarer Wintertag, der die Erde fest und steif zusammenkrampfte, daß die Schritte einen eigenen dumpfen Ton erweckten, als wenn die Erde sich im Innern ohnmächtig aufbäumen wollte gegen die stampfenden Menschen. Der Himmel blickte klar herab und hinten am Horizont stand die Wintersonne und glutete aus ihrer rotumrandeten Feuerscheibe auf die starre Erde hinab. An den Bäumen hing der Reif wie köstliche, feinste Silberarbeit herab und verwischte die Contouren der schlanken Aeste.

Noch niemals hatte er einen Wintersonntag in Berlin so schön gefunden wie diesen, als er hineinschritt in den großen menschenleeren Wald. Stundenlang wanderte er umher, bis er in Charlottenburg ankam. Hier aß er zu Mittag und kehrte langsam heim.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als er wieder sein Zimmer betrat. Als er sich ans Klavier setzte und leise zu phantasieren anfing, hörte er, wie die Kinder Fritz und Liese den Korridor entlang liefen, sich an die Thür stellten und lauschten.

Er öffnete dieselbe und lachte laut auf, als er ihre blonden runden Kinderköpfe auseinander fahren sah.

„Na, kommt nur rein! Aber hübsch artig sein und zuhören!“ Er steckte die Lampe an.

Und nun spielte er ihnen alle Kinderlieder vor, die er kannte. Es freute ihn, wenn die Kinder dann jubelnd ein ihnen bekanntes aus dem Klanggewirr wiedererkannten. Er wollte heut fröhliche Gesichter um sich sehen, damit von ihrer Freude ein klein wenig Sonnenschein auch in sein Herz zurückfiel.

Bald jedoch holte Frau Peters ihre Kinder herein. Sie mußten angezogen werden, denn sie gingen heute Abend einen Besuch machen

Das war Leo ganz recht. Dann war er am Abend mit sich und seinen Gedanken ganz allein. Er wollte auch heute einen Brief an seinen Direktor und Lehrer schreiben, um seiner Freude über dessen bevorstehende Uebersiedelung Ausdruck zu geben, und dann einen langen Brief an Richard nach Freiburg über seinen Bruch mit Helenen.

Dazu brauchte er Ruhe und Einsamkeit.

Langsam verstrich die sechste und siebente Stunde.

Er lag lang auf dem Sopha und starrte zur Decke. Vor ihm auf dem Tisch lag Papier und Feder, daneben das kleine Tintenfaß, aber er hatte noch kein Wort geschrieben. Eine wohlige Müdigkeit fesselte ihn, so daß er sich kaum regte.

Der Ofen strömte eine behagliche frohe Wärme aus, die Uhr nickte gravitätisch ihr Tick-Tack ab, und die Lampe surrte vergnügt. Sonst weiche, wohlige Stille.

Er dachte an gar nichts bestimmtes, sondern seine Gedanken träumten, ohne daß er hätte sagen können, wovon . . .

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

. . . Da klingelt es, leise und fein.

Er fuhr auf. Diese Störung war ihm unangenehm. Irgend ein Couleurbruder, dachte er sich.

Und langsam ging er den Korridor entlang und öffnete die Thür.

Er fuhr zurück.

Vor ihm stand Helene.

Sie sprach kein Wort. Sie athmete nur mühsam.

„Willst Du nicht näher treten?“

Die Thür schloß sich hinter ihnen. Sie hatte noch immer kein Wort gesprochen.

„Willst Du nicht ablegen, Helene?“ sagte er mit heiserer Stimme, als sie in seinem Zimmer angekommen waren, „komm, leg ab.“

Und er nahm ihr mit beiden Händen den großen Rembrandthut ab, dann nahm er ihr den Pelzkragen ab und das Winterjaquet.

Sie litt alles mechanisch, ohne ein Wort zu sprechen.

Nun standen sie beide am Tisch, daß der Schein der Lampe voll auf ihr Gesicht fiel. Das war so blaß, daß es ihm weh that und er weich wurde.

„Wie geht es Dir, Helene? Willst Du Dich nicht setzen?“ wagte er leise zu bemerken, denn er wußte nicht, wie er sich ihr Schweigen deuten sollte.

Sie stand noch immer am Tisch. Als er seinen rechten Arm leicht um ihre schlanke Taille legte, da fühlte er, wie sie zitterte.

„Wie geht es Dir, Lenchen?“ flüsterte er wieder, und sah ihr dabei zärtlich-besorgt ins Gesicht.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Da verlor sie die Kraft, daß er sie mit beiden Armen halten mußte, und weinte und schluchzte bitterlich.

„Ich hab' Dich ja so lieb, Leo.“

Er versuchte sie zu beruhigen. Immer wieder mußte er es ihr wiederholen, daß er sie noch liebe, daß er der Alte sei.

Und da, als sie neben ihm auf dem Sopha saß und ihn wieder unter Thränen beschwor, ihr zu sagen, ob er sie immer lieben, ob er ihr treu bleiben würde, und er ihr in überströmender Zärtlichkeit und Dankbarkeit die Hände küßte, da ergriff sie seinen Kopf und preßte ihn heftig an ihre wogende Brust. Dann neigte sie ihren Mund seinem Ohre zu und flüsterte ihm mit dunkelrotem Gesicht ein paar Worte zu, daß er mit einem Jubelruf emporfuhr und sie wie ein Trunkener wahnsinnig küßte, daß sie matt und fast schmerzlich lächelnd im Sopha lag . . .

Dann aber surrte die Lampe nicht mehr weiter, es war dunkel im Zimmer und nur der Ofen strömte weiter seine behagliche frohe Wärme aus und die Uhr nickte weiter ihr gravitätisches Tick-Tack ab . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Als sie gegen $^1/_2$10 Uhr Leo's Wirtsleute heimkehren hörten, da schlang Helene beide Arme mit furchtbarer Kraft um ihn, als wollte sie sich an ihm festhalten.

Im Nebenzimmer wurden die Kinder zu Bette gebracht. Sie wußten es und horchten beide mit angehaltenem Atem.

Da schlug Liesens feines Kinderstimmchen an ihr Ohr.

Ein Zittern durchlief ihren ganzen Körper.

„Was ist Dir, Lieb?“ flüsterte Leo besorgt, indem er seinen Kopf aufrichtete.

„Nichts, nichts!“ wehrte sie ab.

Er sah nicht, wie ihr zwei große Thränen die Wangen herabliefen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Werther, der Jude.

Zweites Buch.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Zwölftes Kapitel.

Nun konnte er nicht mehr abreisen. Auch wollte er nicht. Und so schrieb er denn einen langen Brief nach Hause, daß er mitten in seinen Arbeiten stecke, daß er sie nicht unterbrechen könne und stark in der königlichen Bibliothek arbeiten müsse. Er wolle sich im nächsten Semester in das philosophische Seminar aufnehmen lassen, um sich zum Doktor-Examen vorzubereiten, kurz, er führte eine solche Schaar von Gründen ins Feld, daß sein Vater in einem mißmutigen Briefe „Ja" sagte und ihn die Ferienmonate März und April in Berlin bleiben ließ.

Zwar waren einzelne Gründe und Thatsachen, die er anführte, bedenklich falsch. Auch bereitete es ihm doch ein gewisses Unbehagen, wenn er an seinen Freund Richard dachte, der die Ferien stets mit ihm zusammen in ihrer Heimatsstadt verlebte. Ihm konnte er ja nicht einen ähnlichen Brief schreiben, denn dieser kannte ihn zu genau. Und die reine Wahrheit schreiben konnte er ihm doch

auch nicht. Wie hätte dieser verwundert den Kopf geschüttelt, wenn er gewußt hätte, daß einzig allein die Flitterwochen seines Liebesverhältnisses ihn in Berlin festhielten!

Wie gern wäre er mit Richard zusammengewesen. Da gab es dann wieder tausend köstliche Reminiscenzen zu feiern, Heiteres und Ernstes durchzuschwatzen, mit ihm, dem Einzigen, vor dem er sich nicht schämte, sein Tiefstes und Innerstes zu offenbaren.

Aber alle diese Bedenken verflogen wie Papierschnitzel im Sturmwind vor seinem jungen Liebesglück. Gerade die Seltenheit und die Vorsicht, nicht gesehen zu werden, erhöhte für beide den tiefen Reiz desselben und kettete sie um so fester aneinander.

Leo entdeckte tausend neue Schönheiten an ihr, tausend neue seelische Züge, die sie ihm immer werter und lieber machte. Was sie ihm aber so rührend erscheinen ließ, das war ihre Naivetät, ihre Keuschheit, selbst in der leidenschaftlichsten Hingabe. Er besaß darür einen so fein ausgebildeten, aesthetischen Instinkt, daß er sich durch ein unzartes Wort, durch eine gemeine Bewegung abgestoßen fühlen konnte. Auch hatte er gefürchtet, daß wie bei allen Liebesverhältnissen nach der Erreichung des Zieles seine Zuneigung schwächer werden würde. Aber nichts von alledem. Selbst nicht einen Augenblick erschien sie ihm dadurch weniger der Achtung würdig, jetzt, da sie nun ganz sein war.

Als sie einmal klagte, jetzt müsse er sie doch weniger achten, obschon sie alles aus Liebe zu ihm gethan, da hatte er ihren Kopf zwischen beide Hände

genommen, sie zärtlich angesehen, dann an den beiden rosigen Ohren gezogen und sie einen Kindskopf genannt. Und dann hatten sie beide lustig gelacht und sie war beruhigt.

— — — — — — — — — — — — — —

„Du sollst nicht mit einer andern gehen," sagte sie zornig und klopfte dabei mit dem Löffel ihrer Chokoladentasse auf den Tisch.

„Aber Kind, beruhige Dich! Was ist denn dabei. Ich habe Dir doch eben gesagt, wer Fräulein Berger ist. Du hast gar keinen Grund zur Eifersucht!"

„Ach, Eifersucht. Ich bin gar nicht eifersüchtig, nicht ein bischen", entgegnete sie heftig und warf die Oberlippe schnippisch auf, aber ihre Augen straften ihre Worte Lügen.

Da lachte er. „Na, wenn Du nicht eifersüchtig bist, — weißt Du — na, warum bist Du denn so böse? Ist doch eine einfache Geschichte! Ich komme um 12 Uhr aus der Bibliothek, geh' die Linden lang, Friedrichstraße, die Leipzigerstraße, und treffe Frl. Berger. Na, und ich habe Dir ja auch gesagt, daß ihr Alter, mein Lehrer, in dieser Woche noch, vielleicht schon übermorgen, oder auch am 13. April erst nach Berlin übersiedelt. Na, da habe ich sie halt begleitet, um zu erfahren, wann es wirklich geschieht, ob schon Mitte oder Ende April. Na, da sagte sie eben, schon übermorgen! Das war mir doch sehr wichtig. Da, und wenn Du uns beide genau angesehen hättest, als Du bei uns vorbeirannteſt, da hättest Du sehen können, daß wir

nichts weniger als gut zu einander stehen. Na, Blondkopf, sei wieder gut . . . . .

„Aber Du sollst nicht wieder mit ihr gehen, Leo!“ betonte sie beharrlich wieder. „Da brauchst gar nicht darüber zu lachen, Leo! Ich bin nicht eifersüchtig.“

„Na, ich bin neugierig, was Du erst sagen wirst, wenn ich bei Direktors häufig verkehren werde. Da werde ich oft eingeladen, und muß doch hingehen. 'S ist ja mein liebster Lehrer, der alte Direktor. Weißt Du, furchtbar gutmütig! So'n Kerl giebts's gar nicht wieder! Wenn der kleinste Junge grüßt, zieht er auch seinen Hut. Und schneeweißes Haar und n' langen weißen Bart. Ich glaube, der hat noch nie einen Jungen geschlagen! Er traut sich nicht mal, jemanden anzuschnauzen. Und arbeitet dabei vom Morgen bis auf 'n Abend. — Siehst Du, wenn ich nun da eingeladen werde, ... da ist doch die Grete . . .“

„Du meinst wohl Frl. Berger? Jetzt nennst Du sie sogar beim Vornamen?“ und dabei streckte sie ihren Zeigefinger aus, erfreut und halb mißgestimmt darüber, daß sie ihn auf einer neuen Sünde ertappt hatte, „Grete ist überhaupt ein furchtbar häßlicher Name, nicht?“

„Und dann ihre Stiefmutter! höchstens 34 Jahr. Und ein pompöses Weib, sag ich Dir. Groß, voll, und dabei hat sie Augen! Einfach famos!“

Absichtlich beschrieb er sie in glänzenden Farben, um ihre Eifersucht noch mehr anzustacheln, denn es belustigte ihn ungemein, wenn sie

im Zorn war. Da bekam ihr bleiches Gesicht eine zarte Röthe, ihre roten Lippen zitterten und öffneten sich, ihre ganze sonst weiche Haltung bekam dann etwas Straffes, daß die Brust sich voll und plastisch heraushob und in hastigem Atem auf und niederwogte. Dann vermochte sie so viel Kraft zu entwickeln, daß sie seinen Oberarm oder seine Hand heftig kniff, bis es ihn schmerzte.

Er wunderte sich, daß sie jetzt nicht zornig wurde, als er die schöne Frau Direktorin immer noch mehr pries. Sie sei ein gefährliches Weib, die gewiß einen Teufel im Leibe habe. Sie sei der Gesprächsstoff seiner kleinen Heimatstadt gewesen, ohne daß man ihr etwas Schlimmes hätte nachsagen können.

Aber sie schwig beharrlich und gab endlich auf vieles Drängen Antwort, als er den Gesprächsstoff änderte und sich nach ihrer Freundin Marie erkundigte, ob sie noch mit ihrem Studenten ginge. Er glaubte gehört zu haben, daß dieser aus der Studentenliste gestrichen und nun nach seiner Heimath abgereist sei, um dort in seines Vaters Fabrik einzutreten.

Das interessierte sie wieder gewaltig.

„Nun, gesehen habe ich Marie seit damals nicht, seit dem Zank! Und ich kann doch jetzt nicht nach zwei, drei Monaten abbitten! Sie kann ja zu mir kommen! Aber das thut mir so leid, das mit dem Studenten da! — Aber ich habe es ihr gleich gesagt! Die arme Marie! Ich weiß gar nicht, was sie an dem Menschen hatte. Und so lieb hatte sie ihn, daß sie wegziehen wollte von ihren Eltern . . . .“

„Na, das würde doch eine gewisse Dame nicht thun, ich will sie nicht ansehn", und dabei sah er sie lachend an.

„Nein", lachte sie, „das könnte ich nicht thun. Ich würde mich zu Tode schämen, vor den Leuten. Meine Mama zankt ja sehr viel, aber ich bin ihr doch sehr gut, und die Emma, meine Schwester, das ist ein furchtbarer Neidteufel und eine Klatschliese! Die sagt alles der Mama! Und meinen Papa liebe ich eigentlich am meisten, weißt Du, weil er immer so still ist, und Mama das große Wort führt. Und erst der Hans, mein lieber, kleiner Hans. Ist das ein hübscher Bengel! Soll ich den mal mitbringen? Ja? Darf ich, Leo? Wenn wir spazieren gehen? Das ist eine kleine Spielratze! Kauft man ihm was, Spielzeug, gleich muß er nachsehen, was drin ist, und schwapp, ist's kaput! Alle meine alten Puppen hat er entzwei gemacht! Mit der Scheere den Leib aufgemacht, und alles rausgeholt. Der Junge ist zu süß!"

Er lachte über ihr Geplauder herzlich und sie freute sich über seine gute „Laune". Nur als er fragte, warum ihre Mama immer so sehr zanke, zögerte sie mit der Antwort, aber fein in diesen Dingen so feinspüriger Argwohn brachte sie bald so sehr in die Enge, daß sie ihm gestand, ihre Mutter sei so sehr dagegen, daß sie mit einem „Juden" verkehre. Sie möchte zu gern seinen Namen wissen, aber sie sage ihn nicht. Und ihr Onkel Reinicke, so erzählte sie, das sei ein „schrecklicher Antisemit", und der schimpfe so sehr auf sie und die Juden, und auf ihn, Leo.

SLUB Wir führen Wissen. Christian Weise Bibliothek

Das hatte er sich zwar längst gedacht und auch längst gewußt, aber trotzdem verstimmte ihn diese neue Bestätigung seines Verdachtes tief. Er war in seinem Zorngefühl nahe daran, wieder ungerecht gegen Helene zu sein, und sie mit dem boshaften Wort zu kränken, warum sie, das christliche Mädchen, ihn nicht auch hasse, aber die Worte, die sie gleich anfügte, versöhnten ihn wieder.

„Aber am letzten Donnerstag Abend, da habe ich die Juden verteidigt. Ja gewiß! Du brauchst gar nicht zu lachen! Was Du mir immer gesagt hast, das habe ich gesagt. „Es giebt auch schlechte Christen, und der Tietze bei uns nebenan — das ist nämlich ein Rentier —, der ist auch ein Halsabschneider, und kein Jude". Das habe ich gesagt! Na, da war aber Onkel Reinicke fuchtig, und sagte: „Das ist eine Ausnahme!" Da habe ich gesagt: „Es giebt auch Ausnahmen unter den Juden!" „Nein", hat er geschrieen, „dein Jude ist wohl so eine Ausnahme?" Darauf habe ich ihm gar keine Antwort gegeben und bin in meine Stube gegangen und habe gelesen. Ich bin den ganzen Abend nicht mehr nach vorn gegangen! Und Mama hat so geschimpft! . . . ."

Leo streichelte fast mechanisch ihre Hand. Aber seine Gedanken waren nicht dabei, denn seine Augen starrten wie geistesabwesend finster vor sich hin.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Dreizehntes Kapitel.

Als Leo aus dem Blumenladen trat, wo er soeben für die Frau Direktorin ein paar weiße Rosen gekauft hatte, in denen eine rote stak, überlegte er, ob er nicht eine Rose für Frl. Grete mitkaufen sollte, ja, ob er sie nicht abholen sollte, um gemeinsam mit ihr nach dem Bahnhof zu fahren, wo ihr Vater und ihre Stiefmutter eintreffen sollten. Er hatte ja noch Zeit. Es war erst 3 Uhr Nachmittags und um 4 Uhr 22 Minuten kam der Zug auf dem Anhalter Bahnhof an.

Aber sofort verwarf er sein Vorhaben.

Diese junge, höchst seltsame Dame, so kalkulierte er humoristisch bei sich selbst, ist ein Prachtexemplar der kühlen Blonden. „Lebendiger Eiszapfen!“ Hat mich neulich bei der Begegnung sehr abfallen lassen, alle meine Hilfsdienste bei der Einrichtung der elterlichen Wohnung schlankweg abgewiesen, den Gruß der vorbeieilenden Helene kaum beantwortet und nach demselben immer ein moquantes Lächeln aufgesteckt . . . .

Nein, war das Resultat seiner Ueberlegung. Wir revanchieren uns. Die scheint sich unter Horst's Anleitung zur gesinnungstüchtigen Antisemitin auszubilden, und soll in mir schon ihren Gegner finden.

Der Fuchs, dessen Name ihm da eben eingefallen war, hatte ihr beim Wohnungsuchen sammt seiner kleinen runden Tante helfen dürfen, und er ärgerte sich darüber halb scherz-, halb ernsthaft, so sehr er sich dagegen sträuben und sich belügen wollte, weil seine Hilfe mit einem leichten Achselzucken von ihr abgelehnt worden war. Sein ganzer Groll richtete sich deshalb gegen dieses blonde, dieses „impertinent blonde Subjekt" Horst.

Er konnte ihn von vornherein nicht ausstehen; dieses süffisante, trotz seiner Jugend doch so satt und überlegen blickende Gesicht, dieser ewig durchgezogene und ewig lackierte Scheitel, dieser unheimlich spitz gedrehte und unheimlich dünne und hellblonde Schnurbart, diese ganze, nur äußere und äußerliche Patentheit, welche Lieutenantsthum und -thun als Ideal bewunderte, dieser blonde Schlingel, der in einem kühnen Kreisbogen die Hand zum Gruße darbot und für das „r" sich einen besonderen Schnarrlaut erdacht hatte, das war ihm alles so widerlich, zumal sein feiner Instinkt die gleiche Abneigung bei dem Fuchsen gegen sich, den Juden witterte. Noch war ihm der Fuchs nie „rauhbeinig" entgegengetreten und hatte in seiner Gegenwart etwa seine Religion belächelt oder bespöttelt, aber er ahnte, daß es hinter seinem Rücken geschah, daß ein feiner Zug antisemitischer Tendenzen durch den

Fuchs in die Couleur hineinwehte. Über kurz oder lang mußte es zwischen ihm und Horst zu einem Krach kommen, denn er war nicht gewillt, vor diesem jungen Bürschchen, wie er ihn nannte, die Segel zu streichen.

Er war viele Semester aktiv gewesen, er hatte mit seinem Blute für die Guestphalia gekämpft. —

In seiner Manier, jedes seiner Gefühle gleich zu zerpflücken, fand er diesen letzten Satz zwar etwas theatralisch, aber die Thatsache war doch richtig, daß er für die „Guestphalia" „geblutet" hatte . . .

Der beste Schläger, Richard Manzow, der die Couleur bei der ganzen Studentenschaft gefürchtet gemacht hatte, war zudem noch sein bester, liebster Freund; er, Leo, hatte sie aus manchen Geldklemmen „herausgerissen", viele der einzelnen standen in seiner Schuld, ohne daß er es sie je hatte merken lassen! Und nun sollte er vor diesem grünen aristokratischen Bürschchen die Segel streichen?

Nimmermehr!

In diesen Gedanken schlenderte er langsam die Leipzigerstraße entlang, dann die Wilhelmstraße hinunter, bis zur Anhaltstraße. Endlich, etwas vor vier Uhr, war er am Anhalter Bahnhof.

Er ging durch die hohe Vorhalle, die riesige Steintreppe hinauf in den Wartesaal I. und II. Klasse, um nachzusehen, ob schon Grete Berger da war. Er brauchte nicht lange suchen, denn in einer Ecke saß die Gesuchte mit ihrer Pensionsmutter und dem Fuchs.

„Natürlich", dachte er ingrimmig bei sich, als

er auf die Gruppe zuging, „der Fuchs ist natürlich auch wieder dabei. Ohne den Kerl geht's ja nicht!"

„Guten Tag, gnädige Frau! N' Tag, mein gnädiges Fräulein! N' Tag, Fuchs!"

Zwei Verbeugungen und dann gab er dem Fuchs die Hand.

Er setzte sich Grete Berger gegenüber, an deren Seite der Fuchs saß, und legte sein Bouquet auf den Stuhl neben sich. Auf dem Tische lagen schon einige voluminöse Bouquets von der Frau v. Horst und ihrem Neffen und ein kleines Bouquet der jungen Dame.

Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung über die Ankömmlinge. Dabei traf es sich, daß Grete Berger immerzu von ihrem Vater sprach, während ihr zum Trotz Leo das Gespräch auf ihre junge schöne Stiefmutter lenkte. Er bemerkte mit einem gewissen boshaften Vergnügen, wie peinlich es ihr war, von ihrer Stiefmutter zu sprechen, wie sie sich aber nicht verraten wollte, um den beiden andern Zuhörern nicht ihr kühles Verhältnis zu ihrer Stiefmutter zu offenbaren.

. . .„Gewiß, mein Fräulein, der Herr Direktor muß sich hier in der Großstadt von seiner Arbeit erholen. Es war ein ausgezeichneter Gedanke Ihrer Frau Mama, ihn aus seiner Arbeit in die Großstadt zu entführen. Freilich, wer sein Lebtag Kleinstadt- und Landluft gekostet hat, und immer nur stille Gelehrtenarbeit kannte — ich weiß nicht, aber ich hoffe, daß sich mein verehrter Herr Direktor hier wohl fühlen wird!"

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

„Das ist doch Sache der Damen", mischte sich die schnarrende Stimme Horst's ein, „warmes Nest bereiten! Und ich meine, Frl. Grete, bei Ihren Fähigkeiten . . ."

„und unter Assistenz Ihrer schönen Frau Mama. Mein gnädiges Fräulein, unser krasses Füchslein da" — er betonte diese Worte absichtlich, weil er sich halb wunderte, halb ärgerte, daß Horst die vertrauliche Anrede „Frl. Grete" gebrauchte — „unser krasses Füchslein da hat gar nicht so Unrecht. Wenn Sie beide bei ihrer gegenseitigen Zuneigung . . ."

Sie sah ihm fest ins Gesicht, so daß er seine Bosheit nicht vollendete, sondern nun eifrig mit der kleinen Dame sprach, während sich Grete Berger dem jungen Horst zuwandte.

Nur manchmal flog sein Blick seitwärts und umfing ihre hohe schlanke Gestalt, die in dem Pelzmantel etwas Volles und Weiblich-Reifes zeigte, das interessante scharfe Profil mit dem elfenbeinartigen matten Teint und den grauen tiefen Augen, während sich das aschblonde Haar an der Seite vorwitzig herausdrängte. Er bewunderte namentlich die freie stolze Haltung des Kopfes und hatte einen geheimen Respekt vor der Bewegung, mit der sie das Haupt zurückwerfen und ihn von oben herab ansehen konnte, wie es eben geschehen war, als sie seinen prüfenden Blick einmal gewahrte.

Sie schienen sich stillschweigend Feindschaft geschworen zu haben.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Da zeigte die Uhr $^1/_4$5. In sieben Minuten mußte der Zug ankommen.

Sie brachen auf und gingen auf den Perron, Grete und Horst voran und dann Leo mit der kleinen runden Dame. Schweigend schritten sie auf und ab; ab und zu sahen sie auf die große Bahnuhr, und zählten die Minuten bis zur Ankunft des Zuges.

Je weiter der Zeiger vorrückte, um so unruhiger schien Grete Berger zu werden. Sie schritt hastig auf und ab, und hörte kaum auf die Bemerkungen ihres Begleiters. Leo versuchte von ihrem Gesicht abzulesen, was in ihr vorging; ihre Augen zeigten nur etwas Irres, Flackerndes, wenn sie in die Ferne nach dem Zuge ausspähte, aber ihre Züge blieben unbeweglich.

Da, in der Ferne schwammen leise weiße Dampfwölkchen in der Luft, die nach und nach zu einer langen dampfenden breiten Linie auswuchsen und sich endlos fortsetzten, dann hörte man schwere dumpfe Atemzüge, die die Lokomotive ausstieß. Man vernahm einen schwachen Pfiff. Jetzt sah man den ganzen Zug heranrasen. Dann verschwand er wieder nach einer Biegung hinter einem Wärterhäuschen und nun pustete er heran, indem er mächtige Qualmwolken vor sich hertrieb. Und dann polterte und dröhnte er in die Halle hinein.

„Papa, Papa!“ rief die Stimme des Mädchens hell und freudig, als sie einen greisen Kopf im Schlapphut aus einem Coupé zweiter Klasse herausspähen sah.

SLUB Wir führen Wissen. Christian Weise Bibliothek

Nun hielt der Zug.

„Mein lieber guter Papa."

Leo sah in Gretens Gesicht. Er hatte es noch nie so zärtlich und hingebend gesehen. Wie sie dem greisen Mann die Arme um die Schultern legte und ihn ein, zwei, dreimal küßte! Dann machte er sich los, um auch die Andern zu begrüßen.

„Mein lieber, lieber Herr Direktor . . ."

„Herr Wolff, bitte", klang eine volle Altstimme aus dem Coupé.

Leo sprang hinzu und ehe er noch ein Wort der Begrüßung sagen konnte, reichte ihm die Frau Direktorin allerhand Packete hinaus, die er eilfertig ergriff.

„Wollen gnädige Frau nicht herauskommen, ich besorge schon alles!"

Und schon sprang sie vom Trittbrett.

„Donnerwetter", entfuhr dem Fuchs unwillkürlich, als er die hohe königliche Gestalt sah.

Grete hatte diesen Ruf gehört und biß sich auf die Lippen.

„Guten Tag, mein Kind, wie geht es Dir?" begrüßte die Mutter ihre Stieftochter. Ihre Worte waren so warm, ihre Handbewegung so aufrichtig, daß Grete sie dankbar ansah. Sie hatte sich vor dieser ersten Begegnung nach ihrer Abreise von Hause so sehr gefürchtet.

„Gestatte, Mama, Papa, daß ich Dir Frau von Horst vorstelle, und Herrn von Horst. Sie sind euch ja bereits aus meinen Briefen wohl bekannt!"

Der alte Direktor begrüßte den Sohn seines Studienfreundes besonders herzlich und ging dann mit seiner Tochter langsam den Perron herunter, nachdem er Leo für seine Bemühungen um sein Gepäck gedankt hatte. Dann kamen Leo und Horst, beide schwer bepackt und endlich die kleine Dame mit der Frau Direktorin, deren kleine Hand kaum die vier Bouquets umspannen konnte.

Als die drei Damen und der Direktor in einen Wagen stiegen, um nach der neuen Wohnung in der Lützowstraße 13 zu fahren, verabschiedeten sich die beiden jungen Leute.

„Sie machen uns doch recht bald das Vergnügen", klang die sonore Stimme der Frau Direktorin.

„Gewiß", beeilte sich der Fuchs mit einer tiefen Verbeugung zu erwidern.

„Und Ihnen, Wolff, habe ich noch vieles von Ihrem Herrn Papa auszurichten. Also auf Wiedersehen, meine jungen Herren", verabschiedete sich der Direktor.

Der Wagen zog an. Leo sah noch, wie die Frau Direktorin sein kleines Rosenbouquet auf ihren Schooß legte, während sie die übrigen Grete herüberreichte.

Das fand er merkwürdig!

Dann rasselte der Wagen davon.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Vierzehntes Kapitel.

„Weißt Du, Helene, seit acht Wochen der erste Streit, und nicht durch meine Schuld, gewiß nicht, Blondkopf!“

„Gewiß hast Du Schuld, Du brauchst nicht alle Tage zu Bergers hinzugehen, zu der schönen Frau und zu dem Fräulein!“ protestirte sie, fast mit Thränen in den Augen.

„Na, nun mal erst eine Berichtigung,“ lachte er ganz gemüthlich. „Erstens gehe ich nicht alle Tage hin, sondern höchstens in der Woche zwei Mal. Und das muß ich einfach! Und zweitens gehe ich auch nicht der beiden Damen wegen hin, so interessant und fein=gebildet sie auch sind.“

Diese beiden Worte trafen sie wie ein paar Stiche.

„So, dann kannst Du meinetwegen alle Tage zu den „interessanten und fein gebildeten“ Damen gehen!“ fügte sie schwer gekränkt hinzu. Sie glaubte, er fände diese beiden Attribute bei ihr nicht, weil er

sie besonders hervorhob. Das verletzte ihren weiblichen Stolz tief.

„Du bist überhaupt jetzt ganz anders zu mir. Seit die Bergers hier sind, kommst Du viel weniger oft. Und bist dann so mürrisch! Und erzählst mir immer, wie Du Dich amüsiert hast. Denkst Du, daß das hübsch ist von Dir? Nein, das ist so Unrecht von Dir! Und wenn ich Tag über mich auf den Abend freue — Mama zankt Deinetwegen so sehr — und da schreibst Du ab, und Du kannst nicht. Ich weiß dann schon immer, wo Du hingehst! Zu Bergers! Das ist so Unrecht von Dir!"

„Aber Blondkopf", tröstete er sie heiter, „sei doch gescheit! Du bist wieder mal eifersüchtig und hast gar keinen Grund dazu! Komm noch ein wenig weiter spazieren, mehr in den Tiergarten hinein, es ist jetzt neun Uhr und Du hast noch eine halbe Stunde Zeit. Heute, wo der wunderschöne Monat Mai anfängt, darfst Du nicht bös sein . . . Spürst Du, wie der Frühling in den Lüften webt, und hörst Du, dort schlägt ein Vöglein! Du siehst, ich werde noch ganz poetisch! Ich weiß nicht, aber heute ist mir so kannibalisch wohl, daß ich Dich hier mitten im Walde küssen muß."

Sie lachte und duldete glückselig seine Küsse.

Der Tiergarten lag in schwarzer Masse da und nahm sie in sein geheimnisvolles Schweigen auf. Ein feiner Hauch von entstehendem Leben, von knospenden Blüten und sprossendem jungen Grün lag wohlig in der Luft und umfing die einsam Wandelnden, daß

ihre Brust sich sehnsüchtig dehnte vor unaussprechlichem Gefühl. Von fern her klang das Gebrause der Großstadt nur matt, wie hinsterbend zu ihnen, die jetzt beide aneinandergeschmiegt auf einer Bank saßen. Eine Riesenlinde schützte sie mit langen bedächtig herabhängenden Aesten, deren Gewirr nur ab und zu einen einsamen Stern hindurch blinzeln ließ.

So saßen sie beide zusammen in der träumerischen Frühlingsnacht, in dem einsamen Walde, Brust an Brust, daß das warme quellende Frühlingsleben des Waldes sie trunken machte und sie sich küßten, fast irr vor Liebesluft.

Die Linde rauschte nicht mehr. Sie hielt den Atem an . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Abend begann ihr Streit von Neuem. Sie waren beide gereizt wie noch niemals und wußten beide nicht warum. Sie ärgerte ihn mit ihren Eifersüchteleien und er verletzte sie aufs Tiefste, indem er sich in der Rolle des „duldenden Juden" gefiel, der von ihrer Mutter beschimpft würde und den sein Mädchen nicht einmal zu verteidigen wage. Wenn sie zu Hause Beschimpfungen seiner Person höre, denn weine sie höchstens und schwiege, anstatt mit freiem, offenen Wort für ihn einzutreten. Das sei keine rechte Liebe, sie habe nicht den ehrlichen Mut, zu Hause seinetwegen zu trotzen u. s. f.

Dann, als sie ihn bat, am nächsten Abend sie wieder abzuholen, lehnte er es rundweg ab, mit der sie tief verletzenden und brüsk ausgesprochenen Er-

klärung, er sei an diesem Abend von Berger eingeladen und habe zugesagt.

Da schwieg sie plötzlich ganz still und bat ihn nicht mehr mit einem einzigen Wort.

Das reizte ihn nur noch mehr, denn er wollte sie bitten und quälen und weinen sehen. Das bereitete ihm und seiner Eitelkeit eine Art Wollust.

Aber heute trotzte sie und schwieg. Erst vor der Haustüre fragte sie noch einmal: „Kommst Du morgen?“

„Nein!“ antwortete er kurz.

„Morgen kennen wir uns ein Jahr!“ fügte sie leise hinzu.

„Ach so!“ — Daß sie den Tag, an dem sie sich kennen gelernt hatten, so gut behalten, das rührte ihn, aber seine Eitelkeit ließ es nicht zu, nachzugeben, deshalb war sein Ton ein affektiert nachlässiger. „Ach so! — Ja, das thut mir leid! Aber ich kann wirklich nicht. Hab's bestimmt versprochen!“

Da sagte sie leise „Gute Nacht“, drehte sich langsam um und ging in das Haus.

Mit verhaltenem Ärger schaute er ihr nach.

„Einfach öde!“ murmelte er. „Die reine Tyrannei!“ — — Am nächsten Abend holte er sie nicht ab, sondern ging in die Lützowstraße 13 zu Berger.

Es war ein wundervoller Frühlingsabend. Der Himmel lag schwarzblau da und in seiner endlosen Fläche funkelten unzählige blitzende Sterne, daß sich das Auge weidete an den glänzenden Lichtpünktchen.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Der Mond hatte heute einen klaren silberweißen Hof, in dessen Nähe ein paar kleine lose Wölkchen flatterten, die in dem zitternden Silberlicht des Mondes fast milchweiß erschienen.

Durch die Linden führte Leos Weg hindurch, auf deren Trottoir sich das großstädtische Leben in seiner ganzen breiten Fülle abrollte. Ein schwarzer Strom von Menschen trug ihn förmlich die Straße hinunter bis an's Brandenburger Thor. In breiten Lichtwellen ergoß sich das elektrische Licht der Laternen und Schaufenster über die Vorübereilenden, daß die Gesichter auf Minuten leichenweiß erschienen. Erst am Thor breitete sich der Menschenstrom fächerförmig weiter aus und ergoß sich in leichteren Strömen in den Tiergarten und in die Nachbarstraßen.

Leo schlenderte langsam die Königgrätzer- und Potsdamerstraße entlang und sog in tiefen Atemzügen die weiche Frühlingsluft ein. Solch ein Spaziergang, das hatte er oft erfahren, fegte mit gewaltigen Luft- und Duftwogen den Unmut aus seiner Seele. Als er drüben den riesigen Wald schwarz in die Lüfte aufstarren sah, dachte er an den vorgestrigen Abend, an dem er mit Helene in demselben gewesen.

Da lachte er einen Augenblick ganz eigen . . .

Gegen $^1/_4$9 langte er bei dem Direktor an. Er entschuldigte sein spätes Kommen mit seinen Arbeiten, die ihm im philosophischen Seminar über Locke aufgegeben worden sei, und die seine ganze Zeit in Anspruch genommen.

Der Abendtisch war gerade abgeräumt worden. Der Direktor saß in behäbigem Hausjaquet auf dem Sopha und rauchte und plauderte mit seiner Tochter, die eine Stickerei vor sich hatte, indeß die Frau Direktorin in einem kühn geschweiften Schaukelstuhl saß und leise hin und herwiegte. Leo setzte sich auf einen Lehnstuhl, so daß er zwischen den Damen und dem Direktor gegenüber saß.

Eine hohe Tischlampe, die auf überschlankem langem Messinghals thronte, erhellte das behaglich eingerichtete Zimmer, dessen mattrote Tapeten einen wohlthuenden, ruhigen Eindruck machten. Ueber der Lampe hing ein grünseidener Schirm, der mit durchsichtigen Spitzen besetzt war und der hinreichend Licht hindurch ließ, um die Gesichter der vier um den Tisch Herumsitzenden mit einem warmen Schimmer zu bedecken. Die eine Thür des Zimmers, die nach dem Vorderzimmer führte, war geöffnet, und ließ durch die offenen Fenster desselben die warme würzige Mailuft hinein. Ab und zu polterte das Geräusch eines vorüberrasselnden Wagens gedämpft ins Zimmer.

Nach den üblichen Begrüßungen wagte sich Leo mit einer Frage heraus, die er schon lange auf dem Herzen hatte. Selten hatte er bei seinen Besuchen die Familie Berger allein getroffen. Sehr oft waren außer ihm noch die Familie Horst zu Gast, denn die beiden alten Studienfreunde schienen mit vielem Vergnügen ihren Verkehr wieder aufzunehmen.

Heute aber hatte er Glück. Er traf sie allein und konnte daher nach Herzenslust seinen Lehrer und

dessen Gemahlin nach tausend kleinen Dingen aus seiner Heimatstadt fragen, die ihn interessieren mußten.

Da kam er nun auf das Aktienunternehmen.

Die schöne Frau fing an zu lachen.

„Ich sage Ihnen, Herr Wolff, die ganze Stadt war außer Rand und Band. Als man hörte, daß Ihr Vater fast dreiviertel der Aktien übernommen hatte, da wollte jeder kleine Gevatter Schneider und Handschuhmacher sich auch daran beteiligen. Sie träumten schon von dem großen Aufschwung der Stadt. Es war fast komisch! Sogar die Frauen hatten auf Wochen keine anderen Gespräche. Sogar meine Schneiderin belästigte mich damit. Es fing nachgerade an, langweilig zu werden!“

Sie lachte wieder und schaukelte auf dem Stuhle, so daß Leo, der ihr das Gesicht zugewandt hatte, einen Augenblick ihren kleinen Fuß mit dem schwarzen Strumpfe wahrnahm. Da fühlte er, daß sie seinen Blick verfolgt hatte, und wurde vor Verlegenheit purpurrot.

Das schien sie zu amüsieren, denn sie lachte ein wenig lauter, so daß Grete sie erstaunt ansah.

„Gewiß, lieber Wolff, ich bin in der That der Meinung, daß durch das Aktienunternehmen unsere kleine Stadt nur gewinnen kann. Sie begreifen — es werden dadurch großstädtische Tendenzen geweckt, — Sie begreifen — ohne daß sie bei uns großstädtische Bedürfnisse zur Folge haben könnten. Sie begreifen!“

„Im allgemeinen stimme ich Ihnen zu, verehrter

Herr Direktor, aber ich finde es immer bedenklich, wenn sogenannte kleine Leute ihr Geld in Börsenpapieren anlegen. Ja, ich halte das einfach für frivol! Geld, welches das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit und Sorgen ist, kann hier an einem Tage verloren gehen. Freilich kann es auch in kurzer Zeit sich stark vermehren. Aber auch das ist frivol! Für den einfachen Arbeiter ist keine Thatsache mehr der Gegenstand seiner Wut, als daß man Tausende verlieren kann, ohne einen Finger zu rühren, daß man Tausende gewinnen kann, ohne eine Hand voll ehrlicher Arbeit. Und wenn nun die Sache schief geht . . . Der allgemeine Taumel, die große Freude in unserem stillen Günterstbal . . . Das gefällt mir wirklich nicht!"

„Wer wird gleich so schwarz sehen?" entgegnete die Frau Direktorin.

Sein Antlitz bekam etwas Düsteres, Bitteres. „Gnädige Frau, wir modernen jungen Juden haben sie verlernt, die rosige Auffassung vom Leben" — er bemerkte, wie Grete ihre Arbeit auf den Tisch legte und zuhörte, ohne ihn anzusehen — „wir wissen, wie sehr, sehr viel Berechtigung der Judenhaß hat, denn wir sind ja seit langen Jahrzehnten wieder die erste junge Generation, die in einer Umgebung voll Haß aufgewachsen ist. Das weiß niemand, wieviel ein jüdischer Knabe an Zurücksetzungen, an Hohn und Beschimpfungen tagtäglich zu erleiden hat. Das weiß ja niemand, was es heißt, „Jude" sein, niemand, wie sich eine nur halbwegs empfindliche Seele tagtäglich unter Schmerzen winden muß! Von dem Augenblicke

an, wo ein jüdisches Kind zum ersten Mal die Straße betritt, da beginnt auch die Kette seiner Leiden . . . Ich mag ja gewiß zu schwarz sehen, denn ich sehe, gnädige Frau, daß sie mir nicht recht zu geben scheinen . . . Vielleicht war das früher auch so . . ., Aber noch niemals kann eine junge jüdische Generation es mehr empfunden haben, als jetzt die moderne, die im neuen deutschen Reich erzogen!"

Er wurde immer leidenschaftlicher in seinen Ausführungen. Alles, was in ihm gährte und wogte, rang sich zu Tag. Was er früher so oft seinem Freunde Richard anvertraut, das legte er in schmerzlichen Worten dem so verehrten alten Manne dar. Er vergaß ganz, daß dieses Gespräch vielleicht die beiden Damen langweilen würde, nur manchmal erkannte er blitzschnell, daß sie doch beide gespannt zuhörten, daß die schöne Frau ihm immer scharf ins Gesicht sah, während Grete die Augenlider gesenkt hatte, gleichsam als ob sie zu schlafen schien. Nur das regelmäßige Auf- und Niedergehen der Brust verriet ihre Teilnahme.

Darüber freute er sich halb unbewußt, daß er lebendiges Verständnis fand. Das gab seiner Sprache und seinen Gedanken Kraft und Fülle. Seine Sprache bekam etwas Weiches, Zitterndes, Schmerzliches, sein Antlitz übergoß sich mit feinem Rot und in seinen Augen zuckten ungeahnte heiße Flammen.

„Der Unterschied zwischen der alten und jungen jüdischen Generation ist für mich ein gewaltiger! Nur ist das eine geradezu tragische Komik der Weltge-

geschichte, daß die schuldlosen Jungen für die Alten büßen müssen. Der Mann, der Greis, der durch seine Thaten Feindschaft gegen die Juden erzeugt hat, er hat seelisch fast nichts unter dem Antisemitismus zu leiden . . . Aber die Jugend! . . . Da liegt's! Die jungen, reinen, unbefleckten Seelen, die schuldlosen! Aber nicht genug, daß diese Jungen die Schuld der Alten am eigenen Herzen fühlen, nein, wenn sie ehrlich sein wollen, müssen sie die Schuld der alten Generation erkennen, müssen sie die partielle Berechtigung des Antisemitismus zugeben. Und doch, die alte Generation stirbt jetzt nach und nach weg, aber der Haß bleibt. Und der ist jetzt so wüst geworden, so wüst, so unsagbar gemein! Man kann nicht mehr auf der Straße gehen, wenn man das Unglück hat, schwarze Haare und lange Nase zu haben. Man ist ja nicht vor Beschimpfungen sicher! Der Antisemitismus, der früher eine schwerwiegende soziale Thatsache war, ein soziales Problem von furchtbarem Ernst, ist jetzt eine Modesache der feinen Kreise geworden, und in der Gasse ein beliebter Sport. Ich erwarte alles von einer ethischen Besserung der einzelnen Juden. Ob meine Generation, der ich angehöre, sie schon in sich durchführen wird; ich weiß es nicht. Aber ich habe niemals einen sehnsüchtigeren Wunsch gehabt, als diesen! Vielleicht müssen wir noch den Dünger abgeben für eine folgende Generation. Es war ja oft so in der Geschichte, daß ein paar Generationen weggefegt werden mußten, ehe eine neue lebensfähig und lebensberechtigt war!“ . . .

Leo brach hier ab. Sein Gesicht war in der Erregung rot geworden, ein paar dunkle Locken waren ihm in die Stirn gefallen und in seinen schwarzen Augen glühte ein tiefer Schmerz. Er sah den Direktor erwartungsvoll an und dann die Frau zu seiner Linken.

Sie hatte sich aus ihrer bequemen Lage aufgerichtet und, die Hände im Schoß gefaltet, ihm gespannt zugehört. Jetzt trafen sich ihre Blicke und der ihre sprach eine Sprache, die ihm etwas zu verraten schien, ohne daß er sich bewußt war, was.

Er wandte sich dem Direktor zu. Fast absichtlich hatte er es vermieden, seine Nachbarin zur Rechten, Grete, anzusehen. Er that so, als läge ihm nichts an ihrer Zustimmung oder Entgegnung, und wußte, daß er sie damit verletzte. Seine Bosheiten ihr gegenüber konnte er nicht unterlassen und wollte seine Rolle konsequent durchspielen. Auch glaubte er, würde sie bei ihrem skeptischen Charakter seine ganze Erregung und Leidenschaftlichkeit mit einem moquanten Lächeln als unwahr abthun, und dieser Gedanke würde ihn, wo ihm jedes Wort aus dem Herzen kam, tiefer verletzen, als er jemals sie hätte treffen können.

Aber gerade, weil er sich bemühte, sie nicht anzusehen, packte ihn die Versuchung um so stärker. Er wollte schon nachgeben und mit einer Frage sich an Grete wenden, aber mit einer plötzlichen Wendung wandte er sein Gesicht energisch von ihr ab.

„Mein lieber, junger Freund", hub der Direktor mit langsamer, gedehnter Stimme an. — „Sie be-

greifen — „daß der Antisemitismus so ungeheure Fortschritte gemacht hat“ — er stieß seine Rauchringe aus seiner Zigarre aus — „ist allerdings Thatsache. Aber — Sie begreifen — daß das Volk unlogisch ist. Das Volk als solches ist stets unlogisch — Sie begreifen — und generalisiert einzelne Fälle, Spezialfälle, zu Typen, zu allgemeinen! Aus dieser Betrachtung heraus — Sie begreifen — wird allerdings der Antisemitismus gewissermaßen konstant sein. Somit haben Sie allerdings Recht, Herr Wolff, daß das einzige Radikalmittel — Sie begreifen — eine ethische Reformation des einzelnen Juden ist. Aber, Herr Wolff, es ist drollig, daß ich die Juden vor ihnen in Schutz nehmen muß — Sie begreifen — daß auch dieses Radikalmittel in gleicher Weise den Christen not thut. Ich kenne so viel rechtschaffene Juden. Sie wissen, unsern Oberlehrer Löwenstein, Ihren Herrn Papa . . .

„Ja, das ist auch meine einzige Beruhigung bei dem Aktienunternehmen“, entgegnete Leo, „daß mein Papa dabei ist. Denn er ist geschäftlich doch so sehr Autorität bei mir, daß ich weiß, er läßt seine Hand von einer unsauberen Geschichte. Ich würde gewiß, Herr Direktor, wenn mein Vater nicht der rechtschaffene Mann wäre, nicht einen Pfennig von seinem Gelde nehmen. Lieber Handwerker, oder Arbeiter hätte ich werden mögen“ . . .

„Sie sehen wieder Gespenster, mein Herr Doktor in spe“, lächelte die schöne Frau. „Wer ein solches Vertrauen genießt . . .

„Darum liebe ich ihn, meinen Vater, so wenig wir uns auch gegenseitig verstehen", versetzte Leo mit einem leuchtenden Blick, „denn er ist jüdischer Banquier. — Und die wirft man ja leider alle in einen Topf — Aber ich war stets glücklich darüber, daß man ihm so viel Vertrauen entgegenbrachte. Sonst müßte ich vor Scham vergehen. Er arbeitet ja doch im Grunde nur für mich seinen einzigen Sohn. Wenn an diesem Gelde ein unreiner Hauch, eine einzige Thräne eines Fremden klebte, ich wüßte nicht, was ich thäte! . . . Darum stehe ich meinem Vater menschlich so nahe, so wenig ich auch von seinem Geschäft verstehe, so wenig er meine geistigen Interessen versteht . . . Aber es ist elf, gnädige Frau, Herr Direktor. Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so lange aufgehalten, vielleicht auch gelangweilt habe. Ich werde mich jetzt empfehlen, denn ich möchte Ihnen nicht noch mehr von Ihrer Nachtruhe rauben . . . Wünsche Ihnen gute Nacht, Herr Direktor. Adieu, gnädiges Fräulein!"

Er reichte Grete nicht die Hand, sondern verbeugte sich tief und zeremoniell, während er der Frau Direktorin die Hand küßte. Sie fühlte, daß seine Lippen brennend heiß und trocken waren, und er glaubte zu spüren, daß ihre Hand sich leise seinen Lippen entgegenpreßte.

Als er auf der dunklen, menschenleeren Straße war, war es ihm, als spürte er noch immer diesen Druck, diesen leisen feinen Druck der kleinen weißen Hand . . .

Fünfzehntes Kapitel.

Leo war in diesem Semester mit sich sehr zufrieden. Er arbeitete eifrig im philosophischen Seminar und wollte sich am Ende des Semesters ein Thema für eine Doktor-Dissertation geben lassen, damit er nach den großen Ferien, im November etwa, promovieren könnte. Er hielt es für die höchste Zeit, denn er stand jetzt, im Juni, in der Mitte seines zehnten Semesters. Auch hatte der Direktor ihm neulich eifrig ins Gewissen geredet, nun endlich sein Doktor-Examen zu machen. Er brauchte, hielt er ihm vor, dann noch ein Jahr, um sich zum Oberlehrer-Examen vorzubereiten. Wenn er das günstig bestanden hätte, so würde er ihm schon eine angenehme Stellung als Lehramtskandidat verschaffen, die eventuell Aussicht auf sichere Anstellung böte.

Manchmal sagte er sich zwar, daß bei der gegenwärtigen Zeitströmung ein jüdischer Lehrer wenig günstige Aussichten hatte, angestellt zu werden, aber der Geldbeutel seines Herrn Papa's, so kalkulierte er, würde ihn schon über Wasser halten.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Vorläufig war er jedenfalls mit sich sehr zufrieden, denn es war das erste Semester, wo er nicht nur portionsweise, sondern hinter einander arbeitete. Daran trug hauptsächlich der Direktor Schuld, dessen pädagogischer Eifer in Ermangelung einer regelmäßigen Thätigkeit sich nunmehr auf Leo und Horst erstreckte . . .

Horst hatte freilich eines Tages unter ärgerlichem Lachen erklärt, ein Fuchs brauche noch nicht zu arbeiten, ein Jurist erst recht nicht; wenn er sechs Semester habe, werde er zu einem „Einpauker" gehen, der ihm den notwendigen Kram einpauken würde, und so mußte denn der alte Direktor ihn wohl oder übel aufgeben. Auch entschuldigte sich Horst lachend damit, daß sein Vater während seiner Studienzeit ebenso gebummelt habe und doch etwas Tüchtiges geworden. Sogar ein geheimer Regierungsrath!

Aus dem gelegentlichen Verkehr Leo's bei Berger war nach und nach ein fester geworden. An manchen Nachmittagen saß er in der Arbeitsstube des Direktors und studierte mit ihm Descartes und Spinoza. Das Arbeitszimmer ging nach der Straßenseite zu in einen Vorsprung aus, zu dem eine kleine Stufe führte. In diesem geräumigen Erker pflegte die Frau Direktorin zu sitzen und zu lesen, oder sich mit einer Handarbeit zu beschäftigen. Selten nur erblickte er Grete.

Es schien, als ob sie ihn absichtlich seit dem Abend mied, an dem er seine Ansichten über das Judenthum, und sich, gleichsam als Typus der jungen jüdischen Generation, dargestellt hatte. Es schien ihm, als ob das ihre unzweifelhaft antisemitischen Neigungen

verletzt hätte. Jedenfalls geschah es wie durch einen geheimen Pakt, daß sie sich niemals die Hand zum Gruße boten. Er verbeugte sich nur tief und sie dankte mit leisem, vornehmem Kopfnicken.

Wenn die jungen Mädchen von Horst Grete besuchten, und Abends ein kleiner Tanz arrangiert wurde, tanzte er niemals mit ihr, so sehr er auch seine eigene Unhöflichkeit empfand, zumal sie die Tochter des Hauses war. Dagegen war er der Erste, der die Frau Direktorin um einen Tanz quälte, trotzdem sie sich stets mit der zum Widerspruch reizenden Ausrede zurückziehen wollte, sie gehöre nicht mehr zum „jungen Volk!"

Aber wenn sie tanzte, dann fühlte er, wie leidenschaftlich sie wurde, wie ihr herrlicher Körper sich in wogenden Rythmus des Tanzes fest an ihn schmiegte. Dann erblickte er in ihren Augen Flammen, die ihn bestürzt und purpurroth machten, daß sie zu lachen anfing und ihrem Manne unter großer Heiterkeit mittheilte, der „Herr Kandidat" könne noch rot werden wie ein Kind.

Das kränkte ihn, daß sie ihn zuweilen als Mann behandelte, dann wieder als Kind. Damals hatte er heftig geantwortet, er habe glücklicherweise das Rotwerden noch nicht verlernt, er hätte noch nie gewußt, daß das von Seiten einer Dame als „Kinderei" angesehen werden könnte.

Da hatte sie herzlich aufgelacht, daß die weißen Zähne zwischen ihren vollen rothen Lippen erschienen

waren und hatte mit dem Finger gedroht: „Nicht so boshaft!“

Und der Direktor hatte sich herzlich über dieses kleine Intermezzo amüsiert.

Nur Grete hatte nicht mitgelacht, sondern sie war ans Fenster gegangen und hatte hinausgesehen auf die Straße.

Dann war sie mit anscheinend gelangweiltem Gesicht vom Fenster zurückgetreten, hatte kühl über ihn hinweggesehen und sich Horst zugewandt . . .

Oft sann er über sein eigenartiges Verhältnis zur Frau Direktorin nach. Sie war ihm nicht gleichgültig, das stand fest. Er liebte sie aber auch nicht, das glaubte er genau zu wissen, sondern er wußte sich überhaupt nicht Rechenschaft über sein Gefühl abzulegen. Liebe, ja das fand und empfand er bei Helene, denn Liebe ohne völlige Unterwerfung und Unterordnung des Weibes konnte er sich nicht denken. Wenn er liebte, wußte er, mußte das Weib seiner Liebe sein wie Wachs, das er mit seiner Hand erst formte und modelte, und dem er Gestalt gab, welche er wollte.

Aber hier bei der Frau Direktorin war es ganz anders. Hier fühlte er sich stets als der Unterwürfige, als der Empfangende, sie als die Herrin, die Geberin. Ihre Art und Weise, ihn als Kind zu behandeln, machte ihn ohnmächtig, weil es einen ungeheuren Reiz auf ihn ausübte. Wenn er sich manchmal mit einem energischen oder boshaften Worte wehrte, dann nahm sie es hin, als ob er nichts gesagt hätte, mit einer überlegenen Ruhe, und einem geheimnisvollen Lächeln, das

ihn verblüffte, das ihn entwaffnete und wiederum unterwürfig machte.

Aber zuweilen regte sich auch seine Ehrlichkeit, wenn er sich sagte, daß er ihrem dämonischen Zauber unterliegen könnte. Schon ein einziger unreiner Gedanke, der sich an sie, an die Gemahlin seines verehrten und überaus gutherzigen Lehrers heftete, trieb ihm die Schamröte ins Gesicht. Dann kam er sich vor wie ein gemeiner Patron, der hohe Worte von der ethischen Reformation der Juden im Munde führte, und in Wirklichkeit nur ein ordinärer Jude war, an dem jeder Zoll ein Lump, ein Lump . . .

Jedoch wegbleiben konnte er auch nicht. Das hätte seine Energie nicht gekonnt. Das hätte er auch nicht mit dem Schatten eines gültigen Grundes bei seinem Direktor vertheidigen können. Das wäre zu sehr aufgefallen. Immer nach jeder Zusammenkunft, nach jeder Stunde gemeinsamen Studiums, immer diese herzliche Einladung, diese freundlichen, lieben Worte des alten Lehrers: „Also Wolff, wann fahren wir fort. Sie begreifen —!"

So komisch ihm, dem Primaner, dieses stereotype „Sie begreifen", vorgekommen war, so sehr rührte es ihn jetzt. Und sich an diesem greisen Mann versündigen, wenn auch nur in Gedanken, das brachte ihn förmlich dazu, sich bis zu eigenen Beschimpfungen zu versteigen. Wußte er doch, daß aus Gedanken Wünsche stiegen, und aus Wünschen Thaten . . .

Ja, aus Gedanken Wünsche?

War es nicht so? Was hatte ihn da durchblitzt

wie ein elektrischer Funken, damals, am ersten Pfingsttage, als er mit der Familie Berger und Horst und andern nach Wannsee gefahren?

Wie immer war der Fuchs Gretens Ritter, er der Ritter der schönen Frau gewesen. Beinahe Stolz hatte er empfunden, als er die bewundernden Blicke vieler jungen Leute auffing, die seiner Begleiterin galten. Damals hatte ihn das Parfüm berauscht, das ihrem feinen Taschentuch entstieg, damals hatte sein Auge glühend die plastische Schönheit ihrer vollen Gestalt in sich eingesogen, die ein straffsitzendes graues Seidenkleid energisch hervorhob.

Nie hatte er sie so schön und heiter gesehen, nie hatte er seine Kleinheit und Ohnmacht ihr gegenüber so sehr gefühlt, als an diesem Pfingsttage, nie hatte er sich so bemüht, sie durch ein anregendes Gespräch zu fesseln. Und das seltsame, bange Glücksgefühl, als sie sich in einem Anflug heiterer Laune entschloß, mit dem „jungen Volk" mitzuspielen und die älteren Herren im Lokal allein zu lassen.

Sie spielten „Eins, zwei, drei!

„Die beiden Hintersten rennen vorbei!"

In einer Kette standen die Paare hintereinander und es traf sich einmal, daß Leo an der Spitze stand. Als er laut in die Hände klatschte und lachend rief: „Eins, zwei, drei, die beiden Hintersten rennen vorbei", eilte das letzte Paar, Frau Berger und Horst rechts und links an ihm hastig vorüber, um sich wieder zu begegnen. Aber in langen Sätzen eilte Leo hinter Frau Berger her. Aber sie schien sich nicht einholen lassen

zu wollen und lief im weiten Bogen nach links ab, daß die Kante des Kleides emporschlug.

Da glitt sie aus und sank ins Knie.

Aber schon sauste Leo heran. Er besaß nicht mehr die Kraft, sofort im Laufe einzuhalten, sondern im Bestreben, ihr aufzuhelfen, griff er in der Hast des Laufes fest um ihre Arme und hob sie empor.

Dabei preßten sich beide Hände gegen ihre volle wogende Brust, daß sie sich fast eingruben in das schwellende weiche Rund.

Er fühlte, daß er nichts für das Unschickliche seiner Berührung konnte, denn seine Hast war daran schuld, aber wie mit Blut übergossen, stand er vor ihr, die sich eben erhoben hatte, und ihn überrascht ansah.

„Verzeihung", flüsterte er halb atemlos. „Aber meine Hast!"

Sie nickte beruhigend.

Seine Verlegenheit amüsierte sie wieder.

„Nicht so stürmisch, mein Lieber! Ich bin Ihnen nicht böse", war ihre verzeihende Antwort . . .

Die ganze Scene war das Werk einiger Augenblicke gewesen, so daß es nicht auffiel, als beide erhitzt und schweratmend wieder herankamen.

Aber in seiner Hand hatte es wie Fieberhitze gebrannt, als er ihren vollen Körper gefühlt hatte. Ja, zuweilen schwand sein Reuegefühl ganz, und er glaubte zu wissen, daß seine Leidenschaft ihn verführt, nicht der Zufall eines günstigen Augenblicks.

Aber damit belog er sich nur selten. Meist

brannte es ihm in der Hand und im Herzen. Ein starkes Gefühl der Reue bemächtigte sich dann seiner. Er dachte dann an seinen guten alten Direktor, an sein blondes liebes Mädchen, und war verzweifelt über sich und seine wilden Wünsche.

Immer dachte er an ihre volle hohe Gestalt, an den siegreichen kühnen Blick ihrer dunklen Augen, an ihre milde verzeihende Antwort.

Wie gut sie war! dachte er dann, und er, wie erbärmlich und gemein! Wenn sie seine Gefühle ahnte, die sturmesgleich durch seine Brust brausten, wenn sie seine Wünsche ahnte, deren bloßer Gedanke sein Ich, seinen Charakter befleckten . . .

Aber nein, dachte er sich, fortbleiben durfte er nicht.

Wie glücklich, oder weit mehr schmerzlich-glücklich war er, als er hörte, daß sie in der nächsten Woche am 1. Juli auf Sommerwohnung nach Wannsee ziehen wollten. Nun könnte er sie höchstens alle Sonntage sehen und auch dann nur immer in zahlreicher, wachsamer Umgebung. Und dann würde er wieder häufiger mit seinem Blondkopf zusammen sein können, mit seiner Helene, die er so sehr vernachlässigt hatte, und die so bleich jetzt war, vor Leid und Thränen; dann würde er im Juli sehr fleißig allein arbeiten, sich auf ein Semester von seiner Couleur zurückziehen, mit der Begründung, sich zum Doktor-Examen vorbereiten zu müssen. Dann würde so der Juli vergehen, bis er in den großen Ferien heimreisen könnte, um mit seinem Freunde Richard zusammen zu sein, und mit

seinem Vater. Dann würde er Erna vergessen, wenn er sie nicht mehr sehen würde. Dann würde er an sich arbeiten, jene große ethische Reformation der jungen jüdischen Generation an sich allein vollenden können. Nun stand er ja vor einer Prüfung, wo er seine große ethische Reformation an sich beweisen konnte, auf daß er werde ein Jude, edel, hilfreich und gut. Nun war ja die erste Prüfung da!

Das berührte ihn eigentümlich.

Und er murmelte, während er zu Helene ging, jene drei Worte mechanisch vor sich hin. . . .

Ein Jude, edel, hilfreich und gut. . . .

Ja, das wollte er sein!

Sechzehntes Kapitel.

Das war heute der vorletzte Sonntag im Juli. Und dann war das Semester zu Ende und er fuhr nach Hause. Zu Ende waren damit die Vorwürfe, die er sich machte, zu Ende die Vorwürfe Helenens! Dann sah er Frau Erna nicht mehr, und dann würde er von seiner Leidenschaft zu ihr geheilt werden in dem kleinen friedlichen Günthersthal.

Das war vor einigen Tagen erst wieder eine böse Scene mit Helenen gewesen. Sie weinte immerzu, er sei ganz anders zu ihr geworden, er habe sie nicht mehr so lieb wie früher, er habe sie gar nicht mehr lieb, nicht ein bischen mehr! Zu Hause habe sie seinetwegen von ihrer Mutter und ihrer Schwester Emma so viel auszustehen. Und nun käme sie zu ihm und finde ihn immer übelgelaunt und zerstreut und nicht zärtlich. Jetzt habe sie niemanden mehr, dem sie ihr Leid klagen könne. Und ihre Freundin Marie solle sehr krank sein, auch vor Gram. Und er sage ihr auch kein liebes Wort mehr. Daran sei blos

die Hexe schuld, die Frau Berger . . . Und nun fahre er wieder Anfang August auf ein Vierteljahr fort und dann sei sie allein hier, ganz allein.

Und dann weinte sie herzerweichend und wünschte zu sterben. Sie könne das nicht mehr aushalten. Aber wenn er gut zu ihr sein wolle, recht gut, dann solle er die beiden letzten Sonntage noch mit ihr zusammen sein. Sie wolle ihn so lieb haben, wie noch niemals. Nur dürfe er nicht mehr nach Wannsee zu Bergers fahren.

Das hatte ihm viel Ueberlegung gekostet. Er machte ihr klar, daß er den letzten Sonntag des Juli durchaus bei Berger zubringen müsse, sonst würde man es ihm dort sehr übel nehmen. Man würde sehr erstaunt sein, wenn er in den letzten vierzehn Tagen des Semesters dort gar keinen Besuch machen würde. Dazu läge gar kein Grund vor. Das würde ihm der Direktor übel nehmen . . .

„Aber die Hexe von Frau", hatte sie gereizt hinzugefügt.

„Ach, sei nicht albern!" war seine heftige Antwort.

Dann hatte es eine böse Auseinandersetzung gegeben und sie waren im Groll auseinander gegangen.

Leo's Zorn, das fühlte er instinktiv, war lediglich eine Folge von Helenens nur allzu richtiger Besorgnis. Ihr Verdacht war begründet und darum wandte sich seine Laune gegen die, die ihm offen aussprach, was er sich kaum insgeheim zu gestehen wagte.

Ihr durch Eifersucht verfeinerter weiblicher Instinkt hatte Recht. Frau Erna war es, die ihn am meisten nach Wannsee zog. So sehr er sich mit aller Macht gegen diese Einsicht sträubte, so sehr verfiel er dem dämonischen Zauber der Persönlichkeit dieses Weibes, selbst wenn er sich ihr Bild auch nur im Gedächtnis wieder hervorzauberte . . .

. . . Dann sah er sie wie damals in dem grauseidenen Kleide, daß straff die vollen Arme und die hohe runde Brust umspannte, und den prachtvollen Körper in sinnlicher Drallheit plastisch hervorhob, dann sah er sie eilenden Fußes dahineilen, daß der feine Knöchel und der dunkelblaue Strumpf sichtbar wurde, dann fiel sie nieder und seine Hände preßten sich fieberisch heiß gegen ihren Körper . . .

. . . und dann ihr Lächeln . . . ihr Blick. —

Aber heute, am vorletzten Sonntag des Juli, wollte er ihr Bild von sich verbannen, so sehr es ihn drängte, sie wiederzusehen. Heute hatte er ja Helenen versprochen, mit ihr mit dem Dampfer nach Treptow zu fahren. Und da wollte er gut zu ihr sein, über alle Maßen gut, denn ihr Wesen, ihre Mädchenhaftigkeit liebte er immer noch. Und er war oft so grillenhaft, so boshaft, wenn er bei ihr war, daß er heute alles gut zu machen sich vornahm.

Sie hatte ihm ja alles gegeben, was sie zu geben hatte. Und er war so undankbar, so gemein zu ihr, sagte er sich. War das der „Jude", wie er ihn sich dachte?

Vergessen wollte er das schöne Weib bei ihr,

glücklich sein bei ihr, heute, an diesem herrlichen Tage.

Und er schritt wohlgemut, den Ueberzieher über den linken Arm geworfen, die Oranien- und Prinzenstraße hinunter nach der Jannowitzbrücke zu. Hier wollte sie ihn um 3 Uhr erwarten.

Es war schon zehn Minuten später, als er ankam. Eine riesige Menschenmasse drängte sich zu beiden Seiten des Fahrdammes in die Perrons der Eisenbahn- und Dampferstationen. Mit Mühe konnte er sich durch die Masse hindurchdrängen, aber in dem Gewühl vermochte er nicht, sie zu entdecken.

Da zupfte ihn jemand am Arm.

Er wandte sich um und sah Helene.

„Donnerwetter, Lieb! Siehst Du aber heute hübsch aus!"

Sie lachte glückselig, daß er zur rechten Zeit gekommen, daß sie ihn überrascht hatte, daß sie ihm gefiel.

„Gefalle ich Dir so?" flüsterte sie leicht errötend.

„Einfach schneidig!" sagte er lachend und musterte sie noch einmal. Wie sie sich um ihn schön gemacht hatte! Der weiße große Sommerhut mit der blendend weißen Feder saß keck auf ihrem lachenden Gesicht, indeß blonde Locken diskret in die Stirne fielen. Ihr Kleid von dunkelbrauner Farbe hatte braune Sammetärmel und schickte schlanke wellige Falten über beide Schultern nach vorn, die sich an der Brust begegneten und mit dem goldenen Halbmond einer

Vetsera-Broche, zusammengehalten wurden, so daß der schneeweiße Hals bis zum Beginn der feinen Psyche-brust freiblieb. Ueber dem Arm trug sie ein dunkel-blaues Sommerjaquet.

Wie schön sie heute war! Wie ihre blauen Augen heute so feucht und zärtlich blickten . . .

„Komm, Lieb", flüsterte er zärtlich.

Als sie nach halbstündigem Warten und humo-ristischem Herumgestoßenwerden in der Menschenmasse, wobei sich ihr ganzer Körper dicht an ihn schmiegte, sich Plätze auf dem Dampfer erobert hatten, saßen sie Arm in Arm oben und sahen vergnügt dem Treiben auf dem Wasserspiegel der Spree zu.

Die ganze Fläche war bedeckt mit kleinen Booten, in denen mehr oder weniger geschickte Ruderer vor-wärts strebten. Wenn der Dampfer an ihnen vorbei-fuhr, dann schnellten sie ihren Kiel in rechtem Winkel zu den Wellen, die der Dampfer warf. Kühnere Ruderer fuhren dagegen mit der Längsseite parallel dem Dampfer und erregten durch ihr gefährliches Schaukeln das Entsetzen der auf dem Dampfer Sitzenden.

Leo amüsierte sich über die komischen und naiven Bemerkungen, mit denen Helene die Rudernden glossierte. Träumerisch sah er auf die grüne Wasser-fläche, auf welcher ein sonniges Leuchten lag und die zitternde Strahlen reflektierte. Der klare blaue Him-mel, die goldene funkelnde Sonne, die Häuserreihe zu beiden Seiten, lagen in leichten Spiegelbildern in der Fluth, als hätten sie genug in dem warmen

frohen Sonnenlicht geathmet und sehnten sich nach feuchtem Bade.

Nun zeigten die Häuserreihen Lücken, nun hörten sie ganz auf, ab und zu tauchten Villen aus dunklem Grün hervor, nun war man in Treptow.

Sie ließen sich in Zenners Restaurant nieder, um Kaffee zu trinken. Nach langem Suchen entdeckten sie an einem Tisch, an dem eine ganze Schaar junger Leute saß, noch zwei freie Plätze.

„Weißt Du, Leo", flüsterte sie ihm zu, als er ihr das Jaquet abnahm, „es ist doch gut, daß wir uns nicht bei so alten Leuten rangesetzt haben. Da muß ich so steif dasitzen, und Gesichter schneiden!"

Er lachte laut auf.

Der Kaffee kam und zwei Portionen Kuchen. Als er den seinigen verzehrt hatte, schob sie ihm den ihrigen zu, da sie wußte, wie gern er ihn aß.

„Du bist ja solch' ein Leckermaul, und dann freue ich mich so sehr, wenn Du Dich freust", sagte sie einfach und innig.

Es belustigte ihn, daß sie diese herzlichen Worte in Folge seiner Weigerung fand, ihren Kuchen zu nehmen.

„So?" fragte er lächelnd, „wenn ich Deinen Kuchen nehme, ja, das will ich schon glauben, daß Du es gern thust. Aber denk Dir, Lieb" —

Sie legte ihre Hände auf den Tisch, beugte sich herüber zu ihm und sah ihm aufmerksam ins Gesicht —

— aber denke, wenn hier auf diesem Teller die ganzen Süßigkeiten Deines Lebens lägen — nicht blos

dieser Kuchen, Blondkopf — und ich würde sie nehmen wollen, denk' Dir, alle Lust, alle Freuden, daß Du nichts behieltest, nicht ein Körnchen Glück . . .

Sie sah ihn noch immer aufmerksam mit glänzenden Augen an.

. . . Dann könntest Du alles nehmen, und ich würde nichts sagen, wenn Du alles nimmst!"

Es lag etwas Rührendes und Treuherziges in ihren Worten, was sich warm und schmeichelnd um sein Herz legte. Wie erbärmlich kam er sich jetzt vor, weil seine Sinne und seine Gedanken so oft bei einer anderen geweilt hatten, weil er einen Verrat an ihr begangen, an seinem treuen lieben Blondkopf. Immer wieder sagte er sich, daß es ja bald anders werden würde, daß er Frau Erna nur noch einmal, am nächsten Sonntag sehen würde, und dann gehörte er ihr ganz, dann würde er nach Hause fahren, ihr oft schreiben, und bei seiner Rückkehr der alte sein in alter herzlicher Liebe.

Und er überhäufte sie mit Schmeichelnamen und versteckten Liebkosungen, daß sie ganz vergaß, ihn von neuem um den nächsten Sonntag zu quälen.

Sie war ja so glücklich, daß er heute „gut gelaunt" war, wie sie ihm zuflüsterte, daß sie ihm nicht eine Frage vorlegen wollte, die ihn „schrecklich garstig" machen könnte.

Es war halb fünf geworden. Sie verließen den Garten und gingen in den nahen Wald, um sich hier zu lagern. Ganz unbewußt forschten sie nach einer von Menschen weniger besetzten Stelle, aber in dem

kleinen Walde lagerten so viele, daß sie noch froh waren, in der Nähe einer Schaar spielender junger Leute, unter einem schattigen Kastanienbaum, einen kühlen Lagerplatz zu finden.

Leo hing ihr blaues Jaquet an einen kleinen Baumvorsprung und breitete seinen Mantel auf dem Grase aus. Sie setzte sich auf ihn, so daß ihr Oberkörper gegen den Baum lehnte. Den weißen Hut hatte sie abgenommen und neben sich hingelegt. Dann zupfte sie ihr Kleid an den Füßen mit mädchenhafter Scheu zurecht. Leo lachte darüber, während er noch vor ihr stand, und guckte humoristisch durch beide Hände, wie durch ein Opernglas, nach ihren Füßen.

„Pfui, Du bist ungezogen, Leo!"

„Na, na, beruhige Dich nur", sagte er lachend, warf seinen Strohhut neben den ihren und legte sich an ihre Seite, so daß sein Haupt ihr Kleid berührte.

Sie hätte so gern seinen Kopf in ihren Schoß genommen. Dann hätte sie ihn immerfort streicheln können. Aber sie schämte sich vor den Leuten, die heut im Walde sich gelagert hatten oder vorbeizogen. Nur ab und zu glitt ihre Linke liebkosend über sein dunkles Haar und sie war glücklich, wenn er dann lächelnd emporschaute und sie ansah.

Zu ihren Füßen spielten Sonnenstrahlen im Grase, während die dichte Laubkrone des Kastanienbaumes nur ab und zu Sonnenstrählchen hindurchschlüpfen ließ, die am Stamm herabgeglitten und sich in ihrem Blondhaar verfingen. Wenn ein leiser Hauch

das Laub bewegte, dann zitterte eine ganze Schaar schwarzer und goldener Flecken über ihr braunes Kleid und ergoßen sich ins zitternde Gras.

Ab und zu drang helles Lachen und Schreien, Kindergekreisch und Gesang von Mädchenstimmen zu ihnen herüber. Sie selbst sprachen wenig. Sie fühlten sich beide glücklich und bedurften in ihrem Glückgefühl keiner weiteren Unterhaltung. Sie saßen bei einander und das genügte ihnen.

Aber lange hielt Helenens Stillschweigen nicht an. Sie hatte eine drollige Art, ihm kleine Erlebnisse vom Geschäft und von Zuhause zu erzählen, daß fast sie es immer war, die lebhaft plauderte. Heute hatte sie nun allerhand zu erzählen.

An ihrer neuen Collegin im Geschäft, Flora Schneider, hatte sie viel auszusetzen. Und nach Berlinerinnen-Art schloß sie gleich eine genaue Kritik ihrer äußerlichen und moralischen Eigenschaften daran. Helene erklärte, sie habe sie gleich von vornherein nicht leiden können, weil sie sich so „schrecklich einschmeicheln“ will. Aber hübsch sei sie! Nur die dunkle Titusfrisur sei sehr auffallend! Und alle Abend lasse sie sich von einem andern abholen. Jetzt sei sie erst einen Monat im Geschäft bei ihr und schon habe sie einen Dritten, der sie abholte; das könne sie nicht ausstehen!

„Na, warum denn nicht, Blondkopf? Ihr Weiber liebt doch halt die Abwechslung!“ sagte er, um sie ein klein wenig zu ärgern, während er zu ihr aufsah.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Aber heute war sie zu glücklich, als daß sie sich hätte ereifern können.

„Nicht wahr, Du Guter, das ist doch nicht wahr! Das sagst Du blos so!“, und dabei beugte sie ihren Oberkörper zu ihm herüber, streichelte ihm das Haar und ergriff seine Rechte, die er ihr entgegengestreckt hatte.

Sie preßte sie heftig gegen ihre Brust.

„Ich habe Dich nur lieb, und werde dich immer lieb haben!“ flüsterte sie, „und Du . . “

Da hörten sie ein paar Männerstimmen in ihrer Nähe das Lied: „Wer hat Dich Du schöner Wald,“ losbrüllen, daß sie erschrocken innehielt und Leo sich emporrichtete . . .

Sie sahen, wie eine Anzahl junger Leute, lachend über ihren Scherz und den Schreck der Beiden, im Gänsemarsch an ihnen vorbei defilierten.

Herzhaft stimmten beide in das Lachen der Schaar ein. Aber mit ihrem Lageridyll war es nun vorbei. Leo wollte ein wenig im Walde spazieren gehen, und, wenn es ging, quer durch denselben nach dem alten „Eierhäuschen“. „Dort“, schlug er vor, „unternehmen wir eine Kahnpartie, bis es dunkel ist!“

Sie hatte zwar Furcht vor dem Wasser, aber mit ihm, gestand sie, wolle sie es wagen. Wenn sie ins Wasser fielen und ertrinken würden, sagte sie, so stürben sie wenigstens zusammen.

„Aber, Du Närrchen! Wer denkt denn daran? Ihr Berlinerinnen seid ein drolliges Corps. Erst

kreuzfidel und dann in der nächsten Minute gleich sentimental und an's Sterben gedacht! Komm, Lieb!"

Sie nahmen die Hüte vom Grase auf, die Mäntel, und gingen Arm in Arm weiter. Wenn sie stolperte, dann hing sie sich fest und zutraulich an seinen Arm, und wenn sie über einen hohen Baumstumpf schreiten wollte, dann hob er sie fast hinauf und fing sie dann wieder auf. So trieben sie allerhand Allotria, just wie zwei vergnügte verliebte Kinder. Als eine Frau ihnen Rosen zum Kauf anbot, da entnahm er ihrem Korb eine weiße und eine rothe Rose. An einer einsamen Stelle blieb er vor ihr stehen und steckte ihr beide vorn an die Brust, an den goldenen Halbmond, in dem der Herzausschnitt der braunen Taille endigte. Als seine rechte Hand ihren schneeweißen Hals berührte, während seine Linke an dem Halbmond herumnestelte, sahen sie sich beide tief und schweigend in die Augen.

Wie ein Feuerstrom durchwogte es ihn, als er in ihren blauen tiefen Augen es heiß und verlangend aufleuchten sah:

„Sieh, mein Blondkopf, eine rothe Rose, das ist die Liebe! Und eine weiße, — das ist die Unschuld! — Na, gewiß, Du brauchst gar nicht roth zu werden! Ich gebe Dir diese Rose, weil Du in meinem Herzen mein keusches, unschuldiges Mädchen bist . . . .

Damit belog er sich nicht, und Helene auch nicht. Bei ihrer Hingabe hatten seine gierigen Sinne auf der Lauer gelegen, auf ein unzartes Wort, auf eine unschöne sinnliche Bewegung, die ihn hätte abkühlen

können. Sie besaß bei ihrer Hingabe noch etwas Keusches, das ihn reizte, etwas Weibliches, das er nicht zu enträtseln vermochte; inmitten ihrer heißen Küsse und schweigenden Umarmungen, da war noch immer ein feiner Schleier, den er nicht zerreißen konnte, der das Letzte verhüllte, ein Schleier, der ihr noch immer einen Schimmer von Keuschheit lieh, ein Schimmer von Mädchenhaftigkeit.

Sie duldete es mit bleichem glücklichem Angesicht, daß er ihr die Blumen ansteckte. Als seine heiße Hand ihren Hals berührte, da zitterte sie. Ihr Mund öffnete sich ein wenig und ließ ihren schweren Atem hören. Eine Blutwelle nach der andern jagte ihr zu Kopf. Berauschend und schwül webte und wogte die Sommerluft um sie und blütenwürzig sog ihr Atem Düfte ein, die die Luft mit sich führte.

Als er sein Meisterwerk bewunderte — die beiden Rosen vor ihrer Brust, da schlang sie um ihn die Arme und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Er sah sie überrascht an.

Da wurde sie purpurrot.

Und auch Helene wußte nicht, wie sie zu dieser Liebesbitte kam. Sie hatte vergessen, daß sie erst gestern so unbekannte Schmerzen ausgehalten, eine schwere Müdigkeit und schmerzliches Ziehen in der Brust, vergessen, daß sie gestern einen Verdacht hatte, . . . einen so bösen . . . bösen Verdacht! . . .

Sie lächelte matt und versteckte erglühend das Köpfchen an seine Brust, als er mit einem halb unterdrückten Jubelruf sie küssen wollte . . .

Siebenzehntes Kapitel.

Trotz Helenens inniger Bitten, trotz ihres Zornes und ihrer Thränen hatte er es nicht vermocht, den letzten Sonntag der Familie des Direktors fern zu bleiben. Es hatte natürlich wieder eine böse Scene zwischen beiden gegeben, so daß sie zornig auseinander gegangen.

Am Montag nach ihrem Ausfluge nach Treptow waren sie wieder zusammen gewesen, beide in gereizter Stimmung, ohne zu wissen, weshalb. Als er ärgerlich von ihr ging, schwor er sich, sich nicht mehr von ihr tyrannisieren zu lassen. Er hatte ihr ja auch zum Schluß gesagt, er sei sein eigener Herr und könne thun und lassen, was ihm beliebe. Da hatte sie zu ihm gesagt: „Vor ein paar Monaten hast Du ganz anders zu mir gesprochen!“

Weil er im innersten Herzen die Berechtigung ihrer Worte fühlte, ärgerte er sich über sie, anstatt sich selbst Vorwürfe zu machen. Die ganze Woche

holte er sie nicht ab und auch sie schrieb ihm nicht eine einzige Zeile. Es schien also dieses Mal wieder ein längeres Zerwürfnis zu sein.

Wenn ihn auch das tief verdroß, so kam noch mancherlei dazu, um ihm diese letzte Woche noch mehr zu verleiden. Horst hatte ihm eine Börsenzeitung gezeigt, in der das Aktienunternehmen der Stadt Günthersthal einer absprechenden Kritik unterzogen wurde. Ein Aufkommen sei zweifelhaft, da die ausländische Concurrenz die gleichen Produkte billiger und besser liefere. Es wurde daher geraten, vorläufig bei Ankauf der Aktien Reserve zu zeigen.

Das traf ihn wie ein physischer Schlag!

Ein Telegramm, das er nach Hause sandte, wurde beruhigend beantwortet, nur befremdete es ihn, daß nicht sein Vater, sondern sein Vetter Königsberger das Telegramm beantwortet hatte. Und etwas dunkel war ihm die Fassung desselben auch: „Unbesorgt, unsre Angelegenheit steht sehr gut!“

Aber lange konnte ihn diese misliche Sache auch nicht beunruhigen. Hoffte er doch recht bald aus seines Vaters eigenem Munde genauere Nachricht zu erhalten. Wozu also sich erst den Kopf zerbrechen, wenn er an etwas wichtigeres, an seinen Abschied von Berger zu denken hatte, an den letzten Sonntag!

Er hoffte, dort nicht wieder Horst anzutreffen. Zwischen beiden war es jüngst zu einem offenen Skandal in der Couleur gekommen. Horst hatte in einem Gartenlocal einen Nichtcouleurstudenten, einen Juden, fixiert und ihn dann angerempelt mit der Be-

gründung, dieser hätte ihn beleidigt. Als der Jude erstaunt über den unmotivierten Angriff, seine völlige Ahnungslosigkeit bekannte und sich weigerte, seine Karte zu geben, hatte er ihn angeschnarrt: „Feiger Kerl, krummer Judenjunge!“ Darauf wurde der also Beschimpfte totenblaß und gab Horst eine Ohrfeige. Dann kam es zu einer regelrechten Prügelei. Am nächsten Vormittag lehnte Horst's Gegner eine Pistolenforderung mit der Begründung ab, er schlage sich mit keinem „Rowdy!“

Leo hatte ein seltsam gemischtes Gefühl, als er diese Geschichte vernahm. Einerseits war er wütend, daß Horst's Gegner „gekniffen“ und sich feig gedrückt hatte, denn seiner Meinung nach hätte er nun erst recht antreten müssen, um als Jude nicht den Vorwurf der Feigheit auf sich zu laden. Anderseits verurteilte er das Benehmen Horst's auch sehr scharf und ärgerte sich über das Schimpfwort „krummer Judenjunge“ derart, als ob es ihm gegolten hätte.

Horst brauste auf.

„Natürlich, Du wirst diesen frechen Judenjungen noch in Schutz nehmen!“

Da regte sich in Leo ein Haß gegen den vor ihm Sitzenden, dessen Gewalt er nie geahnt hätte.

„Nein, das nicht. Denkst wohl, weil ich auch ein „Judenjunge“ bin, um Dein straßenmäßiges Wort noch mal zu gebrauchen. Der Mensch kann „frech“ sein, ein „Junge“ sein, warum aber das Schimpfwort „Judenjunge“ in meiner Gegenwart? Das ist

ebenso roh wie Dein Benehmen dumm und jungenhaft! . . . .

Dann gab es noch eine lange heftige Auseinandersetzung, zum Schluß sogar noch, den Tag darauf, einen Ehrenrath, der drei Stunden über die beiderseitigen Beleidigungen beriet, bis endlich der Fuchs gezwungen wurde, zu erklären, daß ihm bei dem Worte „Judenjunge" jeder Gedanke an Leo ferngelegen habe. Darauf revozierte denn auch Leo um des lieben Couleurfriedens willen seine heftigen Worte.

Aber das Zerwürfnis zwischen beiden bestand innerlich weiter. Sie reichten sich nie mehr die Hand und behandelten einander mit ausgesuchter Steifheit. Das hatte wieder rückwirkende Kraft auf die Couleur selbst, die, wie Leo instinktmäßig empfand, für Horst Partei nahm. Ja, er glaubte, daß man es nicht ungern sehen würde, wenn er um seinen Abschied einkommen wollte. Aber er nahm sich vor, erst dann es zu thun, wenn er mit seinem Freunde Richard Manzow gesprochen hatte.

Nun noch die neue Perfidie des Fuchsen, ihm jene Börsenzeitung zu senden, ohne ein einziges Wort hinzuzufügen, warum er es gethan.

„Hoffentlich treff' ich den Kerl nicht," murmelte er, als er die breite Treppe des Potsdamer Bahnhofs hinaufstieg, um nach Wannsee zu fahren.

Ein banges Gefühl ergriff ihn, als sich der Zug pustend und schnaubend in Bewegung setzte. All das Schlimme, was er in der letzten Woche empfunden, sollte heute von ihm fallen, sollte verschwinden vor

dem Glück, das der Augenblick, der Tag ihm brachte. Doch dieses frohe Erwartungsgefühl wurde gedämpft, als er sich sagte, daß er diese Fahrt in diesem Sommer zum letzten Male mache, daß er sie zum letzten Male sehe, daß sie nicht wisse, was sie an ihm verbrochen habe.

Und während der Zug an hellen Häusern, an grünen Wiesen und dunkeln schweigenden Fichtenwäldern vorbeibrauste, starrte er achtlos hinaus und genoß nicht die Schönheiten der sommerfreudigen Natur. Ihm ging immer ein Wort im Kopf herum, das all seine Gedanken auffog, das seine Sinne von der Natur wegzog.

„Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an?“ . .

Der Spruch hatte in diesem Augenblicke, in der weichen Stimmung, in der er sich befand, etwas Rührendes, Inniges, das ihn traurig machte.

Er saß am Fenster und achtete nicht der schwatzenden Leute, die neben und vor ihm saßen. Er hörte ihr Sprechen und Lachen wie aus weiter Ferne. Seine Gedanken waren weit, weit . . . . „Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an?“. . . .

Und er wurde immer trauriger, immer mutloser.

Da kamen die Gedanken der Reue, die er oft unterdrückt, der Verrat an seinem Blondkopf, der Verrat an seinem Lehrer . . . .

Das Blondhaar seines Mädchens, das weiße Haar seines Lehrers . . . .

Wie ihn das rührte!

Er hätte umkehren mögen vor Reue und Verzweiflung.

Da pfiff die Lokomotive lang und gellend und hielt prustend und weißen Dampf auszischend.

„Morgen, Herr Wolff! Ganz allein heute?“

Er sah überrascht auf. Vor ihm stand Frau Erna und Fräulein Grete.

Er begrüßte beide Damen.

„Sie wundern sich, uns hier zu sehen! Ja, sehen Sie, wir beide, Grete und ich haben heute schon ganz früh gebadet, dann eine Kahnpartie unternommen. Und nun wollten wir sehen, wer von unsern Gästen mit diesem zehn Uhr-Zuge kommt. Es scheint, daß Sie der einzige sind, der diesen Zug gewählt hat ...

„Ich wollte heute einen etwas frühen Zug benutzen, gnädige Frau, weil es heute mein Abschiedsbesuch ist. Und da wollte ich möglichst lange bei meinem Lehrer verweilen, um den Tag voll auszunutzen!“

„Sie wollen also doch fort, Herr Wolff?“ antwortete sie ruhig, „mein Mann sprach allerdings davon, daß jetzt das Semester zu Ende sei. Ich beneide Sie nicht darum! Jetzt in diesem herrlichen Sommer das kleine Nest aufsuchen zu müssen, ich käme um alles in der Welt nicht dahin zurück! . . . .“

Und dabei zeigte ihr Gesicht eine Heiterkeit, und ihren üppigen Mund umspielte ein Lachen, das seine Lippen bleich machte. Er verspürte einen heftigen Stich im Herzen, das Blut schien schneller durch die Adern zu jagen, indeß er sich mit furchtbarer An-

strengung zwang, ein heiteres Gesicht zu machen und eine passende Anwort zu geben. Immer wieder tauchte aus dem Unterstrom seiner Gedanken das Wort auf:

„Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an?“ —

Leo freute sich, daß mit dem nächsten Zuge Horst nicht ankam. Auch am Nachmittage kam er nicht. So war er allein mit den drei Personen, von denen er heute auf lange Zeit Abschied nehmen wollte, an welche er sich so sehr gewöhnt hatte.

Er wartete darauf, daß Frau Erna wieder von seinem Abschied sprechen sollte, er lechzte wie ein Fiebernder nach einem Wort des Bedauerns aus ihrem Munde, woran sich seine Sehnsucht klammern konnte wie ein Schiffbrüchiger an einen lebensrettenden Balken im Meere. Nur ein Wort, von dem er fühlte, daß es ihm nur galt, nur ein Blick, dessen Inhalt er nur enträthseln konnte, wollte er haben, aber nichts hörte er, nichts sah er.

Er fühlte, wie er völlig seine Männlichkeit in ihrer Nähe verlor, wie sein bischen Energie zu unsichtbarem Hauch verpuffte. Hätte sie gesagt „Bleib“, wäre er geblieben, hätte sie gesagt „Geh“, wäre er gegangen. Und er hätte beides gethan, wie einer, der den Verstand verloren hatte, bewußtlos wie ein Irrer, apathisch wie ein Hypnotisierter.

Er hatte nicht einmal mehr das Gefühl, daß seine Eitelkeit durch seine Erfolglosigkeit empfindlich gekränkt war. Manchmal sogar, wenn er ihre hohe Medea-Gestalt vor sich wandeln sah, in ihrer Schönheit und plastischem Ebenmaß, verlor er ganz das Be-

wußtsein von der Lumpenhaftigkeit seiner Wünsche. Nur ein Gefühl beherrschte ihn noch, die Verzweiflung, die Verzweiflung, die keine Thräne kannte, nur eine trostlose, mutlose Apathie . . .

„Sie sind heute schrecklich langweilig, Herr Wolff!“ sagte sie, als sie Nachmittags im Vorgarten der Villa Schröter saßen, dessen Parterrewohnung der Direktor gemietet hatte.

„Abschiedsstimmung, gnädige Frau!“ gab er lachend zur Antwort.

Er bemerkte nicht, wie Grete ihm voll ins Gesicht sah.

„Ei, ei, Sie werden doch nicht sentimental werden!“ war die Entgegnung Erna's.

„Nein, das nicht! Nur verstehe ich nicht, warum man jedes Gefühl in unsrer modernen, so überaus praktischen Zeit, gleich „sentimental“ nennt. Zeigt man einmal eine einfache, naiv sich äußernde Empfindung, gleich wird sie mit dem Worte „sentimental“ abgethan und lächerlich gemacht. Und doch wünschte ich, wir fühlten mehr, als daß wir dächten. „Werther“ ist für die moderne Zeit eine komische Figur geworden. Vielleicht ist er gerade viel mehr Mensch als kühle Nordpoldenker. Gedanken machen nicht warm, wohl aber Gefühle . . .

„Danke sehr, hochgeehrter Herr Candidat“ — dabei verbeugte sich Frau Erna drollig — „danke sehr für das gelehrte Colleg!“ . . .

Der Direktor und Grete lachten herzlich, und

Leo, der im ersten Augenblick verblüfft dagesessen, lachte nun herzhaft mit.

„Nun, was macht Ihre Dissertation", lenkte der Direktor das Gespräch plötzlich ab.

„Ein Thema habe ich bereits erhalten, „Darstellung der Sittenlehre des Descartes", nur ist es schade, daß ich in meiner Heimat nur wenig werde arbeiten können aus Mangel an Material. Die Bibliothek fehlt mir, und Sie, Herr Direktor", fügte er mit fröhlichem Gesicht hinzu.

„Na, das ist doch ganz einfach — Sie begreifen — Wolff. Sie bleiben noch vier Wochen hier. Wenn Sie September und Oktober zu Hause sind, ist Ihr Papa auch damit zufrieden, zumal Sie ihm schreiben — Sie begreifen — daß es sich um Ihr Doctor-Examen handelt. Und ob Sie drin in der Stadt wohnen oder hier in Wannsee — Sie begreifen — ist doch ganz gleich! Mein Wirt hat noch mehr Zimmer zu vermieten!"

„Aber Herr Direktor, das kann ich gar nicht annehmen, diese Hilfe! Mein Papa wird gewiß schon zustimmen, wenn er weiß, daß Sie, Herr Direktor, mich zum Bleiben veranlaßt haben, aber . . ."

„Passen Sie auf, Wolff, wie wir beide hier zusammen arbeiten. Sie helfen mir auch — Sie begreifen — bei der Lesung von Correkturen meines neuen lateinischen Lesebuches. Das ist auch eine Arbeit." —

„Gewiß, Herr Wolff, wenn mein Mann Ihnen

diesen Vorschlag macht! Ich glaube, er ist für Sie am besten," hörte er plötzlich Erna's klare Stimme.

Er sah ihr ins Gesicht, in dem Augenblick, als sie sich erhoben, um ihm eine Tasse Kaffee einzuschänken, den eine dicke Magd eben herbeigebracht hatte. Ihre Augen tauchten tief in einander. War es das Bewußtsein, ein kleines gemeinsames Geheimniß zu besitzen, oder Freude über ihre zustimmenden Worte, er wurde purpurrot und fühlte es. Das bereitete ihm wieder lebhaftes Unbehagen, daß er rot werden konnte wie ein „Schulknabe".

Darüber lachte sie wieder, so eigen, so ganz eigen!

Und so willigte er ein, nach Wannsee zu ziehen. Nur als Grete einwarf, daß auch Horst's die Absicht hätten, sechs Wochen auf Sommerwohnung, vielleicht auch nach Wannsee zu ziehen, zog ein leiser Hauch von Unmut über sein Gesicht.

Seines Vaters Zustimmung war er gewiß. Und Helene? fiel ihm ein.

Sie konnte zufrieden sein, daß er noch länger in Berlin blieb. Aber die Nachricht von seiner Übersiedelung würde sie außer sich bringen. Deshalb wollte er es ihr erst mitteilen, wenn er bereits in Wannsee wohnte, und zwar brieflich.

Er fürchtete sich vor ihren großen flehenden Augen.

Den ganzen Abend und Nachmittag über sehnte er sich, von Erna ein Zeichen von Freude darüber zu erhalten, daß er hierblieb. Aber nichts geschah, selbst

als er auf Augenblicke mit ihr allein blieb. Nur in Gretens Gegenwart sprach sie von gemeinsamen Fußpartien und Kahnfahrten.

Das verdroß ihn. Als er ihr beim Abendbrot gegenüber saß, berührte sein Fuß zufällig den ihren. Sie zog ihn gleichmütig zurück und sah ihn an.

Dieser kalte, fremde Blick, wie er ihn verdroß! Vielleicht dachte sie, habe er es absichtlich gethan. Das machte ihn wieder rot. Gewiß, sie spielte nur mit ihm. Einmal einen leuchtenden warmen Blitz aus ihren Augen, daß er wie festgewurzelt stand, als habe er eine süße Erscheinung gesehen, und dann wieder diese abstoßende und zurückweisende vornehme Kälte . . .

Gewiß, sie spielte nur mit ihm. Er hatte noch nie ein solches Weib kennen gelernt, bei dem er als Mann Unterwürfigkeit als Genuß empfand. Sie behandelte ihn als Knaben, und er ließ es sich widerstandslos gefallen. Er empfand eine Art Wollust in dem Gedanken, von ihr wie ein Ding, ein Nichts behandelt zu sein. Das war ein Akt der Gerechtigkeit, weil er mit satanischer Lust eine andre ihres Geschlechts gequält hatte und noch quälte — Helene. Er empfand es wie einen bestimmten geheimen Rachezug des Schicksals.

Wenn er bei Helene saß, dann empfand er das Gefühl, als ob sie, gebrochen und willenlos, Sklavin seiner Launen war; als er jetzt bei Erna saß, da wäre er glücklich gewesen, wie ein Trunkener, wenn er weinend den Saum ihres Kleides hätte berühren können.

Und doch, wenn er sie vor sich sah . . . .

„Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an? . . ."

Achtzehntes Kapitel.

Leo lag lang auf dem Sopha und starrte, wie er es so liebte, träumerisch in die Luft. Es war am Nachmittag. Das Fenster war geöffnet und ließ den frischen würzigen Duft des nahen Fichtenwaldes ein, daß ein wohliges Gefühl der Mattigkeit seine Glieder auf das Sopha fesselte. Hin und wieder schweifte sein müder Blick durchs Fenster hinaus in das Stückchen Himmelsblau, das durch die Fensteröffnung hereinlachte, und sein Blick verfolgte träge und apathisch die schneeweißen Wölkchen, wie sie innerhalb seines Gesichtsfeldes erschienen, langsam sich weiter schoben und verschwanden. Es war so feierlich still, denn die Hitze hatte die meisten Bewohner der Villa Schröter in den nahen Wald getrieben.

Manchmal erscholl es zu ihm hinein wie ein weites, weites Lachen und Schreien, manchmal der helle bellende Anschlag eines aufgestörten Hundes, ein schläfriger Hahnenschrei, sonst alles still.

Er träumte so gern in diesen heißen Stunden. Seine Gewohnheit, stundenlang teilnahmlos seine Gedanken allein fortzuspinnen, zu träumen, zu ruhen, hatte mehr zugenommen, als nachgelassen. Es war ihm so wohl, in Ruhe zu träumen und an nichts zu denken, denn des Tages über hatte er so viel, was ihn bedrückte, soviel was vor ihm stand wie eine große Mahnung, wie eine bange Warnung. Wenn er sich nicht selbst zwang, eine gleichgültige harmlose Gedankenreihe durchzudenken, kamen sie wieder, die Gespenster trüber Stunden, die Schatten weinender Vorwürfe und erfüllten ihn mit Schmerz. Und sein Schmerz war ein tiefer, nachhaltiger, es war der Schmerz der Reue. Wenn er sein Leben im letzten Jahre überschlug, dann fühlte er seinen Pharisäismus heraus, er sah im Geist sein blasses blondes Mädchen durch ihn verraten; er wagte im tiefsten Innern leidenschaftliche Wünsche zu hegen, die den alten Mann beschimpften, den er von Jugend auf verehrte und dem er so viel verdankte, den er sich nicht anders ins Gedächtnis zurückrufen konnte, als mit mildem Gesicht und Greisenhaar voll Rührung und Weichheit. Wenn alle diese Gedanken, diese Vorstellungen, diese inneren Gesichte sich langsam über der Schwelle des Bewußtseins hoben und immer höher ihr Haupt emporreckten, da zeigte sich seine ganze Energielosigkeit, seine seelische Schlaffheit, dann stand er wehrlos ihnen gegenüber und hörte, wie mit tausend Zungen seine eigenen Thaten zu ihm redeten, und in ein Meer von Vorwürfen und Reue versank dann sein

Herz. Was er in diesen Stunden an heißen Schmerzen und aufrichtiger Reue gefühlt, es war so gewaltig, daß er sich zu den bittersten Vorwürfen verstieg. Er nannte sich gemein, erbärmlich, einen Lumpen, und verfiel auch hier wieder dem extremen Gefühl der Verzweiflung. Und dabei fühlte er, daß er im Grunde seines Herzens das war, was die Leute einen „guten Kerl" nannten, und war oft ratlos und niedergeschlagen, wie er von seiner vermeintlichen moralischen Höhe so tief habe sinken können, wie er seit einem halben Jahre verwandelt sei.

Diese Gefühle der Verzweiflung und Reue empfand er zumeist an trüben Tagen voll Regen und schwarzer Wolken, auch im dumpfig engen Zimmer; in Momenten jedoch, wo er seine Brust vollatmend dehnte in der herrlichen Sommerluft, zumeist im Freien, wenn er das geheimnisvolle Säftesaugen und Weben des Waldes belauschte, und die goldige Sonne erschauernd und brünstig die durstige Erde durstiger küßte, wenn er im Vollgefühl seiner jugendlichen Kraft und Gesundheit sehnsüchtig die Arme ausbreitete im Wald, um einzufangen, was er konnte an Waldesschöne von der Allmutter Natur, da ward ihm wohl und er ledig aller drückenden Vorwürfe der Reue, dann sah er die Welt wie durch ein hellgelbes Glas, wo das Auge erfreut wurde und das Herz sich sehnsüchtig weitete.

Dann konnte er hell auflachen über seine dummen Gedanken und Gefühle und schalt sich einen „traurigen Philister", der nicht wüßte, was leben und leben lassen

hieß, und nun erschrak, wenn er das schöne Wort praktisch bethätigen sollte. Dann fand er tausend verschiedene Entschuldigungen, um sich seine „dummen" Vorwürfe wegzudisputieren. Jeder junge Mensch mache einmal dieselbe „große Dummheit" wie er, nur philiströse Beschränktheit könne sie verdammen, vorurteilsfreie Weltkenntnis müsse sie entschuldbar finden u. s. f. Einmal wollte er zu all diesen Argumenten noch eines hinzufügen, seine Eigenschaft als alter Couleurstudent! Er dachte einmal, eigentlich sei eine Liebelei mit zwei Weibern „feudal und schneidig" . . . aber diese Worte wollten ihm nicht recht über die Lippen, das frivole Lachen erstarb ihm im Munde, er fühlte sich beunruhigt, und dieses neue Argument weckte wieder die alte Reue.

Das war erst gestern gewesen!

Und dann fiel es ihm einmal ein, daß er doppelt zu verdammen sei, weil er Jude! Was hatte er doch immer wieder von der großen ethischen Reformation der Juden gefabelt!

Was war nun aus ihm geworden!

Wie hatte er sie an sich selbst durchgeführt, befolgt, er, der ein Mädchen verführt hatte, der in Gedanken ein Verächter und Vernichter der Ehe, ein Schurke an seinem verehrten greisen Lehrer werden wollte, er, der Jude, der keinen Ausweg wußte aus dem Labyrinth der Verfolgung der Juden als innere Unwertung ihrer ethischen Werthe, als eine Regeneration ihrer moralischen Faktoren. Das fiel ihm schwer auf die Seele, schwerer als irgend ein anderes

Argument. Wenn er schon fehlte gegen seine reformatorischen Grundsätze, wenn er schon nicht ein Mensch war, „edel, hilfreich und gut", was sollten erst die anderen thun, die der Judenhaß noch mehr verbittert hatte und die sich noch mehr einkapselten in die Hülle ihrer Unbräuche und Fehler.

Er wütete gegen sich selbst, aber seine Thaten standen hinter ihm und konnten nicht mehr vernichtet werden. Und wenn seine Leidenschaft, die zuweilen zur Verachtung gegen sich selbst stieg, einen ruhigeren Lauf nahm, dann suchte er sich zu rechtfertigen mit seiner menschlichen Unfreiheit. Dann meinte er, er sei nicht verantwortlich für seine Thaten, nicht für die besondere ihm eigenthümliche molekulare Struktur seiner Nervenzentren, er sei als Mann polygamisch veranlagt und müsse sich daher seinen individuellen Dispositionen adäquat ausleben und entladen. Das pflegte er immer laut vor sich hinzusagen, wenn er ruhlos im Zimmer auf und abschritt. Ach das klang ihm alles so schön und so gelehrt, aber nur seinem Ohre und nicht seinem Herzen. Die alte Gedankenkette, die immer mit einer Anzahl bitterer Vorwürfe endigte, hatte sich durch die Macht der Gewohnheit so fest bei ihm eingeprägt, daß er sie durch keine Rechtfertigung vernichten konnte, mochte er sie sich auch noch so klar darlegen. Er fand nur dann ein wenig Ruhe, und die Vorwürfe verblaßten ein wenig, wenn er aus tiefem Herzen heraus Vorsätze für die Zukunft faßte. Dann trat er energisch auf während des unruhigen Auf- und Abgehens und seine Lippen preßten

sich fester auf einander und seine Augen leuchteten lebhafter in der Hoffnung auf völlige Durchführung seines Entschlusses . . . . aber wenn er sie wieder sah, die üppige Gestalt, die spöttischen liebedurstigen Lippen, den vollen Arm, das kokette Haar, dann wallte sein Blut wieder in heißer Sinnlichkeit, und sein Atem ging heiser, nur seine wilden Wünsche waren wieder da . . . . er dieselbe Memme!

. . . Es klopfte, er fuhr auf. Er machte ein trübes Gesicht. Hatte er doch wieder die Reihe der letzten Wochen vor sich vorbeiziehen sehen, mit ihren Freuden, mit ihren Qualen und Vorwürfen, mit ihrer Reue und ihren Entschlüssen. Es klopfte wieder.

„Wer da?"

„Ick bin's." Leo erkannte die Stimme der Hausmagd.

„Wollen Sie was?"

„Ick hab 'n Brief for Ihnen!" antwortete sie.

„Geben Sie 'n her!" befahl er kurz.

Mit hochrotem Gesicht, die Arme dunkelrot und bis an die Schultern fast entblößt, stand sie an dem Tisch und sah zu, wie er, trotz seiner geringen Bekleidung wenig durch die Anwesenheit der dicken Magd genirt, den Brief hastig aufriß und ihn überflog. Er wurde unruhig und biß sich auf die Lippen. Er sprang empor vom Sopha, sah auf und erblickte sie.

„Was wollen Sie denn noch hier?" herrschte er sie an.

„De Frau Direktorn läßt Ihnen sagen, Se möchten runterkommen und mit Kahn fahren!" ant-

wortete sie und sah ihn mit breitem lachenden Gesicht an. Er mußte lächeln über die plumpe Vertraulichkeit, die in ihrem Blicke lag, trotzdem ihn der Brief bis ins Herz getroffen hatte.

„Bestellen Sie der gnädigen Frau meine Empfehlung und sagen Sie ihr, ich müßte notwendig nach Berlin fahren!“ sagte Leo jetzt schroff, mit abweisendem Ernst.

Die Magd ging, geärgert durch das geringe Entgegenkommen, das sie mit ihrer Vertraulichkeit bei ihm fand, und murrte vor sich hin über den Judenjungen, der sich wunder was einbilde. Na und den kannte sie aber! Wenn sie doch blos weiter nachforschen und mehr entdecken könnte. Daß zwischen ihm und der schönen Frau Direktor „was los“ war, hatte sie in ihrem Dienstbotenspürsinn längst herausgefühlt. Wenn sie die beiden blos mal abfassen konnte! Na, dann würde sie es aber dem Juden anstreichen! Was dem Kerl blos immer einfiele. Mal gab er ihr 3 Mark Trinkgeld, natürlich als „Jude“ konnte er sich ihrer Meinung nach das leisten, ein ander Mal wieder gar nichts, ihrer Meinung nach auch wieder wie ein rechter schäbiger „Jude“! Sie wollte aber schon aufpassen! Na und dann . . . .

Die beiden Damen standen im Hof und schauten wortlos vor sich hin. Sie waren beide in Gedanken versunken und keine wagte die andere mit einem leisen Worte zu unterbrechen. Erst das schwere Stampfen der herankommenden Magd und ihre unwirschen Worte weckten sie aus ihren Gedankenkreisen. Leo's

Ablehnung verdroß Erna. Es war das erste Mal, daß er eine ihrer Einladungen abgeschlagen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der alten Kohl'schen Conditorei in der Jakobstraße saß Leo und las die „fliegenden Blätter". Aber kein Witz, keine humoristische Illustration vermochte ihm ein leises Lächeln zu entlocken. Er befand sich in einer sonderbaren nervösen Stimmung, die ihn unempfindlich machte für Zeitungsneuigkeiten, für die schwatzenden kichernden Mädchen am Nebentische. Alle 10 Minuten sah er nach der Uhr, ob die Zeit der Ankunft Helenen's noch immer nicht da wäre. Selten war ihm die Zeit so lang erschienen. Und doch lag es ihm wie ein rauhes Hindernis in der Kehle, daß er husten mußte, wenn er an die bevorstehende Zusammenkunft dachte, und eine ihm unerklärliche Unsicherheit befiel ihn, als er sich nun neben dem blassen Gesicht seines Mädchens sitzend, dachte.

Wie sollte er sich entschuldigen, daß er die erste Zusammenkunft vor 10 Tagen plötzlich abgeschrieben hatte, was sollte er sagen, daß er auf ihren vorletzten Brief überhaupt nicht geantwortet hatte? Wie sollte er diesem feinen blassen Gesicht, diesen großen blauen Augen etwas vorlügen, wogegen sich sein Wahrheitsgefühl sträubte.

Er versuchte sich einen moralischen Ruck zu geben, sich aufzuraffen, all die selbstquälerischen Vorwürfe abzuschütteln und sich eben als junger Student zu fühlen, als Ritter goldenen Leichtsinns. Und während er sich noch diese schöne Beweisgründe für die Er-

bärmlichkeit seiner Handlungsweise zurechtlegte, da regte sich in ihm schon wieder der Zweifel an ihre Glaubenskraft, da wußte er, daß für ihn dieser goldene Leichtsinn schwer war, schwer wie ein Verbrechen. Immer wieder klang durch seine Selbstqualen das monotone Geständnis hindurch: „Du bist ein Heuchler, der an andern verdammt, was Du selbst gethan. Du bist ein Jude, und hast hohe Worte gegen die schlechten Juden. Du bist ja gar kein Jude, sondern ein Lump, ein ganz gewöhnlicher Lump! . . .

Da öffnete sich die Thür und, langsam mit suchendem Blick, trat Helene in das kleine Zimmer. Da sah sie ihn, errötete unter glücklichem Lächeln, und streckte ihm unbekümmert um die anwesenden erstaunt sich anblickenden Mädchen beide Hände entgegen. Wortlos nahm er sie. Es würgte ihm wie ein Band die Kehle zusammen, daß er keinen Ton hervorbringen konnte, nicht einmal den Willkommensgruß „guten Abend". Er nahm ihr den Schirm aus der Hand, den großen weißen Sommerhut von dem blonden Kopf und legte ihn samt dem blauen Sommerjaquet auf einen Stuhl. Als er ihr den Hut abnahm, sah er ihren Blick auf sich gerichtet und fühlte, wie ihre Wange einen Augenblick sich gegen seine Hand preßte.

Nun saßen sie beide einander gegenüber und schauten sich wortlos ins Gesicht. Und doch war ihr Schweigen beredt genug, es enthielt tausend Fragen und tausend Antworten.

Durch die Thür trat die Verkäuferin auf sie zu und fragte, was sie wünschten.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

„Nun was, Helene?“ fragte Leo mit rauher, etwas vibrierender Stimme. Dann hustete er, als ob er ein Hindernis aus seiner Kehle entfernen wollte.

„Eine Tasse Kaffee“, antwortete sie leise, und lächelte die Verkäuferin an, wie sie es immer bei Mädchen that, welche selbst Verkäuferinnen waren.

Das war die erste Frage und die erste Antwort.

„Mir eine Flasche Bier!“ fügte Leo hinzu. — Pause.

Sie erhielten das Gewünschte. Beide schauten in das Glas, und während sie die Farbe des Kaffee's studierte, verfolgte er die im Bier aufsteigenden Kohlensäurebläschen eifrig. Da geschah es, daß beide gleichzeitig emporsahen und ihre Blicke sich trafen.

Wieder war es Leo, als ob ihm die Kehle zugeschnürt sei.

„Ach, Du hast ja heute Dein graues Kleid angezogen?“ lachte er gezwungen.

„Weil Du Grau ja so gern hast!“

„Du bist doch so lieb zu mir, Lenchen, ich weiß gar nicht“ . . .

„Wieso denn?“ unterbrach sie ihn, eifrig abwehrend, und sah ihn zärtlich mit großen Augen an. „Du bist so gut zu mir, daß Du heute reingekommen bist aus Wannsee. Ich habe mich ja so gefreut, schon so lange, aber, weißt Du, Leo, ich weiß ja, daß Du nicht immer so fort kannst wie Du willst —“

Er war verblüfft! Dieses gute Mädchen! Er atmete auf, als er nun hörte, daß sie keine Entschul-

digungen verlangte, daß sie aus Liebe selbst Entschuldigungen erfand.

„— und Du bist ja doch heute bei mir, und ich bin so glücklich, Leo, Du Guter, und Du bist so gut, nicht wahr, Leo, und dann läßt Du mich nicht mehr vierzehn Tage warten. Ich will auch gar nicht mehr fragen nach Bergers und Dich nicht mehr quälen. Ich hatte schon solche Sehnsucht und dann war ich auch ein paar Tage krank, und lag im Bett und —"

„So, mein Lieb", fragte er zärtlich und strich ihr sanft die Hand, „was hat Dir denn gefehlt?"

„Es war ja weiter nichts", wehrte sie seine Fragen ab. Sie hatte jetzt plötzlich eine merkwürdige Scheu, ihm mitzuteilen, welcher Art ihre Schmerzen gewesen seien. Sie hatte es sich zwar fest vorgenommen, es zu thun, und nun hielt sie eine sonderbare Scheu davor ab. Merkwürdig! Sie wußte nicht, weshalb. Vielleicht war es nur thöricht, ihnen eine größere Bedeutung zuzuschreiben, als ihren gewöhnlichen Unpäßlichkeiten. Und ihren Verdacht? Den mitzuteilen, schämte sie sich erst recht!

Sie beugte sich, mit einem blitzschnellen Seitenblick auf den Nebentisch, wo die kichernden Mädchen saßen, nieder auf den Tisch, legte ihren Kopf einen Augenblick auf seine Hand und küßte sie.

Das rührte ihn tief. Auf solche wortlose verzeihende Liebe war er nicht gefaßt. Und mit seiner Rührung wuchs seine Verzweiflung, seine Selbstquälerei. Vor Stunden noch bei einer andern, die glühende Lavaströme, dampfende Glut in seinem Herzen empor-

weckte, und nun bei ihr, bei seinem Mädchen, die ihm alles gab, sich selbst, die ihm . . . Und dabei nannte sie ihn „Du Guter!"

Wie ihn dieses Wort rüttelte und packte!

„Du Guter".

Diese beiden Worte waren ihm mehr als eine ganze Reihe selbstquälerischer Vorwürfe. Nie fürchtete er sich vor Mädchenaugen mehr als in diesem Augenblick, wo Helene ihn ahnungslos und glücklich über seine Anwesenheit „Du Guter" nannte.

Mit einem Ruck ergriff er ihre rechte Hand, preßte sie gegen seine heiße Stirn und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Nun lachte sie glücklich vor sich hin. Jetzt war sie so zufrieden, so froh, so beruhigt, nun vergaß sie die schändlichen Schmerzen, die ihren Körper gequält und den bösen . . . . bösen Verdacht. Nun plauderte sie wieder allerhand. Von ihrer Häuslichkeit, vom Geschäft, von ihrer Collegin Flora. Nach und nach verflogen bei ihrem Geplauder seine trüben Gedanken, die weinende Reue, und in seinem Herzen setzten sich tausend gute goldene Vorsätze fest, Pläne für die Zukunft. Noch konnte vielleicht alles gut werden, er sich vor sich selbst wieder herstellen. Er war ja noch ein junger Mensch, der der Verführung eines schönen Weibes ja auch einmal unterliegen könnte, so tröstete er sich, aber er könnte darum das noch bleiben, was er sein wollte, ein ordentlicher Kerl und ein — guter Jude . . . Das war immer der Refrain seiner Gedanken.

So plauderten beide und glaubten sich von Herzen glücklich. Als Helene ihren Kaffee ausgetrunken, verlangte sie jetzt einen Apfelkuchen mit Schlagsahne. Leo lachte über ihren Wunsch, denn das sei ein gutes Zeichen, daß sie ihm nicht mehr zürne. Er habe schon die Beobachtung gemacht, daß sie stets den melancholischen Kaffee liebte, wenn sie böse über ihn sei, daß sie dagegen in Stunden des Glückes mehr zu einem weißumhüllten süßen Apfelkuchen neige. Eigentlich, meinte er lachend, könnte man darüber ein gelehrtes Buch schreiben: „Psychologie der Conditorwaaren in Bezug auf die Menschheit im allgemeinen, auf die Mädchen im besonderen, und auf Verliebte speziell u. s. f. Sie lachte hell mit, sah ihm mit hingebender Zärtlichkeit ins Gesicht und hörte seinen neckischen Worten aufmerksam zu. Dann fragte sie ihn wieder über seine Couleur aus, denn mit weiblicher Schlauheit fragte sie alle Dinge, von denen sie wußte, daß sie ihn interessierten.

„Ach, weißt Du", fing er plötzlich an, als sei ihm plötzlich ein Gedanke eingefallen; „hast Du nicht von einer Collegin im Geschäft gesprochen, die Flora heißt?"

Sie sah ihn erstaunt an. „Natürlich, das habe ich Dir doch längst gesagt. Aber warum willst Du denn das wissen, Leo, Lieber, sag mir warum?" flehte sie. „Ich sterbe vor Neugier!"

Er lachte darüber. „Na Du brauchst nicht gleich eifersüchtig zu sein! Lieb! Aus meiner Couleur

pouſſiert nämlich einer, und zwar der Schlimmſte, Max von Horſt, die Flora aus Deinem Geſchäft.“

„So, ach die,“ ſagte ſie wegwerfend.

„Warum betonſt Du denn das „die“ ſo merkwürdig? Iſt denn was mit ihr? Iſt ſie wenigſtens hübſch?“ fragte er und lachte dabei.

„Hübſch iſt ſie ſchon“, entgegnete Helene eifrig, „aber mit der iſt ja nichts los. Die taugt nichts. Ich mag ſie nicht leiden!“

„Na, wenn ſie hübſch iſt, dann wird ſchon mit ihr was los ſein,“ meinte Leo etwas ſtudentiſch-frivol. „Warum taugt ſie denn nichts?“

„Von drei Stück hat ſie ſich ſchon abholen laſſen, ſo lange ſie bei uns im Geſchäft iſt!“ proteſtierte Helene eifrig.

„Na, was iſt denn dabei,“ heuchelte er erſtaunt, „ſie will ſich halt a biſſel amüſieren, und mein Couleurbruder Horſt verſteht den Rummel!“ Dabei ſchaute er ſie prüfend und beluſtigt an, denn er wußte, wie ſie immer über ähnliche leichtſinnigen Worte zürnte.

„Aber Leo, pfui!“ ſchalt ſie energiſch und lebhafte Röthe ſtieg ihr in das blaſſe Geſicht. „Wie kannſt Du denn ſo was ſagen! Das iſt Unrecht, wirklich ſehr Unrecht von Dir, immer ſo was zu ſagen! Ach, geh nur“, wehrte ſie ihn ab, als er beluſtigt von ihrem mädchenhaften Zorn und erregt von ihrem rot überhauchten Geſicht, ihr Geſicht ſtreicheln wollte, „ich will gar nichts mehr von Dir wiſſen! Du biſt ſchlecht, und es iſt wirklich ſehr Unrecht von

Dir," hub sie von neuem an, und lachte nun schelmisch mit, als er sich über ihren Zorn belustigte.

„Na, Blondkopf, es war ja gar nicht so bös gemeint", begütigte er sie, „nimm Dich nur vor Deiner Collegin in Acht, sonst plaudert sie alles Horst aus, und wenn der erst Alles von uns weiß, dann ist des Ulkens und Radaumachens in der Couleur kein Ende."

Da sah sie erschrocken auf. Die Uhr schlug 10 Uhr.

So schnell war ihr die Zeit vergangen, klagte sie schmollend, und sie daure immer so lang, wenn er fort sei.

Als sie auf der Straße waren, meinte sie, wenn er noch einmal nicht käme, wie er versprochen, würde sie ernstlich mit ihm böse werden und ihn überhaupt nicht mehr sehen wollen u. s. f.

Leo lachte. Sie schüttelte mit ernsthafter Miene den Kopf, obgleich ihre lachenden Augen das Gegenteil sprachen.

„Sag mal, wie böse könntest Du mir denn werden?" fragte Leo. Erst sah sie prüfend und nachdenklich zu dem schwarzblauen Sternenhimmel empor. Dann schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn heftig. „Siehst Du, so böse!" lachte sie glückselig.

„Aber Helene", wagte er einzuwenden, „hier auf der Straße!"

„Ach, was gehen mich die Leute an", antwortete sie abwehrend, „wenn ich Dich doch so sehr lieb habe!"

„Mein Lieb, mein Blondkopf", flüsterte er zärtlich und preßte sie an sich . . .

Als sie vor der Thür ihres Hauses Abschied nahmen, mit zahlreichen Zärtlichkeitsworten und -beweisen, da fühlte Leo, daß er bei ihr noch rein sein und rein fühlen konnte. Als er mit diesem Gefühl nach den ewigen Sternen aufblickte, da war es ihm, als fiele von seiner Seele alles Staubige erdenwärts, als gäbe es unter den Sternen noch Erlösung und Heil für ihn.

Und auch sie schlummerte heute ein, glückselig wie lange, lange nicht! . . .

Werther, der Jude.

Drittes Buch.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Neunzehntes Kapitel.

Wieder war Helene ins Geschäft eingetreten und wieder war ihr erster Blick auf ihren Platz gefallen. Und richtig, da lag ein Brief. Hastig nahm sie ihn und erkannte sofort seine Handschrift. Sie war erregt und lief in das Hinterstübchen, nachdem sie undeutlich dem Herrn Chef „Guten Morgen" gewünscht hatte, riß ihren Hut, ihr Jaquet ab und setzte sich zitternd auf den Stuhl. Sie fühlte sich so matt und das Herz klopfte so stark, daß sie einen Augenblick regungslos auf den Brief starrte, ohne ihn zu öffnen. Nun las sie ihn. Ihre Hand zuckte hin und her und endlich fielen ihr zwei große Thränen in den Schooß. Leo entschuldigte sich, daß er die letzte Woche nicht hatte hereinkommen können, aber er hoffe nächsten Montag sie bestimmt abholen zu können. Auch habe er ihre letzten Briefe erhalten, aber aus Mangel an Zeit nicht beantworten können. Das war also der Brief, den sie mit sehnsüchtigem Herzen erwartet! Ihr schien der Ton so kalt, so frierend kühl und die An-

rede „Liebe Helene" und der Schluß „Gruß, Dein Leo" desgleichen, und doch konnte er so warm sprechen, so liebevoll schreiben, und warum dieses Mal nicht? Warum konnte er diese Woche nicht nach Berlin zu ihr hereinkommen? Warum hatte er drei lange liebe Briefe nicht beantwortet? Er hatte gar keinen Grund angegeben und war doch sein eigener Herr. Ach, nun fiel es ihr ein, er wohnte ja bei der schönen Frau, von der er so oft scherzhaft erzählt, und sie hatte auch noch eine Tochter und auch einen Mann, den er verehrte als seinen Lehrer; ja, sie schienen ihn nicht fortlassen zu wollen, ihn nicht entbehren zu können. Er mußte gewiß immer bei ihnen sein, mit ihnen plaudern, sie unterhalten, den Damen den Hof machen, dafür war er ja Couleurstudent gewesen. Er müßte es thun, das hatte er ihr einst lachend gesagt.

Aber Eifersucht empfand sie doch. Er kann ja alle drei achten, unterhalten, vergnügen, aber Liebe, Liebe fand er nur bei ihr, und sie mußte ihm stärker wiegen, als alle drei. Warum kam er nun nicht, warum nicht . . . Montag erst und heut ist Donnerstag, noch drei, vier Tage . . .

Sie stützte den Kopf nachdenklich und betrübt in beide Hände.

„Guten Morgen, Fräulein Ernesti!"

Sie fuhr auf und erblickte ihre Collegin Flora Schmieder, die schnell die ganze Lage überschaut hatte. „Machen Sie aber ein Gesicht! Sie haben wohl einen dummen Brief bekommen? Wer wird denn gleich am frühen Morgen so'n Gesicht machen! Na, wer

Morgens weint, lacht Abends. Sie kennen ja das Sprichwort!“

Es war ihr sehr unangenehm, daß dieses Mädchen Zeugin ihrer Stimmung gewesen und ihren Brief gesehen hatte. Sie konnte sie nicht leiden, gerade, weil sie sich immer bemühte, aller Welt gegenüber freundlich zu sein. Sie nannte das „katzenfreundlich“. Darum antwortete sie kurz:

„Nein, Sie irren sich. Der Brief ist nicht daran schuld. Ich hatte nur Kopfschmerzen!“

Flora zog die Oberlippe ein wenig herauf. Sie hatte allerlei Bedenken. Sie war doch nicht so dumm, das zu glauben, was die hochmütige Helene ihr vorredete, diese Tugendjungfer, die so wenig Worte sprach und doch so viele für sich einnahm. Sie haßte sie instinctiv. Sie wußte aber genau, wenn ein junges Mädchen am frühen Morgen mit einem Brief im Schoß dasitzt, mit gefalteten Händen, und schmerzlich vor sich hinstarrt, und todtenblaß ist und müde und schleppend, dann, na dann war immer „der Liebste“ schuld. Entweder hat er abgeschrieben — auf immer, oder sie fühlt sich schuldbewußt . . . Sie wußte das aus Erfahrung . . . Na, sie nahm sich vor, aufzupassen.

Ihre Augen funkelten sonderbar, als sie langsam Jaquet und Taille auszog, um ihre Arbeitstaille anzuziehen.

„Soll ich Ihnen helfen?“ rief Helene, und schon war sie aufgesprungen und hielt ihr die Taille, bis sie beide weißen Arme in die prall sitzenden Ärmel ein-

gezwängt hatte. Und während Helene hinter ihr stand und ihr half, da schwirrte ihr mancherlei durch den Kopf, was sie gestern Abend erfahren. „Ihr" Max — sie kannte ihn erst seit 4 Wochen — hatte ihr von seiner Studentenverbindung erzählt, daß sie eine der schneidigsten und königtreuesten Verbindungen sei und daher keinen Juden aufnähmen — einen hätten sie freilich, der sei aber schon lange drin, einen ruhigen Philister, den sie eigentlich kennen müsse, denn seine „Liebste" sei in demselben Geschäft, wie sie. Das hatte sie höchlichst überrascht und erfreut — es konnte ja garnicht anders sein . . . Helene war das. Na, sie würde ihr das nächstens ins Gesicht sagen, und dann müßte sie eigentlich froh sein, daß ihr Geheimniß in so guten Händen wäre. Ja, diese Helene — diese Stillen sind immer die Schlimmsten.

„Aber Fräulein Ernesti, Fräulein Schmieder, wo stecken Sie denn? Was machen Sie denn da hinten?" ertönte die unwillige Stimme des Chefs. Hastig eilten sie hervor.

„Wollen Sie hier die Briefe besorgen, Fräulein Ernesti, und Sie, Fräulein Schmieder, sorgen für die Ablieferung der Commissionen. Ich habe jetzt einen Geschäftsgang zu besorgen und möchte, daß Sie sich ordentlich ranhalten. Leider fehlt das jüngste Fräulein wieder mal." Damit verschwand er.

Es war im Geschäft ziemlich still, es schlug eben erst neun Uhr und so früh kam kein Kunde, um zu kaufen. Auch die beiden Mädchen waren still, denn sie hatten beide ihre Aufträge auszuführen, und beide

spannen innerlich die Gedankenkette fort, die sie, jede für sich, angefangen hatten.

Helene stand vor dem hohen Pult und beantwortete die eingelaufenen Briefe.

Wie ihr das Stehen schwer wurde! Vor ungefähr vierzehn Tagen hatte sie zuerst eine gewisse Mattigkeit gefühlt, und Tag für Tag wuchs dieses Ohnmachtsgefühl und zwang sie, in immer kürzeren Pausen sich hinzusetzen und sich auf einige Augenblicke auszuruhen. Aber das konnte sie ja nur, wenn der Chef nicht da war, sonst mußte sie sich mit großer Gewalt zwingen und die Zähne zusammenpressen, damit sie ihre Mattigkeit überwand und standhaft stehen blieb. Wie unsagbar schwer ihr das wurde, wenn der Chef eine ganze Stunde im Laden war! Wie oft hatte sie die Knie zusammengedrückt, an das kalte Holzpult gepreßt und sich mit beiden Händen festgehalten, denn sie wollte sich nicht vor den Augen ihres Chefs auf einem Stuhl ausruhen. Was hätte er von ihr denken sollen? Einige Male hatte sie es nicht ausgehalten; diese schwere, erdziehende Müdigkeit, diesen hämmernden Kopfschmerz, diese stechenden Schmerzen in der Brust, wenn sie diese an das Pult drückte, und dann hatte sie sich auf einen Augenbick ins Hinterzimmer geflüchtet, mit schleppendem Gang und müden Sinnen, und war apathisch auf einen Stuhl hingesunken.

Wenn sie saß, dann war ihr wohl, so wohl!

Und Tag für Tag hatte dieses Uebelsein zugenommen, keine Stunde des Stehens verging, ohne daß es lauernd sich bemerkbar machte.

Wenn sie nur wüßte, was das war.

Aber zum Arzt zu gehen, wagte sie nicht, und obwohl sie die Gründe für diese Weigerung insgeheim wie einen dunkeln Unterstrom in der Seele fühlte, zitterte sie davor, sich klar zu machen, warum sie sich vor dem Arzt und seinem forschenden Blick fürchtete. Auch hatte sie zu Hause wenig von diesen Uebelanfällen zu befürchten, da sie ja dort zumeist saß. Aber auch zu Hause oft diese schwerfällige niederziehende Mattigkeit, und Morgens, wenn sie aufstand, dieser Reiz zum Brechen . . .

Was war das nur?

Und dann war sie so reizbar; sie schrak zusammen, wenn die Thür polterte, wenn ein schwerer Wagen vorbei rasselte, wenn ihr kleiner Bruder schrie, wenn ihre Schwester Klavier spielte . . .

Was war das nur?

Und heute wieder! Ach, so ungern war sie noch nie in's Geschäft gegangen, so matt und träge fühlte sie sich noch nie, so übel war ihr noch nie, so heftige Brustschmerzen und starkes Ziehen hatte sie noch nie gefühlt, und dazu eine Arbeitsunlust, daß sie am liebsten die Feder hingeworfen und sich lang auf den Boden hingelegt hätte.

Und Leo . . .

Er . . . dieser Brief . . . und Montag erst, heute erst Donnerstag, heute erst Donnerstag und noch drei, vier Tage . . .

Wie ihr das wieder im Kopf hämmerte, in der linken Schläfe mit unheimlicher Regelmäßigkeit! Die

Feder glitt ihr aus der Hand und schwer sank sie auf den nahen Stuhl.

„Aber Fräulein Ernesti, was ist Ihnen denn heute blos? Sie sind wirklich krank", rief Flora, erschrocken von ihrem Packet aufsehend. Ihr Ton war ehrlich und teilnahmsvoll; denn das Mädchen mit dem blassen Gesicht und den schmerzlichen Augen that ihr in diesem Augenblicke wirklich leid. „Ich werde Ihnen ein Glas Wasser holen!" Hurtig rannte sie aus der Hinterthür in den Hof und nach kaum einer Minute war sie wieder da.

„Ich danke Ihnen sehr; Sie sind zu freundlich!" antwortete sie matt. „Es ist ja nichts; Sie wissen ja, ich leide oft daran!"

„Wie können Sie sich nur eines Briefes wegen so aufregen! Versteh' ich gar nicht! . . . Ja, ja, die Liebe!" — meinte sie lachend und sah sie dabei prüfend an.

Helene fuhr auf und sah sie groß und starr an. Wußte sie was? Von wem wußte sie es? . . . Aber nein, sie konnte ja nichts wissen und schien nur eine Vermuthung auszusprechen, denn sie lachte ja so harmlos und mit so fröhlichen Augen.

„Wie können Sie das denken? Ich und lieben! Nicht wahr, es war ja blos Spaß von Ihnen?" Langsam erhob sie sich und guckte ihr halb ängstlich und halb besorgt ins Gesicht.

„Na, weiß schon! Spaß? . . . Nun, ich weiß, was ich weiß", lachte sie und prüfte Helenens blasse Mienen aufmerksam.

SLUB Wir führen Wissen. Christian Weise Bibliothek

„Ach, Sie sind neugierig! Sie wollen mich blos aushorchen. Na, ja, der Brief, und da denken Sie . . . Es ist aber drollig!“

„Liebes Fräulein, thun Sie nicht so! Ich weiß so mancherlei. Man hat ja auch Abends seine scharfen Augen, und dann, und dann so manches and're!“ entgegnete sie und zerbiß mit ihren weißen Zähnen einen dünnen Bindfaden.

Da flackte es plötzlich in Helenen auf. Nun stand es ihr klar vor Augen. Sollte Leo Recht haben? Verkehrte sie nicht mit einem seiner Couleurbrüder? Wie hieß doch der? Horst! Dieser wußte ja von ihrem Verkehr und hatte es sicher Flora mitgetheilt, als Sonderbarkeit, daß zwei Couleurbrüder Mädchen aus demselben Geschäft liebten . . .

Liebten? . . .

Ach nein, wie konnte dieses Mädchen lieben? Sie war ja erst ein Vierteljahr hier im Geschäft und schon war es der Dritte, der sie abholte . . .

Was kümmerte sie das? fiel ihr jetzt ein.

Sie sammelte mühsam ihre Gedanken.

Ja richtig, sie stand vor dem Mädchen, das von ihrer Liebe wußte, und nun mußte sie um jeden Preis erfahren, was sie wußte. Sie hatte ja ein böses Gewissen — und das Herz schlug ihr hörbar bis in den Hals hinauf. — Sie konnte ja nichts anderes wissen, als die einfache Thatsache ihres Verkehrs, weiter nichts, gewiß, weiter nichts.

Ach, und wenn doch, wenn doch . . .

Sie zitterte.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

„Sagen Sie mir, Fräulein, bitte, bitte, was wissen Sie? Garnichts können Sie wissen!“ flehte sie und ließ die Feder fallen.

Flora lachte über das ganze Gesicht. Wie dumm! Sie verriet sich ja immer mehr!

„Ach Gott, gar nichts weiter. Er heißt Leo Wolff, ist Student und ein Jude, und in derselben Couleur wie mein Max, das ist alles, weiter weiß ich gewiß nichts, gar nichts weiter, wirklich nichts!“ entgegnete sie, und die letzten Worte betonte sie absichtlich langsam und sah sie dabei forschend an, denn Helenens unsichere, bange Augen hatten sie stutzig gemacht.

„So, so“, sprach diese, aufatmend, als ob ihr ein Stein vom Herzen genommen wäre, „da ist ja auch gar nichts weiter dabei! Nicht wahr?“

Flora lachte. Nein, dieses Mädchen war aber auch zu dumm. Wie konnte sie blos! Sich so zu verraten! Nein, da war sie doch viel heller.

Sie lachte noch immer. „Was soll denn weiter dabei sein? Wir jungen Mädchen im Geschäft wollen uns amüsiren, lassen uns abholen, ausführen und man amüsiert sich gegenseitig!“

Ihr Lachen berührte Helene unangenehm, denn sie fühlte seine Frivolität heraus. Hastig trank sie das Glas Wasser aus und ging wieder an das Pult.

Fünf Minuten lang hörte man nichts, als ihre schweren Atemzüge und das Kritzeln ihrer Feder, während Flora noch einige Packete polternd auf dem Ladentische zurecht machte und vor sich hinpfiff, aller-

hand lose Operettenmelodien, bis ihr das Lied am besten gefiel:

„Heimliche Liebe, heimliche
Liebe,
Von der kein anderer etwas
wissen darf!"

Helene fand Pfeifen aus dem Munde eines Mädchens abscheulich, aber sie bezwang ihren Unwillen, um sie nicht zu verletzen, die vorhin so freundlich zu ihr gewesen war. Mechanisch schrieb sie weiter. Der eine Gedanke verließ sie nicht: noch vier Tage, vier Tage, ehe sie ihn wieder sah! Aber der Gedanke an das Wiedersehen machte sie so glücklich, daß ein feines Lächeln auf einige Augenblicke ihr blasses Gesicht verschönte.

Ach, wenn sie ihn sah, wenn sie ihn küßte, dann war ja alles gut, alles wieder gut . . .

Flora war mit ihrer Arbeit fertig. Es war doch so langweilig, dieses Hervorsuchen und Einpacken, Zusammenbinden und Beschneiden, daß sie herzensfroh war, ihre Arbeit beendet zu haben. Trällernd ging sie aus dem Ladentisch hervor, warf noch einen Blick in den hohen Spiegel, ordnete ihre kecke Ponyfrisur und zupfte ihre Tricottaille herunter, daß ihre volle Büste drall und prall zur Geltung kam. Dann ging sie vor die Ladenthür, blickte die eifrig schreibende Helene mit einem Viertelsseitenblick an und guckte hinaus auf die Straße. Das war ihre liebste Beschäftigung, dem Leben und blutvollen Treiben der Straße zusehen zu dürfen, vorausgesetzt, daß in kurzen Zwischen-

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

pausen junge Herren vorbeikamen, mit denen sie kokettiren und lachen konnte, denn sonst war ihr das Leben auf der Gasse höchst gleichgültig. Was kümmerten sie die alten Steinklopfer, die mitten auf dem Damm hämmerten und pochten, daß man sich die Ohren zuhalten mochte, was die Rollwagen und ihre Kutscher, die drüben den ganzen Tag Kisten auf ihre Wagen luden. Sie fand die Leute mit ihrem Fleiß einfach dumm. Warum machten sie es nicht, wie sie? Gearbeitet wird nur, wenn der Chef da ist!

Sie konnte diese arbeitsamen Leute überhaupt nicht leiden, die Arbeiter nicht, die sich Handschuhe bei ihr kaufen wollten. Die hatten immer solche rissigen, roten Hände! Aber da drüben im Confectionsladen und in der Materialwaarenhandlung! . . . Richtig, da standen sie auch wieder alle vier innerhalb der Ladenthür und starrten zu ihr hinüber und suchten durch allerhand Capriolen an Schnurrbart und Frisur und Handbewegungen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Da konnte sie wenigstens alle ihre Kokettirkünste zeigen und alle vier gleichzeitig „verrückt machen", oder wie sie es nannte, „aufregen". Diese beiden bezeichnenden Worte liebte sie; denn bei allen ihren Liebhabern hatte sie diese gehört und sie sich gemerkt. Sie machte ein höchst hochmütiges Gesicht, als sie jetzt langsam die lachenden Ladenschwengel prüfte, denn als obersten Grundsatz ihrer Koketterie hatte sie: Je unnahbarer sie schien, desto sicherer war die Wirkung! Und dann waren da drüben vier auf einmal und sie wollte allen gleiche Huld zeigen, und es mit keinem

verderben. Doch da, im Confectionsgeschäft regte sich's auch; sie fühlte sich zwar sehr geschmeichelt, aber das waren ja „Judenjungen", und einer besaß dazu noch eine lange Nase, und wenn der ein liebenswürdiges Gesicht zog, erinnerte sie das immer an einen Chimpansen. Dieser Vergleich gefiel ihr außerordentlich. Max hatte ihn ja neulich auf eine lange Judennase angewandt.

Sie lachte . . .

Sich mit einem Juden abgeben? Nein, oder er müßte reich sein, daß er ihr die teuersten Sachen kaufen konnte, sonst würde sie gewiß mit keinem Juden gehen Na, so dumm! Wie konnte die Helene das blos thun?

Damit war sie wieder bei ihren alten Gedanken angelangt. Warum hatte sie blos so lange gefragt, was sie wüßte? Richtig, da fiel ihr ja ein, daß ihr Max ihr einen drolligen Auftrag gegeben hatte. Sie sollte mal ausforschen, wie weit Helene mit diesem Juden gekommen war, ob sie es herausbekäme, daß beide schon . . . so gemütlich mit einander verkehrt hätten. Ach, was hatte Max doch, als sie bei ihm in der Wohnung war, für einen drolligen Ausdruck gebraucht . . . sie dachte nach . . . ach ja, ob sie schon „zwei Herzen und ein Gedanke" gewesen wären. Sie fand den Ausdruck in dieser Anwendung äußerst komisch und lachte, daß die jungen Leutchen drüben sich ob dieses entgegenkommenden Lachens heftiger ihre Schnurbärte strichen, denn jeder hielt sich für unwider-

stehlich und jeder träumte von einem Ziel, einem Endziel.

Wenn sie es nur erfahren könnte, was die beiden, Helene und Wolff, mit einander vorgehabt hätten! Sie konnte doch dem Mädchen nicht diese Frage, diese delikateste aller Fragen, in's Gesicht sagen, denn sie fühlte sich vor diesen reinen blauen Augen unbehaglich. Sonst war sie gar nicht schüchtern und hatte im Kreise ihrer intimen Freundinnen keine, die sie in zotigen „Witzen" übertraf Aber dies geschah nur, wenn man „unter sich" war, denn öffentlich galt man ja als hochachtbares, anständiges, solides Bürgermädchen, das sich mühsam seinen Lebensunterhalt verdienen mußte. Wenn sie nur ans Ziel kommen konnte!

Da hörte sie wieder hinter sich, wie Helene sich matt auf einen Stuhl fallen ließ.

Nun ahnte sie es!

Sollte dieses Unwohlsein! . . . Vielleicht ein Zeichen! . . .

Ach, sie kannte ja dieses Zeichen mit einem Male in seiner ganzen unheimlichen Consequenz aus ihrer Jugend her; vor fünf Jahren, da war sie kaum sechzehn Jahre alt gewesen, da hatte sie es auch gehabt; er war Student . . . Mediziner, und das war gut, ein Mediziner ist in solchen Fällen immer gut . . .

Plötzlich wandte sie sich um und ging auf Helene zu. Sie sah sie einen Augenblick wie triumphierend an und fragte: „Sagen Sie mal, Fräulein, haben Sie denn das Uebelsein schon lange?"

„Vielleicht vierzehn Tage! Vorher niemals!“

„Und alle Tage regelmäßig?“

„Ja.“

„Vielleicht haben Sie etwas gegessen, Magen verdorben? Können Sie nicht was zum Brechen einnehmen?“

„Ach nein, das ist es nicht. Jeden Morgen habe ich starken Brechreiz und auch so ein starkes schmerzhaftes Ziehen in der Brust!“

Flora verschlang förmlich ihre Worte. Sie wußte genug. Das war es ja, was sie als Backfisch von sechzehn Jahren auch gespürt hatte, bis ihr Mediziner . . . Das war also die hochnäsige Helene, die sich so abfällig über ihre „Verhältnisse“ geäußert hatte, und nun war sie in aller Augen entehrt, wenn sie, Flora, es hinausrief in die jeden Klatsch und jede „Sünde“ so gern aufschnappenden Menschen; hei, nun war sie in ihrer Hand und nun wollte sie den Haupttrumpf ausspielen. Sie wollte es ihr in's Gesicht sagen, daß sie . . . Mutter werde.

Ja, das wollte sie thun. Dieser Hauptschlag würde ihr Gewißheit geben.

Ein klein wenig fühlte sie aber doch Angst.

Doch widerlegte sie sich dieselbe, indem sie sich sagte, wenn Helene solch ein Gänschen sei und ihren Zustand nicht kenne, so müsse man ihn ihr enthüllen. Jetzt sei noch Zeit, sie zu retten. Es giebt ja so viel Aerzte! . . .

„Wissen Sie, was Ihnen fehlt?“ sagte sie leise flüsternd der ahnungslos aufschauenden Helene zu.

„Nun, was denn? Das wissen Sie doch nicht“, lachte sie trüb und ängstlich.

Da neigte sie den Mund ihrem Ohr zu und flüsterte ihr etwas zu. Mit einem Ruck stieß Helene sie von sich und brach ohnmächtig zusammen.

Zwanzigstes Kapitel

Seit dem Tage, an dem Helene diese geheimnis- und verhängnisvollen Worte von Flora vernommen, war ihr Wesen noch unsteter. Sie glaubte sich verwandelt, und kam sich selbst fremd vor. Ihr Angesicht war noch blasser und durchsichtiger geworden, ihr Benehmen wechselte wie Schatten und Licht, eben noch starr, düster, zum Sterben traurig, dann wieder unheimlich aufgeregt, ruhelos. Jetzt nervös, daß sie für ein lautes Lachen einmal ihren kleinen Bruder geschlagen hatte, und als er dann sie mit großen Augen ansah und heulte, hatte sie ihn mit erstickenden Küssen beruhigt.

Immer und immer wieder hatte sie sich gegen den Gedanken gesträubt, den ihr Flora heimtückisch eingeimpft hatte, und ihn von sich abzuschleudern gesucht, wie der Vogel einen Tropfen Thau vom Gefieder.

Sie überhäufte sie mit Vorwürfen, suchte ihr den Verdacht auszureden — freilich jetzt, insgeheim,

jetzt wo sie im Bett lag und die Decke bis an den fröstelnden Hals emporzog, insgeheim nur, denn von Morgen ab wollte sie in Wirklichkeit kein Wort mehr zu dieser frivolen, heuchlerischen Schlange sprechen. Und dann wieder, wenn sie alle Gründe sich hergesagt hatte, die ihren Verdacht entkräften sollten, dann sah sie unter, ganz unter allen Gründen sich wieder den Schlangenkopf des Verdachtes emporrecken und langsam steigen, bis er wieder vor ihr stand in ganzer fürchterlicher, herzstockender Consequenz, mit seiner ganzen Schande.

Dann fühlte sie den Puls langsamer schlagen, eine eisige Kälte überlief ihren Körper, daß sie sich vergrub bis an die Haarwurzeln in das Bett, als glaubte sie, unter der Bettdecke kämen die bösen weinenden Gedanken nicht wieder, wie ein Kind, das sich in der Dunkelheit im Bettchen fürchtet und sich unter der Bettdecke ängstlich verkriecht. Ach, der Gedanke, daß Flora Recht haben könnte, mit ihren schrecklichen boshaften Worten, verließ sie nicht.

Dann wurde ihr wieder unter der Decke heiß, daß heller Schweiß auf der Stirne perlte und sie ungestüm das Deckbett auf die Seite warf, daß ihr weißer Körper durch die gespenstische Dunkelheit schien, wie die bleichen Gebeine einer Todten.

Aber ihre schlimmen weinenden Gedanken blieben, als wären sie mit Widerhaken im Gehirn befestigt, und jemehr sie daran riß, um sie herauszuziehen, desto fester hakten sie sich ein, desto schmerzlicher hämmerte

es ihr im Kopfe. Wer ihr nur Erlösung, nur Entschluß geben könnte?

Einen Arzt aufsuchen?

Nein, nein, schrie es in ihr. Nur keinen Fremden!

Ihre Mutter?

Nein, nein, sie jagte sie aus dem Hause auf die Straße, denn seit einem Vierteljahr hörte sie kein freundliches Wort von ihr. Und Leo? Ach, sie schämte sich zu Tode, es ihm zu gestehen.

Gestehen? . . .

Was denn gestehen?

„Ich habe ja nichts zu gestehen, ich habe ja nichts, ich weiß nichts, Du mein Geliebter!“ wimmerte sie leise. „Ich habe es ja gethan, Dir zu Liebe . . . weil Du mich so seltsam geküßt hast . . !“

So weinte sie und schluchzte die lange Nacht und fand keinen Schlaf. Dann richtete sie sich sitzend im Bett auf, zog ihre Kniee an die Brust und hockte in dieser Stellung stundenlang im Bett.

Das Hemd war von ihrem linken Arm geglitten und schwer und schwerer sank der Kopf, und das volle Haar fiel nieder über die Schulter auf die weiße, junge Brust.

Wie ihr die Lippen brannten, wie sie vergebens rang, ein stammelndes Gebet um Rettung zu finden, wie ihr es in den Augenlidern zuckte, daß die Thränen langsam und heiß niedertropften auf ihre Hand und auf die Brust, auf die Knie.

So namenlos unglücklich hatte sie sich noch nie

gefühlt . . . „Wie habe ich das verdient“ schluchzte sie, „es war doch so gut, so gut, was ich gethan, und er hat so oft gesagt, was man thut aus ganzem Herzen, mit tiefer Liebe, das sei immer gut, das hat er gesagt“ . . . .

Da dachte sie daran, wo er jetzt sei, wie ruhig er schliefe. O er würde schon zu ihr kommen, wenn er wüßte, wie schwer sie litt, er würde sie wieder auf den Schoß nehmen, mit beiden Händen den Kopf halten, ihr den Mund küssen und die Augen und das Haar . . . und er würde sie wieder seinen Liebling, seinen Blondkopf nennen, gewiß, er würde ihr helfen. . . . Und sie schloß die Augen und dachte an ihn und sah ihn vor sich, mit seinen dunklen tiefen Augen und schwarzem Haar, und hörte ihn sprechen, so klug, daß sie sich so einfältig vorkam. Und wie er lachen konnte, . . . und küssen! . . .

Ihre Augenlider wurden müder und müder, und mit dem glücklichen Gedanken an den Geliebten schlief sie in später Nacht ein.

Der Mond hatte mit glänzendem blankem Silbergesicht zugesehen. Nun rollte er weiter durch die dunklen Wolken und ruhte nun allein rund und behäbig in bleichem Glanze am Himmel. Jetzt traf ein breiter Silberreif die Wand, jetzt das Bett der Schlafenden und nun flutete es silbrig und kühl über sie hin und liebkoste das Gesicht der Bleichen noch weißer. Sie schaute friedlich aus, nur auf den Backen lagen zwei große Thränen . . .

Am nächsten Morgen erwachte sie schwer und

müde. Sie fühlte sich wie zerschlagen, denn sie hatte zu kurze Zeit geschlafen. Noch halb im Schlaf erhob sie sich, denn sie hatte die Gewohnheit, sofort nach dem Erwachen das Bett zu verlassen. Mechanisch zog sie sich an; sie fühlte sich so matt, daß sie auf Augenblicke innehalten mußte.

Die heißen Augenlider und roten Wangen thaten ihr weh und ein dumpfer Hammerschlag lag pressend an beiden Schläfen. Wie wohl that das kalte Wasser ihrem Gesicht! Eben schlug die Uhr acht. Nun mußte sie sich beeilen, denn um halb neun mußte sie im Geschäft sein. Bei dem Worte Geschäft fiel ihr die ganze lange Gedankenkette ein, die sie gestern gedacht hatte, so oft, so unzählige Male oft, daß sie fast mechanisch sich abspann.

Geschäft — Flora — ach, ach, ihre Worte, — was soll das werden — Leo, komm, komm, Leo — — — Montag noch drei Tage, drei Tage . . .

Sie lehnte sich an den Waschtisch, denn sie zitterte am ganzen Körper.

Da war es wieder.

Da war es wieder — diese ziehende Schwere in den Beinen, dieser keuchende Reiz zum Brechen.

Das hatte ja Flora gesagt. . .

Diese Anzeichen! . . .

Mühsam paßte sie die enge Taille ihrem Oberkörper an, es schien ihr, als ob ihre Brüste so stark und weich geworden wären, daß sie den Atem einhalten mußte, um die Taille zuknöpfen zu können. Auch war sie so empfindlich, wenn sie dieselben berührte,

und die Adern schienen blau und klar durch die weiße Haut. Ach, nun hatte sie wieder jenen zum Sterben traurigen Verdacht. Das Gefühl, körperlich verwandelt zu sein, hatte sich so fest in ihrem Gehirn eingebohrt, daß sie förmlich darnach suchte, an ihrem Körper Veränderungen wahrzunehmen, die garnicht vorhanden waren, die noch garnicht vorhanden sein konnten.

Langsam trat sie in das Zimmer, wo die Familie Ernesti schon um den Kaffeetisch saß und auf sie wartete. Leise, mit tonloser Stimme sagte sie „guten Morgen", ging zu dem Jungen und küßte ihn auf den Mund, der grade ein mächtiges Stück Schrippe überwältigte. Dann ging sie zu ihrem Vater und küßte ihn auf die Stirn.

Das machte sie alle Morgen, denn sie liebte ihren Vater unendlich, den schwachen Mann, der nicht wagte den Mund aufzuthun, wenn ihn seine Frau ansah. Und sie fühlte so gut, wie er sie tief bemitleidete, wie es ihn schmerzte, wenn sie Tag für Tag nur böse und höhnende Worte hören mußte.

Heute, wie alle Morgen, machte er mit einem scheuen Seitenblick auf seine Frau eine abwehrende Bewegung mit dem Kopfe, als Helene ihn küßte, als wollte er seiner Frau zeigen, daß auch er mit ihr seine starrsinnige Tochter verdamme. Er hatte ja während seiner zwanzigjährigen Ehe sich eine kleine Diplomatie zurecht legen müssen und Helene fühlte diesen kleinen Kunstgriff der Furchtsamkeit wohl heraus. Das that ihr immer weh. Sie wußte ja, daß er

insgeheim Vieles gut machte, was die böse Laune seiner Frau verdorben.

Sie wußte, wie tief leid sie ihm that, sie, sein Liebling, sein Lenchen!

Er sah sie von der Seite an. Sein liebes gutes Mädchen, Tag für Tag immer stiller, einsilbiger und blasser und seine Frau zu ihr immer keifender und zänkischer, und zu allem mußte er schweigen. Da war sie zu ihm herangekommen. Sie hatte ihn auf die Stirn geküßt, ihn, der sie nie in Schutz genommen hatte, weil er es nicht durfte. Ach, am liebsten hätte er ihren Kopf in seinen Schoß gelegt und sie gefragt: „Sag, Lenchen, Du, thut's denn so weh? Du, sag', was Dir ist, Lenchen, sag' mir's in's Ohr" . . .

Aber er schwieg, wie er immer geschwiegen; er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und sah scheu auf seine Frau, was sie wohl jetzt wieder sagen würde.

Helene hatte sich hingesetzt und Kaffee eingeschenkt. Da hörte sie wieder die breite Stimme, die ihr an's Herz griff, wie eine eisige Hand:

„Wie sieh'ste denn wieder aus? So'ne rothen Augen! Natürlich wieder geheult . . . um den verfluchten Judenjungen natürlich! Und hier geht se rum und brummt und kann nicht's Maul aufthun, und ist muck'sch und tück'sch . . . Natürlich hat das gnädige Fräulein Recht und will noch was bei raus haben, weil 'se ein ordentliches Mädel bleiben soll. Du siehst ja, wie's Deiner Freundin gegangen! De Marie! Die ist was Feines geworden! Ich sage Dir aber,

daß ich das länger nicht mit anseh! So, oder so! Denn kann'ste aus dem Haus raus! Und alles um so'n Juden!"

Hochrot im Gesicht hörte sie auf und schenkte sich eine neue Tasse Kaffee ein. Emma blickte schadenfroh auf ihre Schwester, während der Vater mit gesenktem Kopf in seine Tasse sah. Er wagte nicht seine Frau anzuschauen. Er schämte sich vor seinen Kindern, namentlich vor Helene. Er bewegte die Lippen, erschrak aber sofort über sein Wagnis und schwieg.

Der kleine Junge, der nur fühlte, daß es sich um seine geliebte Schwester handelte, wäre so gern zu ihr gegangen, aber er getraute sich nicht, sondern aß mit großen, auf Helene gerichteten Augen weiter.

Diese hatte kaum ein Viertel der Tasse getrunken, als die Mutter ihre Worte begann.

Schwer setzte sie die Tasse hin und mit gesenktem Kopf hörte sie alles, alles.

Sie konnte keinen Tropfen mehr trinken, keinen Bissen mehr essen, ihre Kehle war wie von rauher Hand zugeschnürt.

Kein Wort traf sie verletzender, brutaler, als die Beschimpfung ihres Geliebten. Nur diese Worte schallten ihr, wie zehnfach verstärkt, in's Ohr.

Und da sah sie vor sich und las in seinen Blicken die stumme Frage: „Duldest Du das, mein Lieb?"

Sie wollte antworten, aber ihre Lippen zitterten heftig und kein Wort brachte sie heraus.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Sie stand auf und nahm Jaquet und Hut, um zu gehen.

Sie sah nicht auf, als ihr Vater fragte: „Willst Du nicht Kaffee trinken uud was essen, Lenchen, Du kannst doch nicht so ohne weggehen."

„Ich kann nicht, Papa!" antwortete sie und noch ein Wort brachte sie mühsam über die Lippen. Es sollte „adieu" heißen"

Diese Scene trug sich den Tag über dreimal zu, Morgens, Mittags und Abends, und täglich wiederholte sie sich mit unermüdlicher Regelmäßigkeit mit tausend kleinen Variationen, welche die Mutter und die jüngere Tochter erfanden, um die ältere von ihrer unsinnigen Leidenschaft zu dem „Judenjungen" zu heilen. Sie brachten ihr unendlich viele Wunden bei, denn ihr feiner sensitiver Charakter, das wußten sie, war so leicht zu verwunden.

Helene empfand es immer wie eine Wohlthat, das Haus verlassen und das Geschäft aufsuchen zu können, wo sie keine Schmähungen zu erwarten hatte.

Aber auch das war seit gestern anders geworden. Da war ja Flora.

Wenn diese auch schwieg, so waren ihre Blicke ebenso peinigend, höhnisch und beredt, wie die Schmähungen zu Hause. — Wo sollte das hinführen? — Sie sah kein Ende! . . .

Das rollte ihr immer wieder durch den Kopf, als sie die lange Straße hinabschritt. Sie ging rasch, denn es war bald halb neun.

Es war ein wunderschöner Morgen. Aus klarem

wolkenfreiem Himmel flammte die gelbe Sonnenkugel goldig auf das Häusermeer herab und tauchte die Dächer und Straßen in ein wogendes Meer von flimmernden Sonnenstrahlen. Noch hatten sie nicht das Pflaster aufgetrocknet von der nächtigen Kühle, noch wehte hin und wieder ein frischer Zug durch die Straßen, der die dörrende Glut kühlend dämpfte, aber dennoch störten die vorwitzigen Strahlen die Wandelnde, daß sie über den Damm schritt, um drüben in dem schmalen Schatten der Häuser weiterzugehen. Sie hatte heute so wenig Sinn für die vorübereilenden Leute, für die rasselnden Wagen. Mit vorübergesenktem Kopfe schritt sie weiter. Die meisten, die an ihr vorbeikamen, waren junge Mädchen mit Körbchen oder kleinen Packeten in der Hand, die gleich ihr in das Geschäft eilten.

Früher hatte sie als echtes Berliner Mädchen jedem frei in's Gesicht gesehen, namentlich ihre Colleginnen mit bekannter weiblicher Augenschärfe gemustert und oft gelacht, wenn sie einen komischen Hut gesehen oder die unternehmenden frechen Blicke der vorübergehenden Commis geringschätzig abgewehrt hatte. . . . Das war nun ganz anders.

Da drüben blitzten die Fensterscheiben ihres Geschäfts im Sonnenglanz stehend ihr in's Auge.

Eben ging ihre Collegin Flora in die Thür hinein.

Zitternd hielt sie einen Augenblick an, denn beim Anblick dieses Mädchens zog noch einmal der gestrige Tag, der Abend, die Nacht, der Morgen blitz-

schnell vor ihrem geistigen Auge vorbei, daß sie sich so elend, so weh fühlte, daß sie am liebsten hätte umkehren mögen, bevor sie ihre Collegin von Angesicht zu Angesicht sah.

Was hatte sie zur Antwort, zur Entgegnung, wenn sie deren Augen höhnisch auf sich gerichtet fühlte? Was für Worte? . . . keine!

„Guten Morgen!“ sagte sie leise, in die Thür tretend.

„N' Morgen“, antwortete der Chef gut gelaunt, „wieder erholt? Ja, das ist schön! Sahen aber auch gestern aus wie 'ne Leiche. Das haben Se davon, wenn Sie ein enges Corsett tragen!“

Nun stand sie im Hinterstübchen ihrer Collegin gegenüber. Diese lachte sie freundlich an mit ihren roten Lippen und blitzenden Zähnen, da aber begegnete ihr Blick dem des blassen Mädchens und aus den großen Augen las sie instinktiv heftige Abneigung und Kälte. Nun erwiderte sie diesen Blick mit gleicher Schroffheit; um ihre Lippen zuckte etwas wie Hohn und geringschätzig warf sie ihren dunkeln Lockenkopf zurück, als wollte sie zeigen, welch geringen Werth sie der Verachtung Helenens beimesse . . .

„Verachtung? fragte sie sich, was fällt ihr denn ein? Nun will sie noch die Beleidigte spielen, sie, die doch völlig in ihrer Hand, die sich wohl hüten sollte, ihren instinktiven Haß noch zu verstärken! Pah, zu lächerlich, sie und noch hochmütig sein! Diese Gans, froh sollte sie sein, daß sie nun etwas zu ihrer „Gesundheit“ thun könnte. . . . Was fiel ihr denn ein?“

Mit fröhlicher Miene nahm sie ihre Arbeit auf und ernst und schweigend Helene die ihre. Sie hatten beide ihre eigenen Gedanken.

Helene fühlte, daß ihre Gegnerin sie völlig in ihrer Hand hatte, und Flora kostete ihren Triumph aus, daß sich eigentlich hinter dem Schweigen ihrer Genossin bange Angst verberge.

Helene ahnte aus den frohen Mienen, aus der übermütigen Laune der andern mit wehem Schmerze heraus, daß jene ihres Verdachtes gewiß sei und sie durchschaue.

Und . . . Und . . . Und wenn sie selbst in das eigene Herz wühlte und hineinsah, unten, da ganz unten, da schien der Verdacht bei ihr selbst schon so festgewurzelt, daß sie keine neuen Gründe dagegen emporwinden konnte, sondern durch alle Schmerzen klang die schluchzende Gewißheit weinend und atembeklemmend hindurch.

Sie war so dankbar, daß sie den Vormittag auf dem Stuhl sitzen und nähen mußte, denn von heute ab durfte Flora von ihrem Uebelsein nichts mehr merken, das sich auch wieder mit unheimlicher Regelmäßigkeit und fürchterlicher Stärke einstellte. Hin und wieder mußte sie Fragen an Flora richten, oder Flora an sie, Fragen rein geschäftlicher Natur, und dann sah sie nie auf, sondern sprach leise und tonlos.

Aber deutlich fühlte sie, wie dann der Blick der Anderen höhnisch und triumphierend auf ihrem Angesicht ruhte.

So vergingen der Vormittag, so der Nachmittag,

so die folgenden Tage. Im Geschäft immer die zum Sterben traurigen Verstellungsreihen, zu Hause keifende Worte und Anklagen, die stummen Blicke des alten Vaters.

Wie war ihr das Leben eine Last.

Wenn sie sich ein Jahr zurückdachte, da schien es ihr, als läge diese Zeit fern, ganz fern, eingesargt in dunkeln Särgen, darüber dreifache Erdschicht. Früher fand sie vor den Vorwürfen ihrer Mutter Erlösung in geschäftlicher Thätigkeit, aber seit jenen Worten Flora's war ihr der Aufenthalt im Geschäft zu gleicher Qual erstarrt.

Dazu kam nun ihr Unwohlsein, ihre Unlust zur Arbeit.

Da fand sie noch Ruhe in dem dunkeln Weben der Nacht! Aber was war das für eine Ruhe! Sie konnte ja so schwer einschlafen und was thun als denken . . . als denken . . . als die alten Gedanken von neuem durchweinen. Sie hatte ja nur den einen Hauptgedanken: „Du wirst Mutter", und an diesen schloß sich eine Kette anderer wirrer, entsetzlicher an, wie Ring an Ring.

Und jeder Gedanke ein Vorwurf, jeder Vorwurf ein Dolch, jeder Dolch eine Wunde, jede Wunde zahllose Thränen!

Wenn sie dann am Schluß der Gedankenreihe angekommen war, dann saß sie aufrecht im Bett, den Kopf in beide Hände gestützt, bitterlich weinend . . .

Sie fand nur eine Hilfe, er, das war er, Leo.

Und nun waren es noch drei Tage, nun zwei,

nun noch einer, und sie konnte ihn sehen, ihn sprechen, ihm sagen, was sie litt . . .

Er mußte ja helfen können; sie that es ja um ihn, um ihren Guten, Einzigen, nur um ihn, und er würde schon gut zu ihr sein und . . . Es war ja so lieb, so lieb, was sie gethan!

Wenn es glühend heiß war, an dem tief schwarzen klaren Himmel Millionen funkelnder Sterne hinunter blinzelten und der bleiche Mond durch's Fenster fahlte, da stieg sie aus dem Bett und in Pantoffeln, mit einem Tuch bekleidet, saß sie still und verlassen am Fenster und starrte in die finstere Nacht hinaus.

Immer schweiften ihre Gedanken hin zu ihm und fragten mit leise bebenden Lippen, wo er jetzt sei, wie er schlafe, und sie wünschte ihm tausend goldige Träume, und dann lehnte sie den rechten Arm auf das kalte Fensterbrett, stützte den Kopf in die Rechte und lächelte glücklich über den Gedanken, jetzt bei ihm sein, und jetzt ihn in Schlaf küssen zu können.

Wie sie dann seufzte und glücklich und verloren den breit lachenden Mond ansah . . . wehmütig anlächelte, bis ein Windstoß sie in das Bett zurücktrieb und sie fröstelnd bis an den Mund die Decke emporzog. Ohne die glücklichen Gedanken an ihn schlief sie nicht ein. So dachte sie sich immer in der Erinnerung den Augenblick zurück, wo ihr Kopf in seinen Schoß gelegen, er ihr tausend närrische Namen in's Ohr geflüstert, ihre Augen, Haar, Stirn, Mund und Hals geküßt hatte. Dann schloß sie selig lächelnd die Augen und schlummerte ein. — — —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Den Sonntag darauf hatte Frau Ernesti dem Drängen ihrer jüngsten Tochter nachgegeben und sich einer Landpartie „per Dampfer“ angeschlossen. Sie hieß Helene nicht mitkommen, da diese wieder ihr Übelsein vorschützte und erst um zwei Uhr aus dem Geschäft kam, während sie schon um ein Uhr abfuhren, ferner hatte der Kleine einen starken Husten und mußte auch zu Hause bleiben. Da nun die beiden Kranken nicht allein das Haus hüten konnten, so war auch ihr Vater glücklich, als seine Frau nichts dagegen einwandte, als er zaghaft seinen Wunsch aussprach, gleichfalls zu Hause zu bleiben.

Seine Frau war heute in guter Laune und hatte sich des Morgens sogar nur mit ein paar grimmigen Blicken begnügt, die sie Helenen zuschleuderte.

Als sie eine Stunde fortwaren, kam diese aus dem Geschäft. Nachdem sie gegessen, schob sie den

alten Lehnstuhl an das offene Fenster, legte das von ihr gehäkelte Kopfpolster zurecht, nahm die lange Pfeife ihres Vaters, stopfte sie und gab sie ihm. Und wie er sich freundlich lächelnd und wohlig in den Lehnstuhl drückte und sie dankend ansah, preßte sie seinen Kopf gegen ihr wild klopfendes Herz und küßte ihm das spärliche graue Haar. Sie wußte nicht, warum sie es that. Aber es that ihr wohl. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl, ihm gegenüber ans offene Fenster, während der Kleine zwischen ihnen es sich auf der Fußbank bequem gemacht hatte.

Sie fühlten instinktiv ihre Zusammengehörigkeit.

Still war es auf der Straße. Nur wenig Fußgänger unten. Drüben, auf der andern Seite der Straße, innerhalb der Hausthür, standen ein paar Dienstmädchen, die heute nicht ausgehen durften, mit roten Gesichtern und steifen weißen Schürzen, mit drallen Armen und Hüften und braunroten rauhen Händen. Ab und zu tönte ihr lautes Kreischen und Lachen in das stille Zimmer herauf.

Blau lag die endlose Fläche des Firmaments da. Wie ein gelbes heißfunkelndes Auge flammte die Sonne hernieder durch die wogende blütenwürzige Sommerluft auf die Häuser, daß die Fenster leuchtende zuckende Flammen aussandten, und wechselnd Schattenbilder riesengroß an den Häusern entlang tanzten. Eben flogen ein Paar Spatzen auf, und ihre Schatten huschten adlergroß blitzschnell über die graue heiße Mauer des gegenüberliegenden Hauses.

Sie weckten Helene aus ihrer apathischen Ruhe.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Wenn sie nur das Denken los würde!

Da saß der Vater bei ihr und las mit dampfender Pfeife die Zeitung, indeß der kleine Hans zum hundertsten Male das Bilderbuch von „Hans, guck in die Luft" ansah und den Hans auslachte, der immer den Mund aufsperrte, immer nach oben guckte, bis er in einen Graben voll Tinte gefallen war und dann wie ein schwarzer, pechschwarzer Mohr herauskam, wie man ihn dann unter dem Jubel seiner Freunde unter die Pumpe stellte und mit einem großen Schrubberbesen das Gesicht reinputzte. Diesen Hans fand er zu dumm! Da war er doch ein ganz anderer Kerl! Aber leid that ihm der Hans doch. Und dann dieser große Schrubberbesen! Er schauderte, wenn er daran dachte, daß Mama morgens statt des Waschschwamms den großen Besen einmal nehmen könnte. „Brrr", sagte er und machte ein verzweifeltes Gesicht.

„Du, Lene, Lene", flüsterte er plötzlich, und als sie ihn nicht sofort ansah, puffte er sie energisch mit seiner kleinen Faust ans Kniee, „Du, Lene, hat Dich Mama auch schon mal mit'n Schrubber gewaschen?" Sie sah wie von einem Traume aufgestört zu ihm hin und erblickte sein ängstlich fragendes Gesicht.

Dann lachte sie leise:

„I, wo, Du Närrchen!"

Wie ihn das beruhigte!

Und von einer großen Angst befreit, vertiefte er sich weiter in sein Bilderbuch. Nun benutzte er Helenens Schoß als Unterlage und sie ließ ihn ruhig gewähren, selbst wenn er im Eifer des Genusses seines

Bilderbuchs mit seinen Fäustchen auf das Buch herumhämmerte.

Sie war ja im Geiste ganz wo anders.

Das Kinn in der Rechten vergraben, sah sie empor in das unendliche, wolkenlose Aetherblau und mit einem glücklichen Lächeln dachte sie wieder an ihn, an morgen, und dann mußte ja alles Leid aus sein, wenn er kommen würde, wenn er bei ihr war, denn er würde gewiß helfen, gewiß, denn er liebte sie ja, wie sie ihn liebte, „o Du mein . . ."

Da raschelte neben ihr die Zeitung. Als sie den Kopf ihrem Vater zuwandte, bemerkte sie, daß er sie mit ernsten Augen ansah und sie hatte die unruhige Empfindung, als wenn er etwas zu sagen hätte.

„Willst Du was, Papa?"

„Ja, mein Kind! Hast Du in letzter Zeit wieder mal Deine Freundin Marie gesehen?"

„Nein, Papa, seitdem ich mich mit ihr gezankt habe wegen des Studenten, Du weißt ja" — hier sprach sie stockend, langsam, mit blutrotem Gesicht — „seitdem nicht ein einziges Mal. Wieso kommst Du denn darauf?"

Als sie jetzt an die Scene vor einem Jahre dachte, wo sie ihre Freundin gewarnt hatte, vor allem, was sie nun selbst gethan, da fühlte sie eine unnennbare Scham, eine tiefe Sehnsucht, ihrer lieben alten Schulfreundin abzubitten, was sie für böse, häßliche Worte gesprochen.

Wie schlecht kam sie sich vor, wie niedrig und heuchlerisch!

Das fiel ihr so schwer auf's Herz, und ein heißer Strom durchflutete sie sehnsüchtig, wieder gut zu machen, was sie in unberechtigtem Mädchenstolz gesagt.

Wenn sie jetzt zu ihr gehen und ihr beide Hände entgegenstrecken und ihr sagen würde: „Marie, verzeih' mir!" — sie war immer ein gutes Mädchen — dann würden sie wieder die drolligen Geschichten aus der Jugend und Schule erzählen und lachen und plaudern, dann würde sie, Helene, wenigstens eine Einzige haben, der sie ihr Leid erzählen, bei der sie Verständnis und Teilnahme finden würde.

Wieso kam es, daß sie nicht früher an Marie gedacht?

„Papa, wirklich, es thut mir leid, daß wir auseinander gekommen sind, so leid, aber ich war ja Schuld daran . . . Aber wie kommst Du wieder heute auf Marie, Papa?" fragte sie forschend.

„Sie ist nämlich sehr schwer krank — — — ja, schwer krank — — — glaube sogar sehr schwer" . . . Er sah ratlos zum Fenster hinaus. Er wußte ja viel mehr! . . . „Das arme Mädel. Mama traf heute früh ihre Mutter in der Markthalle und daher weiß sie es. Mama wird's Dir schon morgen erzählen. — Ja, ja, das arme Mädel!" . . .

Alles Blut war ihr aus dem Angesicht gewichen und die Lippen waren weiß wie Kreide.

Gab es denn keinen Tag, wo nicht die Zahl ihrer Schmerzen wuchs, nicht einen Tag ohne Kummer und Thränen! Und nun noch ihre Marie schwer krank, vielleicht gar schon . . .

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Der Gedanke hatte für sie etwas unendlich Wehes.

„Sie darf nicht von mir gehen, ohne meine flehentliche Bitte um Verzeihung gehört zu haben, ohne daß sie zu der Kranken gesagt hätte: „Du bist ein gutes, engelgutes, reines, himmlischreines Mädchen“ und ich bin schlecht, sehr schlecht . . .“

Wie ein Wehelaut rang es sich aus ihrer Seele.

„Ich möchte jetzt zu ihr, Papa!“ Laß mich. Ja? Papa? Nur fragen, wie's ihr geht, nur ein paar Worte fragen, daß ich etwas Ruhe finde, lieber Papa. Es thut mir so weh, daß sie schwer leidet, jetzt, wo wir böse sind!“

„Nein, Lenchen, Emma geht ja vorbei und sie wollte auf dem Wege nach der Dampferstation mit hereingehen.“

Er wurde ganz unruhig, denn er hatte die Unwahrheit gesagt.

Er überließ die eigentliche Enthüllung lieber seiner Frau, denn er wollte um keinen Preis seinem Liebling bis in's Herz wehe thun. Und das geschah, wenn er alles erzählte.

Sie aber hielt es nicht aus in dem warmen Zimmer, stand heftig auf, daß das Bilderbuch ihres verdutzt aufschauenden Bruders auf den Boden glitt und ging in ihr Zimmer.

Sie zitterte heftig, daß sie sich an einem Bettpfosten stützen mußte.

All die schluchzenden Gedanken, die herzschnürenden Vorwürfe hasteten wieder in rasendem Tanz nach ein-

ander an ihr vorbei und zuletzt kam der Gedanke an ihre kranke Freundin hinterdrein.

Da konnte sie nicht anders, schwer sank sie auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Sie ahnte ihr eigenes Schicksal.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war Abend. Die Uhr schlug schwerfällig elf. Ihr Vater und ihr Brüderchen schliefen schon, indeß sie, bekleidet mit einem Unterrock und einem Tuch um den Oberkörper auf dem Bett lag und in fürchterlicher Unruhe auf die Heimkehr ihrer Mutter und Schwester wartete.

So lag sie schon eine Stunde, scheinbar regungslos und starrte wie geistesabwesend nach der Decke. Endlos schienen ihr die Minuten hinzugähnen.

Sie konnte nicht mehr geregelt denken, sondern bunt, in krauser Fülle, stürmten die Eindrücke der letzten Wochen auf sie ein, wahllos, ziellos rollte ihr die schwere Masse der Gedanken, einen herben Kampf mit einander um ihre Aufmerksamkeit kämpfend, durchs Hirn, bis einer, ein neuer, durch seine stechende Wucht und Neuheit zuerst an der Schwelle des Bewußtseins emportauchte und sie ganz gefangen machte.

Es war der Gedanke, der sie nicht verließ: „Das Schicksal Deiner Marie, ist es nicht Dein eigenes?"

Da tauchte plötzlich die Vorstellung in ihr auf: Marie sei schon vielleicht tot, denn ihr Vater sprach ja von einer sehr schweren Krankheit!

Dann machte sie sich mit dem Gedanken immer

mehr und mehr vertraut. Gerade weil er ihr einen fürchterlichen Schmerz bereitete!

Sie war jetzt gewiß schon tot.

Dann hatte wieder der Gedanke nicht viel Schreckliches für sie. Wohl empfand sie ein schwertscharfes wehes Gefühl, weil sie sich nicht ausgesöhnt mit ihr, weil sie heuchlerisch kindischen Stolz gezeigt hatte. Aber wenn Marie die Schmerzen und Qualen, die physischen und seelischen, erlitten, wie sie, dann mußte ihr der Tod kein Feind, sondern ein erlösender Freund gewesen sein.

Ihre Gedanken verwirrten sich. Einer haftete den andern nieder.

Viel tiefer grub sich der Gedanke an ein gleiches Schicksal in ihr Hirn ein, er verursachte ihr keinen eigentlichen Schmerz mehr, sondern sie fühlte ihn, wie einen ungeheuren dumpfen Druck auf der Seele.

Nun schlug es halb zwölf. Dieses zweimalige Tick, Tick brachte sie wieder in die Gegenwart zurück, vermochte aber doch nicht ganz den Verlauf ihrer müden Gedanken zu durchbrechen. „Das bist Du, das bist Du!“ murmelte sie apathisch und besann sich erst beim Klang ihrer Stimme, was diese Worte zu bedeuten hätten . . .

Da wurde unten kreischend die Hausthür aufgeschlossen. Mit einem Ruck erhebt sie sich und horcht.

Da kommen Schritte die Treppe herauf und halten vor der Korridorthür.

Sie öffnet dieselbe.

Sie zittert heftig.

„Nun, Lene, so lange aufgeblieben? Leg Dich doch hin.“ Die Worte ihrer Mutter, die ihre Tochter den ganzen Tag nicht gesehen, klangen gütig.

Der Mond schien durch das Treppenfenster gerade in die Korridorthür hinein und machte das blasse schmale Gesicht des Mädchens noch blasser.

„Ich wollte nur hören, was Marie macht?“

„Marie?“ fragte die Mutter. Wieder die gleiche Milde.

„Hat es Papa Dir denn nicht gesagt, mein Kind?“

Sie friert heftig.

Sie ahnt, was kommen soll. „Sie ist tot, Mama, nicht wahr?“

„Ja, gestern Abend schon. Na, nun gehe aber ins Bett und weine nicht so viel. Ich werde Dir morgen schon alles erzählen. Ja, ja, das kommt davon!“

Nun hatte sie es gehört, ihre Ahnung sich erfüllt.

Ein erstickter Laut erschallt leise, der „gute Nacht“ heißen soll.

Sie spricht kein Wort weiter, sie weint nicht, sie schreit nicht.

Unhörbar geht sie in ihre Kammer, reißt das Tuch herab und setzt sich auf die Bettkante. Schwer sinkt ihr Oberkörper vorn über.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Wer ihr jetzt einen Giftbecher gereicht hätte, sie hätte ihm die Hand geküßt vor Dankbarkeit.

. . . Der Mond wußte, wie sie die Nacht zugebracht. Der hatte mit breitem Plattgesicht ins Zimmer hinein gelacht, wie gewöhnlich. Das hatte er so oft gesehn.

Was ging ihn denn die ganze Sache an? . . .

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nun war der Montag gekommen, wieder ein herrlicher heißer Sommertag. Heute Abend mußte sie ihn sehen und dann alles, alles gut werden. Das war ihr erster Gedanke, als sie mit schlafroten Wangen und thränenheißen Augenlidern aufstand. Er drängte sogar den Gedanken an ihre tote Freundin ein wenig zurück. Sofort als sie die Nachricht von ihrem Ende erfahren, war es ihr heißer Wunsch gewesen, sie noch einmal zu sehen. Und das sollte heute noch geschehen.

Aber den Abend hatte sie ja für ihn, also konnte sie nur des Mittags zu der Toten.

Wie es sie schmerzte, wenn sie an das Totengesicht ihrer lustigen Marie dachte, an ihren Streit, an ihre eigene Herzensschlechtigkeit. . . .

Dabei wandelte es sie an wie eine bange Furcht, denn aus den toten Zügen mußte es ja zu ihr sprechen, wie stumme Anklagen, wie lautlose Vorwürfe, wie mahnende Warnungen.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Sehnsüchtig wünschte sie, der Tag wäre vorüber und der Abend da; denn sie hatte unter der Wucht der trüben Nachricht und unter den tiefen körperlichen und seelischen Leiden in der Nacht kein Auge zugethan und fühlte sich zum Umfallen müde. Und dabei stand ihr ein langer heißer Tag voll Arbeit bevor. Wie dankte sie ihrer Mutter insgeheim, daß sie, während die Familie am Kaffetische saß, heute kein Wort des Vorwurfs hatte, wie sonst, daß sie von ihrer Freundin schwieg. Mit geheimer Angst erwartete sie die Schilderung der Todesursachen Mariens aus dem Munde ihrer Mutter — sie ahnte dieselben ganz dunkel, sie brachte sie angstvoll mit ihrem eigenen Leiden in Verbindung, sie konnte diesen Gedanken nicht von sich bannen — — — — doch nichts von alledem erfuhr sie.

Als sie ihren hellen Sommerhut aufsetzte, leise „Adieu“ sagte und die Straße erreichte, die von wogendem Sonnenlicht dampfte, da athmete sie tief auf, unaussprechlich tief. . .

Der Vormittag verlief, wie sie es geahnt hatte. Endlos lang, unsagbar mühselig.

Zu ihrer todestraurigen Stimmung affectirte ihre Collegin Flora eine überlustige Heiterkeit. Sie lachte und sang und tollte, wenn sie allein waren mit der jüngsten Verkäuferin und ließ Helene fühlen, daß sich ihr Benehmen gegen sie wandte. Flora wußte, wie weh einem Traurigen helles Lachen und laute Lustigkeit that, namentlich aber der so ungemein reizbar gewordenen Helene.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Diese zitterte zuweilen unter dieser boshaften Lustigkeit und wand sich unter den fein gezielten Nadelstichen ihrer Anspielungen, deren Inhalt nur sie verstand.

Aber sie biß sich die Lippen wund, um nicht einen Laut des Schmerzes oder Unwillens auszustoßen. Diesen Triumph sollte ihre Feindin nicht genießen.

Nur einmal packte sie namenloser Zorn, daß sie die Hände fast schmerzhaft energisch ballte, aber sofort verfiel sie in einen Zustand wehrloser Schlaffheit, die ihre Füße wieder schwer und unsagbar träge machte.

Sie erschrak.

Sie fühlte sich wieder ihrem eigenen Ich entfremdet und war betroffen, daß ihre Gefühle sich nur in Extremen ausladeten. Dieser Wechsel in ihren Stimmungen war ihr früher nie so auffallend erschienen wie eben jetzt.

Seitdem Flora durch jene unseligen Worte ihr den Gedanken eingeflößt hatte, ihr Zustand sei Folge einer Sünde . . . einer Sünde . . ., seitdem dieser Gedanke sich mit unheimlicher Schärfe eingebohrt hatte, seitdem sie ihn sich förmlich angewöhnt hatte, mit der wahnsinnigen Lust der Selbstpeinigung, war sie dem Extrem verfallen, der Sucht, jede Veränderung ihres Ichs, jedes unbedeutende Symptom als Bestätigung ihres Verdachts aufzufassen.

So erschien auch ihr unbegreiflicher seelischer Zustand ihr nur als eine Begleiterscheinung, als ein neuer Beweis ihrer Mutterschaft.

Sie atmete tief.

Es klang wie ein schwerer, schwerer Seufzer.

Abends, Abends, dann wird ja alles gut, dachte sie sich.

Was sie darunter verstand, wußte sie selbst nicht, sondern sie hatte nur das unbestimmte Lustgefühl einer seelischen Befreiung, wenn sie bei ihm war, wenn sie ihn küßte, wenn sie ihm das Haar streichelte, wenn sie ihn wieder sagen hörte: „Mein süßes Lieb, mein Blondkopf!“ . . .

„Ach, wenn der Abend schon da wär!“ —

Eben schlug es halb zwölf. Sie setzte ihren Hut auf sagte Adieu und ging.

Jetzt kam der schwere Gang zu ihrer toten Freundin.

Sie hatte kein Auge für das wirre Straßentosen, für die hastenden Menschen rings herum, für die stechende flammende Sonnenglut, die brütend in den Straßen dampfte.

Fast apathisch eilte sie die breiten sonnigen Straßen hinab und erreichte in einer Viertelstunde das Haus in der Klosterstraße.

Nun steht sie mit wogender Brust vor der Thüre der Wohnung im dritten Stockwerk; das Herz schlägt ihr hörbar und ihr Athem keucht heftig von dem hastigen Emporsteigen der steilen Treppen.

Sie wagt aus instinktiver Scheu nicht zu klingeln, sondern klopft leise an.

Einmal.

Alles still.

Noch einmal.

Dann hört sie schwere Tritte und nun öffnet sich die Thür, und Mariens Tante, eine kleine runde Frau, in schwarzer Kleidung guckt sie überrascht an. Die Thüre schließt sich.

Da rollen der kleinen Frau die Thränen über die roten Backen, als sie Mariens ehemalige einzige Freundin sieht. Sie ergreift ihre rechte Hand und drückt sie krampfhaft.

„Ach, Sie liebes jutes Freileinken, es is so schön von Ihnen, daß Se noch einmal zu Marien kommen, und se sehen wollen. Des is so schön von Ihnen, und Se sind ooch so'n jutes Freilein immer gewesen zu Marien. Ach, des is ja zu traurig, sag' ick Ihnen, und das arme Mächen is noch so jung, und nu is et vorbei, sag' ick Ihnen, und se hat immer nach Sie gefragt und von Ihnen gesprochen und nun sind se noch so gut zu ihr und kommen zu ihr, sie zu sehen. Ach, wat sie allens ausgehalten hat, sag' ick Ihnen, so in de letzten Tage, nee, in de letzten Wochen schon, sag ick Ihnen, ach et is zu traurig. Aber nu werd ick se Ihnen zeigen, aber se sieht garnicht mehr so jut aus, Freileinken, se nehmen 't ihr nicht übel, und et is so traurig, sag ick Ihnen" . . . .

Während ihr noch die Thränen über die runden Backen rollten, nahm sie dem totblassen Mädchen den Hut ab, hing ihn behutsam auf, und ging mit ihr nach dem Vorderzimmer.

Vor der Thür hielt sie einen Augenblick an und wischte sich die Thränen mit der schwarzen Schürze

aus den Augen. Dann öffnete sie die Thür und langsam und leisen Schrittes folgte ihr Helene.

Es war ein zweifenstriges Zimmer, das durch die halb herunter gelassenen Holzjalousien in leisem Halblicht lag.

Scharfe Carbolluft, tiefe Stille, manchmal fernes Brausen von der Straße herauf.

Da lag die Tote auf dem matt beschatteten Bett unter einem Laken von schimmernder Weiße.

Eine kleine Erhöhung verriet die Stelle, wo der Kopf lag.

Nun standen die Beiden vor dem Bett.

Beide Hände des Mädchens preßten sich gegen die wildschlagende Brust, in der Kehle stieg es ihr empor, wie ein rauher beklemmender Knäuel und aus dem Angesicht floh alles Blut. Wie es ihr in den Ohren sauste, in den Schläfen hämmerte!

Behutsam faltete die kleine Frau mit ihren roten fleischigen Händen, die von dem weißen Leinentuche scharf abstachen, dasselbe zurück, so daß Gesicht und Hals des toten Mädchens frei lagen.

Die Totenstarre hatte noch nicht vermocht dem Mädchen die Weichheit der Gesichtslinien zu nehmen, jedoch die beiden scharfen von Kummer zeugenden Höhlungen in den Backen vertieft, so daß das wachsbleiche Gesicht schmal und lang aussah. Sorgsam waren die Haare geordnet und um den Kopf und Kinn schlang sich ein weißes Tuch, damit die Lippen geschlossen blieben. Durch diese weiße Umrahmung erschien das schmale und liebliche Gesicht noch wächserner.

Schattige Halbdämmerung lag wohlig auf dem Antlitz und sie und die lautlose Stille gaben dem Raume einen Hauch, eine Vorstimmung von Kirchhofs-frieden und -einsamkeit.

Die kleine runde Frau mußte immer wieder die Thränen trocknen. Aber sie konnte nicht lange schweigen.

„Nich wahr, liebes Freileinken, se sieht noch immer janz hübsch aus, blos nur so, een bisken mager, nich wahr, se sieht doch noch janz jut und hübsch aus. Se hat aber gewußt, daß se sterben muß, janz jut hat se's jewußt. Und wenn se gesagt hat: „liebe jute Tante, ich will ja so gerne sterben, . . . das hat se gesagt! da habe ick ihr immer jesagt, das sagt kein ordentliches Christenmächen, und dann hab' ick immer mit ihr gelacht, um ihr det auszureden, aber ick sage Ihnen, liebes Freilein, nachher bin ich immer in die Küche jegangen und hab mir sattgeweint. Det hat se ooch mal jemerkt und mir janz groß angesehen und hat mir an die Hände genommen und geküßt. Ja, det hat se jethan! Ich hab sie ja jehalten wie mein eigenes Kind, und mein Mann ooch, denn wir haben ja keene Kinder nich, und da haben wir se zu uns genommen, ihre Mutter wollte se ja nich mehr im Haus sehen, und se is ooch immer een jutes Mächen zu uns gewesen, und daß se da mit dem Studenten das gehabt hat, des is zu traurig, sag ick Ihnen, Freileinken. Wegjereist is er und se hat ihm geschrieben, alle Woche een, zwee Mal, und er hat ihr nich geschrieben, nur eenmal, am Donnerstag war et vor Pfingsten, een Mal hat er jeschrieben, det sie ihn

nicht beläſtigen ſoll, ſo ſtands drin und er weeß von niſcht, . . . und da ſtand keen Name drunter . . . und da is ſe krank geworden, denn ſie hat ſo'n Gift genommen von ſo'ner alten Hexe aus der Zeitung, und da kam es raus, und da kam ſie zu uns, ach, wenn ick Ihnen allens ſagen ſoll, et is ja zu ville, und von Ihnen hat ſe oft geſprochen, und ick ſoll ſe grüßen und dann hat ſe ſo oft zu Ihnen ſchreiben wollen, Freilein, aber ſe hat ſich nicht jetraut, und immer jeſagt, ihr Lenchen wär ſo gut und ſie ſo ſchlecht und darum paſſen ſe nicht mehr zuſammen ja, ja, det hat ſe jeſagt, und da haben wir ſe gefragt nach ſeinem Namen, aber den hat ſe nich jeſagt, nur immer geweint hat ſe dann und jeſagt: „Er war nicht gut zu mir, aber ich will jut zu ihm ſein, und ick wünſche ihm allens Jlück, und noch mehr hat ſe von ihm jeſagt, ach, wenn er det gehört hätte, dann hätte er ſe jewiß jeheiratet, nich wahr; ach, ſe war ja ſo'n jutes Mächen . . .

Helene war in die Kniee geſunken und hatte den Kopf auf das Kopfkiſſen Mariens gelegt.

Wahnſinniger Schmerz, weinende Wehmut, durchjagten ſie. Sie hätte jetzt ſterben mögen, am liebſten mit ihrer toten Freundin den Platz getauſcht oder neben ihr gelegen. Immer wieder ſtand neben ihr das höhniſch flüſternde Geſpenſt ihrer Schande, des eigenen gleichen Schickſals.

Es wäre ihr eine Wohlthat geweſen, jetzt laut und ſinnlos ſchreien zu können; doch ihre Kehle war

heiser und trocken. Sie brachte nur dumpfe stöhnende Laute heraus.

Dicht lag ihr Kopf neben dem der toten Marie.

In tiefem gebrochenen Schluchzen und Weinen erzitterte ihr Körper konvulsivisch, indeß der Kopf immer tiefer in das Kissen sank. Nun berührte ihr Haar fast das der Toten.

Sie glichen sich beide so sehr. Das gleiche blasse vergrämte Gesicht, die gleichen Schmerzen . . .

Die kleine Frau hatte eine unversiegbare Thränenquelle. Sie weinte immer weiter und weinte eigentlich ganz gern. Trauer war ein so angenehmes Gefühl und Tröstung weckte ein gleiches. Dem fassungslosen Schmerze des Mädchens gegenüber wußte sie sich keinen Rath, denn sowohl ihre Trauer wie ihre Thränen, selbst ein mehrmaliges tiefes Seufzen störten die Weinende nicht.

Da nahm sie die Schürze vom Gesicht, seufzte noch einmal tief und ließ die beiden allein . . .

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nun stand sie wieder auf der Straße. Eine glühende Hitze flammte ihr aus dem heißen Pflaster entgegen, aus der schweren Stickluft, aus dem hellblauen Himmel. Die Sonnenseite der Straße war menschenleer, indeß auf der Schattenseite sich die Menge schwitzend, Taschentuch schwenkend und Stirn trocknend mißmutig und träge weiterschob. Sie zog ihre kleine Uhr hervor und erschrak, als sie schon halb zwei anzeigte.

So war sie also eine ganze Stunde bei ihrer toten Freundin gewesen. Was sie in dieser unendlich langen Zeit durchlebt und durchfühlt hatte, das schien ihr das Höchste zu sein an bangen Qualen, an dunklen Leiden, an schluchzender Reue, was sie je erlitten.

Jetzt sah sie erst, daß sie ihren weißen Hut noch in der Hand hielt und sie setzte ihn apathisch auf.

Sie fühlte nichts, nur ein unsagbar müdes Gefühl stumpfer Gleichgültigkeit hielt sie gefangen und

machte sie fühllos für die Umgebung, für den Straßenlärm, für die brütende Hitze.

Sie konnte aber nicht mehr nach Hause, um Mittag zu essen, dazu war es zu spät.

Schwer schritt sie weiter.

Sie wagte niemand anzusehen, denn es schien ihr, als schrie auf ihrer Stirn ein flammendes Zeichen ihre Leiden, ihre Thränen, ihre Schande aller Welt zu.

Da kamen hinter ihr zwei junge Leute, deren lautes Sprechen und Lachen ihre Nerven empfindlich widerwärtig berührte. Nun trennten sie sich und gingen an beiden Seiten an ihr vorbei, sahen ihr scharf in's Gesicht und lachten sie frech an.

„Du, Paul, famose Taille und feines Gesicht! Zum Anbeißen! Ja, Du, die hat geweint. Die könnten wir am Ende trösten!“

Sie lachten beide.

Helene schaute ihnen groß nach. Das waren wieder zwei der Judenjungen, die sie so sehr haßte und ihr Leo noch mehr.

Da war sie wieder in Gedanken bei ihm.

„Heute, heute, ach, und dann wird ja alles gut.“ sprach sie leise vor sich hin.

Sie empfand ein dunkles Hungergefühl und einen brennenden Durst. Sie mußte etwas genießen und daher ging sie in eine nahe, ihr bekannte Conditorei und bestellte sich Kaffee und ein Stück Kuchen. Sie war froh, daß niemand in dem dunkeln schattigen Hinterzimmer war, daß sie allein sein konnte. Sie kannte dieses Zimemr wohl, denn hier hatte sie

manchmal mit ihrer Marie gesessen, wie sie, die Schulmädchen, das naive Bedürfniß zu naschen gehabt hatten. Wer von ihnen Geld hatte, mußte die andere freihalten, bis sich diese bei der nächsten Gelegenheit revanchierte. Und das Lachen und Kichern, das Beratschlagen, ob man Windbeutel oder Mohrenköpfe essen solle, das befangene Bestellen, das Kosten und Wegnehmen, die Sehnsucht, noch eine zweite Portion zu essen, das Fräuleinspielen beim Bezahlen, das Gefühl gemeinsam begangenen Verbrechens, die verständnisvolle Erwartung auf seine Erneuerung, sie hatten beide alles gemeinsam empfunden, hier auf diesem Sopha, wo Helene auch jetzt wieder saß. Diese Windbeutel und Mohrenköpfe hatten heute garnichts Lustiges und Verführerisches für sie, sie fühlte nur das Emporsteigen alter lieber Jugendbilder, die sie längst verwischt geglaubt, und nun zeigten sie sich wieder in ihrem Bewußtsein in altem kräftigen Glanze und weckten in ihr ein weiches Schmerzgefühl, eine leise Wehmut.

Einen Augenblick huschte ein sanftes trauriges Lächeln über ihre blassen Züge, es war ein schwacher Rest von der Glückseligkeit, die sie beide empfunden hatten in den Tagen, wo sie leidenschaftlich — Windbeutel und Mohrenköpfe geliebt.

Sie faltete die Hände in ihren Schoß und dachte lange nach . . .

Nun war es in 10 Minuten zwei Uhr. Hastig zahlte sie und stieg auf die Pferdebahn, um zur rechten Zeit das Geschäft zu erreichen. Jetzt hatte sie

ihre tote Freundin noch einmal gesehen und damit ihren Wunsch erfüllt. Nun war nur noch einer, der ihr ganzes Sinnen gefangen nahm und sich abhob von dem dunkeln Untergrunde ihrer Trauer um die tote Freundin, wie der bleiche Mond im schwarzen Fluß. „Ihn sehen", das war jetzt der rote Faden, der sich durch ihre wirren Gedanken schlang — — —

Die Uhr schlug jetzt sieben. Nun noch eine halbe Stunde und sie konnte ihn sehen. Sie wurde aufgeregt und machte ihre Arbeit weiter, indem sie alle paar Minuten nach der großen Wanduhr sah. Sie fühlte von der furchtbaren Ermattung nichts mehr, die sie Nachmittags gequält hatte, nichts von dem schweren Unwohlsein, das sie auch heute nicht verschont hatte.

Unruhig schaute sie auf und blitzschnell zu ihrer Collegin hinüber, um zu sehen, ob diese ihr Benehmen auffällig fand; ihr blasses Gesicht bekam vor tiefer Erregung und Unruhe einen leisen Hauch von Röte.

Die Uhr quälte sie geradezu, sie schlich so langsam, wie nie, nun erst ein viertel auf acht und nun noch eine ganze Viertelstunde!

Sie ertrug es nicht länger zu arbeiten, zu sitzen, sondern stand auf und ging in das Hinterstübchen, um hier einigemale tief und voll aufzuathmen und die Hand gegen das wildklopfende Herz zu pressen; schnell wusch sie sich Hände und Gesicht, riß ihre hellbraune Tricottaille ab und zwängte sich in die graue ein, die sie heute früh fast unbewußt angezogen hatte, da sie

wußte, daß er sie in ihrer hellgrauen Taille gern sah.

Wieder schien ihr die Taille über der weißen mädchenhaft schwellenden Brust zu eng, aber sie schrieb das ihrer heißen Erwartung zu.

Einen Augenblick stand sie still und lächelte glücklich.

Heute mußte ja alles gut werden.

Als sie wieder in den Laden trat, war es in fünf Minuten halb acht. Sie machte sich allerhand unter dem Ladentisch zu schaffen, um diese endlosen fünf Minuten durch Thätigkeit auszufüllen. Nun sah aber Flora auf und bemerkte ihre Nervosität, ihr verstörtes Wesen.

Sie fing den Blick auf, den Helene nach der Uhr sandte und verstand seine Bedeutung. „Aha", dachte sie sich, „heute kommt „er" und holt sie ab! Diese dumme Gans! Was ihr nur einfiel! Seit Donnerstag kein Wort mit ihr zu reden, als das unbedingt Notwendige, während sie doch Ursache haben sollte, ihr dankbar zu sein. Sie wollte noch die Beleidigte spielen, einfach lächerlich! In Acht nehmen sollte sie sich, daß sie ihr Geheimniß nicht verriete, Wenn sie so dumm ist und nicht schleunigst etwas gegen ihren Zustand thut" — sie kannte ja allerhand Mittelchen! — „dann war es zu spät. So eine Gans!"

Aber den Vorwurf der Gemeinheit wagte sie insgeheim doch nicht, ihrer Collegin zu machen, denn eine eigenthümliche Scheu sagte ihr, daß das Mädchen ihre Sünde doch aus anderen Ursachen begangen habe, als sie die gleiche — schon oft.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Grade das moralische Uebergewicht Helenens empfand sie nur zu gut und dies verstärkte ihre Abneigung.

Wie konnte man denn auch nur so dumm und einfältig sein, wie diese Helene! Sich verlieben? Unsinn! Und ein halb Jahr, ein ganzes gar mit dem einen Liebhaber sich herumschleppen? Das mußte doch zu langweilig sein. Wo blieb da das Amüsement? Was sie blos von diesem Juden hatte? Nu ja, er war ein Studierter, aber was will das sagen, wenn er ihr nichts schenkte, als alberne Kleinigkeiten, dumme Bücher! Und dafür? So dumm! Da war sie viel praktischer und berechnender, erst Geschenke, Amüsement, Theater, Conzerte ꝛc. und dann . . . war sie garnicht mehr allzuspröde. Da hatte man doch was von! Wer ihr das nicht bieten konnte, den ließ sie einfach laufen, „schlankweg", „ohne Apparat". Sie brauchte sich nicht wegzuwerfen; das hatte sie nicht nöthig. „Ihr Max" hatte sie ja noch gestern etwas „intim" gemustert, der war Kenner und verstand sich darauf. Sie bemitleidete insgeheim ihre Collegin, wegen ihrer — Dummheit und in diesem Mitleid lag viel Selbstschätzung, viel Selbstbewunderung.

Gott sei Dank, daß sie nicht so dumm war.

„Und da läuft sie nun los und kann gar nicht die Zeit abwarten, um bei ihrem Juden zu sein. Wie kann man so verliebt sein? Zu dumm!"

Sie zuckte verächtlich die Achseln, warf die Oberlippe geringschätzig auf und sah der schnell Davoneilenden mit bösem Blicke nach. Am liebsten wäre

sie ihr nachgegangen, um zu spionieren, für sich, für „ihren“ Max, aber sie mußte ja leider bis halb neun bleiben. Das war schade . . . diese dumme Gans! . . .

In fünf Minuten hatte Helene den Weg von ihrem Geschäft bis zum Spittelmarkt zurückgelegt. Hier an der Normaluhr wollte er sie wie gewöhnlich erwarten. Tapfer überwand sie das Gefühl der Mattigkeit und Schwäche, das sie immer stärker des Nachmittags gequält hatte; aber die Sehnsucht, ihn zu sehen, nach fast vierzehntägigem Fernbleiben, nach so vielen Leiden und Qualen, die sie erlitten, die starke Zuversicht, daß bei ihm Erlösung sei und Rettung, bei ihm ein leises Lachen nach all dem Weinen würde, — das vernichtete ihre physische Schwäche und machte ihren sonst so weichen Gang elastischer und schneller, und überrötete ihr blasses Gesicht. Sie dachte nicht mehr an ihre scheltende Mutter, an ihre böse falsche Collegin, an ihre tote Freundin, an ihre Leiden, an ihren Wunsch, zu sterben, jetzt, wo sie der Normaluhr gegenüber stand, hatte sie nur das glückliche Gefühl einer holden Stunde, und diese kommende Stunde bei ihm wog die vierzehn Tage der Schmerzen völlig auf.

Um sie herum brauste das Großstadttreiben toll und derb, hasteten die Leute schwatzend und lachend vorüber, meist junge Männer und Mädchen, die, wie sie, aus dem Geschäft kamen; oft stockte der schwarze dichte Menschenstrom an den Ecken, wo sich ein anderer ihm entgegenwälzte, Pferdebahnen und andere Wagen rasselten polternd hin und her; es schien, als ob die

ganze junge Welt Berlins von dem kühlen Sommerabend auf die Straße gelockt war, die nicht mehr durstig und lechzend Hitze ausdampfte.

Helene vermochte nicht lange in dem Menschenstrom zu stehen; denn sie wurde hin und hergetrieben, zuweilen absichtlich von unternehmungslustigen jungen Leuten, denen ihr blasses schönes Gesicht auffiel und die ewig das Bedürfnis fühlten, junge Mädchen zu „trösten“.

Um drei Viertel auf acht Uhr war er immer hier gewesen, denn fünf Minuten nach halb acht kam der Zug auf dem Potsdamer Bahnhof an, der ihn aus Wannsee herbrachte, und in zehn Minuten fuhr ihn die Pferdebahn nach dem Spittelmarkt. Nun waren es noch fünf Minuten und er war da.

Da durchblitzte sie ein neckischer Gedanke. Mit einem leisen Lachen eilte sie über den Damm geradewegs in den Flur des gegenüberliegenden Hauses hinein, deckte sich mit der Thür und sah nur mit halbem Gesicht hinüber nach der großen Standuhr.

Sie wollte ihn ein wenig „anführen“ und warten lassen; der Böse, der sie ganze vierzehn Tage lang hatte warten lassen, sollte es jetzt wenigstens mit fünf Minuten büßen.

Sie lachte glücklich über ihren kindlichen Scherz leise vor sich hin.

Sie malte sich das alles so hübsch aus. Nun würde er von dem Pferdebahnwagen herabspringen und sie nicht an der Normaluhr finden; dann würde er sich umgucken mit seinen großen schwarzen Augen,

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

sich ein ganz klein wenig ärgern, weil er nie gern wartete, dann auf- und abspazieren und allen Mädchen in's Gesicht gucken, und wenn er sich nach einer mal, nach einem ganz hübschen Mädchen mal umsehen würde, dann wollte sie herübereilen und ihn an's Ohr zupfen, aus Strafe!

Wie er dann lachen würde!

Diese Gedanken machte sie jetzt ganz vergnügt und sie lachte vor sich hin.

Sie war so froh.

Noch zwei Minuten.

Klinglingling.

Da hielt ein Pferdebahnwagen, der vom Potsdamer Thor kam. Das Herz schlug ihr hörbar zum Hals herauf und ihre Augen öffneten sich weit, um keinen der Herausteigenden zu übersehen.

Der Wagen fährt weiter; Leo war nicht dabei.

Ein paar schmerzhafte Stiche in der Brust benehmen ihr einen Augenblick den Atem. Das heftige Herzschlagen hält an.

Sie tritt aus der Hausthür, um zu sehen, ob er vielleicht heute zu Fuß einherkommt. Sie sieht die Menschen auf der Straße starr an, jeden einzeln, so hastig es geht; er ist nicht dabei.

Nun ist's zwei Minuten nach drei Viertel auf acht.

Klinglingling, tönt die Klingel eines neuen Pferdebahnwagens.

Blitzschnell fliegt sie in den Hausflur zurück, denn den losen neckischen Plan will sie nicht aufgeben.

Nun steigen wieder Leute aus. Ach, sie thun es so langsam, so schwerfällig.

Sie ärgert sich, sie ist so aufgeregt, das Blut steigt ihr heiß und pochend in's Gesicht.

Da, da, der letzte . . . nein, auch nicht dabei.

Vielleicht hat sie ihn übersehen.

Sie läuft über den Damm, um noch einmal den kleinen Menschenhaufen mit bangen Augen zu durchfliegen . . .

Nein, er ist nicht darunter . . .

Ihre Erregung wächst, ihre Bewegungen werden nervös, hastig; sie weiß nichts mehr vom Versteckspielen, sie steht vor der Uhr und schaut starr hinüber nach der Ecke der Leipziger-Straße, denn von dort muß er kommen.

Aber sie erträgt das Stehen nicht und geht daher hastig auf und ab, immer nur einige Schritte von der Normaluhr entfernt . . .

Wieder ein Pferdebahnwagen!

Sie eilt gerade vor den Aussteigeplatz und schaut allen jungen Männern scharf in's Gesicht, daß einige nicht übel Lust empfinden, sie anzusprechen.

Aber das Mädchen scheint so blaß und die Augen so weit . . .

Ihre Erregung wächst.

Sie wird fassungslos, sie weiß keine Entschuldigung für ihn, keinen Ausweg.

Nun ist es acht.

Sie vermag nicht mehr richtig zu denken, vor den Augen tanzt und summt die Menschenmasse und

einen Augenblick scheint es ihr, als ob alles saust und braust und lacht und läuft, um sie zu höhnen.

Da gehen ein paar junge Mädchen vorbei und sehen sie lachend an.

Sie faßt ihre Stirn, sie ist feucht von Schweiß. Die Luft drückt so schwer.

Sie möchte sich hinsetzen. Aber nein, sie muß warten, hier auf dieser Stelle, denn er muß ja kommen, er muß ja kommen.

Da hatten vorhin auch ein paar junge Mädchen gestanden und auf ihre Liebsten gewartet; sie sieht wie durch einen feinen Schleier, wie eine nach der andern abgeholt wird und untertaucht im Strom der Menschenflut . . .

Keine mehr da.

Sie allein.

Nun ist es ein Viertel auf neun.

Der Menschenstrom ist dünner geworden und eine feine Dämmerung graut langsam in die Straßen hinein.

Ruhlos, fassungslos geht sie immer noch den kleinen Weg auf und ab, und bei jedem Weg hängt ihr Auge festgebannt an dem großen Zeiger.

Wie er jetzt so schnell sich weiter schiebt! . . .

Nun ist es bald halb neun, und bald hat sie eine Stunde gewartet. Jetzt konnte er nicht mehr kommen, denn sie wußte, der nächste Zug aus Wannsee kam erst gegen elf.

Da kriecht langsam und wühlend ihr alter Schmerz empor, der bis jetzt von der unaussprech-

lichen Sehnsucht nach seinem Anblick, nach seiner Anwesenheit zurückgedrängt war.

Warum kommt er nicht, schreit es in ihr, warum hält er nicht Wort? Nun sind vierzehn Tage vorbei und ich seh ihn wieder nicht. Hat er keine Sehnsucht nach mir? Er weiß ja, wie ich ihn liebe und nun kommt er nicht. Warum wohnt er bei der schönen Frau? Und sie . . . verheiratet und das ist schlecht, ach so schlecht von ihr, daß sie ihn nicht wegläßt und ich habe ihm so viel zu sagen, so viel, so viel, und nun kommt er nicht . . .

Sie geht weiter auf und ab.

Sie merkt nicht, daß ihr große Thränen die Wangen herunterlaufen . . .

Halb neun.

Sie schaut wie erstarrt das Zifferblatt an.

Nun kommt er nicht mehr, nun nicht mehr.

Sie wendet sich, um zu gehen, doch nach jedem fünften Schritt guckt sie sich mit thränengefüllten Augen um.

Aber die Stelle vor der großen Uhr bleibt leer.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Sehnsucht nach ihm hatte ihre Müdigkeit auf kurze Zeit verscheucht. Mit ihren Thränen kehrte sie wieder. Was waren das für Tage für sie gewesen! Diese Qual zu Hause, die Enthüllung Floras, die nagende Ungewißheit, die bange Reue, diese fürchterliche Angst vor der Bestätigung ihres Verdachtes, und keinen Menschen, dem sie ihr Leid hinschluchzen konnte, denn ihre Freundin war tot, und ihr Geliebter nicht gekommen. Dazu Tag für Tag die sich steigernde physische wie seelische Qual; gestern Nacht kein Auge zugethan, heute den ganzen Tag nichts genossen, als ein wenig Kaffee, die ungeheure Erschöpfung am Totenbette Mariens, und nun die Hoffnung an seiner Brust ihr Leid veratmen zu können, lautlos zergangen in ein Nichts . . in ein Nichts . .

Sie fühlte sich unsagbar müde und traurig; das Gehen wurde ihr so schwer. Sie glaubte ersticken zu müssen vor Leid. Den Kopf nach vorn gebeugt,

achtete sie nicht, daß ihr die Thränen noch immer herunterrollten. Sie empfand nur, daß sie einen ähnlichen Tag nicht mehr überleben könnte, und hatte nur den heißen Wunsch nach Frieden, nach Ruhe. Selbst der Tod würde für sie nichts schreckliches gehabt haben, in diesem Augenblick, und dennoch — wenn sie wieder an ihn dachte . . .

Mit wogender Brust und heftigen kurzen Atemstößen war sie die drei Treppen hinaufgestiegen und stand nun vor der Thüre ihrer Wohnung. Inbrünstig wünschte sie dem Auge ihrer Mutter entgehen zu können, um sich sofort ins Bett zu legen. Ihr war ja so unaussprechlich übel, der Kopf so wüst.

Da machte ihre Mama selbst die Thür auf; aber das Gesicht ihrer Tochter lag verdunkelt und sie konnte nichts aus ihm lesen mit ihren sprühenden scharfen Augen.

„Wo kommst Du denn jetzt erst her?

„Aus dem Geschäft, Mama!"

Sie sprach leise, denn sie log.

„So?" Der Ton klang gereizt und unbefriedigt. Sie gingen beide in das Zimmer, in dem der alte Ernesti und Emma saßen. Diese schaute auf.

„Du hast geweint, Lene, hast ihn wohl wieder nicht getroffen?" fragte sie höhnisch.

„Halt Deinen Mund, dumme Pute!" fuhr der alte Mann auf.

Emma und ihre Mutter sahen ihn erstaunt an, und er war selbst betroffen von seiner Kühnheit.

Helene setzte sich an den Tisch und Emma holte

auf Geheiß ihrer Mutter ihr Abendbrot herbei, Butterbrot mit Schinken und Käse belegt, dazu ein Glas Bier.

„Wo warst Du denn heute Mittag?“ hub Frau Ernesti an und sah sie scharf an. Unter diesem Blick zitterte sie immer, wie ein scheues Vögelchen und hielt ihn nie aus.

Ihre Stimme klang ihr selbst so fremd, sie sehnte sich nach Ruhe, nach Einsamkeit, sie sehnte sich nach ihrem stillen einsamen Zimmer.

„Ich war bei Marien!“ sagte sie zitternd und in ihrem Tone lag ein verhaltenes Schluchzen.

Wieder dieser fremde Klang in ihrer Stimme. Sie fühlte, wie nach und nach ihr das Bewußtsein schwand, wie sich ihre Gedanken verwirrten. Sie rang nach Luft, nach Luft . . .

„So, na dann hast Du sie Dir noch mal angesehen. Sieh'ste, die war Deine Freundin. Mit sowas hast Du Dir abgegeben. Aber ganz gut, daß Du sie nicht seit sechs Monaten gesehen hast. Das kommt davon, wenn man nich'n ordentliches Mädel bleiben will und mit 'm Student herumläuft, der hat sie aber ordentlich reingelegt. Natürlich, heirathen wird er sie nicht, wär' er auch dumm, wenn er's thäte, hat er sie einfach sitzen lassen. Dir is es ganz gesund, daß Du sie noch mal gesehen hast, von wegen Deines Juden, das kannst Du Dir merken und ich sage Dir nun zum letzten Mal, wenn Du nicht aufhörst mit dieser Geschichte, dann kannst Du Dir 'ne andere Wohnung suchen. Ganz gewiß, das kann'ste. Meine Mädels sollen ordentliche Mädels bleiben und

ordentliche Männer bekommen. Wenn Du nicht von diesem verfluchten Juden läßt, werden wir nie wieder gut werden. Was hast Du blos an diesem Judenbengel? Na, was er hat, das weiß ich. Und was er will. Was kann er denn wollen, wenn er Student ist. Studenten verführen blos ordentliche Bürgermädels. Und noch dazu so'n Jude. Ich muß mir die Augen aus dem Kopf schämen vor all den Leuten. Du siehst es bei Marien! Und nun sag' ich Dir zum letzten Mal, laß von diesem Juden und Du bist wieder meine jute Tochter, oder ich sage Dir, es nimmt ein böses Ende und Dir geht es noch mal, wie Marien".

„Mama!" schrie sie auf.

Eine furchtbare Verzweiflung packte sie. Sie war durch die Leiden der letzten Nacht und des Tages nicht mehr ihrer Sinne mächtig, es sauste ihr im Kopf, eintönig zum Verzweifeln und sie sah nur wie durch Blutwolken das bekümmerte Gesicht ihres Vaters.

„Mama, ich bin so schlecht geworden, wie Marie... ich möchte so gern sterben wie Marie. Ich bin so schlecht, und mache Euch soviel Kummer, und ich habe ihn doch so lieb, Mama, er ist so gut und ich bin so schlecht geworden. Ach, und ich bin so krank, und . .

Sie wollte auf ihre Mutter zustürzen, aber mit einem Wehelaut sank sie auf die Kniee. Ein Schlag mit geballter Faust hatte sie getroffen und aus ihrer Nase drang ein dunkler Strom Blut.

„Du gemeines Weib Du, Du Straßenmädchen Du; aus dem Hause muß sie mir, auch nich 'ne Minute will ich Dich mehr im Haus haben . . . Ach

Gott, ach Gott, was werden die Leute sagen; meine ältste Tochter, so ein gemeiner Hund der, dieser Jude, auf der Polizei muß er angezeigt werden, ach Gott, ich werde noch verrückt über all das. Und da liegt sie nun, diese . . . , als ob sie nicht bis drei zählen kann, so ein Mensch ist sie geworden . . . Ach Gott, ach Gott, und die Leute alle, und Schulzes und Reineckes, ach Gott, ich schäm' mir die Augen aus 'm Kopf. Meine Lene und weggeworfen an so 'n Juden, der sie nun auslacht . . . ach Gott, ach Gott, Emma, meinen Mantel und Hut, ich muß zu meinem Bruder Peters und Du kannst mitkommen, . . . ach Gott, ach Gott . . . Laß sie liegen, Vater, rühr' sie nicht an, dieses Stück . . . ach Gott . . . und die Leute . . ."

Helene stand schwer auf.

Sie hörte alles wie aus weiter Ferne. Sie sah ihre Mutter weinen, ihren Vater zittern und schlich sich hinaus mit gesenktem Kopfe, unaussprechliches Weh im Herzen.

Ihre Augen waren heiß, aber keine Thräne konnte sie weinen. Es wäre eine Erlösung für sie gewesen. Aber es kam keine Thräne.

Dumpf und ungeheuer drückten die Wände ihres Zimmers. Mechanisch und langsam zog sie sich aus und legte sich ins Bett. Sie fröstelte jetzt furchtbar wie in schwerem Fieber.

. . . Die Corridorthür fiel polternd zu. Der alte Mann stand noch kurze Zeit am Fenster und

wartete auf den Augenblick, wo seine Frau und seine jüngste Tochter aus der Hausthüre heraustraten.

Ja, da gingen sie hastig neben einander her. Und jetzt waren sie drüben an der Ecke und bogen um. Nun waren sie seinem Blicke entschwunden. Als er sich vom Fenster wegwandte und mit langsamen Schritten der Thür zuging, da war es ihm, als sei er einen Alpdruck losgeworden. Eine graue Locke war ihm in die Stirn gefallen und als er nun sein Angesicht der Lampe zuwandte, da hatte es etwas Gemüthliches, Weiches. Nun ergriff er die Lampe und ging mit leisen schlürfenden Schritten den Corridor entlang bis an die Thüre zu Helenens Kammer.

Hier hielt er einen Augenblick inne und sah sich um.

Er hatte das Gefühl, als ob er etwas Unrechtes that, wenn er zu seiner Tochter ging und sie tröstete. Er glaubte die keifende Stimme seiner Frau zu hören, die breite, fettige Stimme, und ihre funkelnden Augen zu sehen, diese forschenden boshaften Augen.

Endlich klopfte er leise an.

Keine Antwort.

Noch einmal stärker. Da hörte er ihre Stimme:

„Wer ist da?"

„Ich bin's!"

Die Thür öffnete sich behutsam.

Ein heller Lichtschein flutete durch das Zimmer.

„Du, Papa?" Ist Mama fortgegangen?"

„Ja, mein Kind!"

Er stellte die Lampe auf den Tisch.

Er fühlte aus ihrer Frage ihr Befremden heraus, daß er Abends zu ihr gekommen, jetzt, wo er den Machtspruch seiner Frau nicht zu fürchten hatte. Er verstand ja ihr Befremden so gut, so gut! Er nickte mit dem Kopfe, einmal, zweimal; er wußte, wie wenig Widerstand er seiner Frau gegenüber zeigen konnte. Langsam trat er an ihr Bett, setzte sich auf die Kante desselben und nahm ihre linke Hand in die seine.

Sie schauten sich beide an, bewegt, groß, fragend und schmerzlich.

Die Lampe brannte still und ein wenig dämmrig. Gespenstische Riesenschatten lagen an den dunkeln Wänden und zitterten unheimlich, wenn die Flamme flackerte. Auf dem Bett lag ein matter Streif trüben Schattens, der das blasse Gesicht des Mädchens mit einem behutsamen Dunkel bedeckte. Dieser Schatten that ihr so wohl, sie wollte kein herbes grelles Licht.

Der alte Mann saß auf ihrem Bett und hielt ihre linke Hand. Manchmal streichelte er sie sanft mit der Rechten, besonders die Fingerspitzen, die von der Nähnadel zerstochen und rauhhäutig waren.

Tiefe Stille ging geräuschlos durch das Zimmer, manchmal nur flackerte das Licht auf, athmeten die beiden schwer, manchmal polterte ein Wagen unten vorbei und sein Rasseln echote kreischend durch das Zimmer.

Sie sahen sich lange an.

Helene fühlte, wie unter dem schmerzlichen Blick ihres greisen Vaters die Augenlider ihr fieberheiß

wurden und auf und niederzitterten. Als er nun mit der rechten Hand langsam und liebkosend über ihre Stirn strich, da löste sich der Bann und zwei große Thränen rollten die Wangen hernieder. Da arbeitete es in seiner Brust heftig, als er sein Mädchen, seinen Liebling in so namenlosem Schmerz sich winden und sprachlos dulden sah; er ließ ihre Hand los und stützte seinen grauen Kopf schwer und müde in beide Hände.

Mit einem Ruck erhob sich ihr Oberkörper und sie rief schluchzend:

„Papa, Papa, sei Du nicht auch so böse!“ und lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte und schluchzte bitterlich.

Auf diesen Ausbruch des Schmerzes war der alte Mann nicht gefaßt. Aber wie es ihm ans Herz griff, daß er fast hätte mitweinen mögen, aber er wollte ihr nicht das Herz noch schwerer machen, keine Vorwürfe, keine Klage, keine bittern Worte zu hören geben, und so zwang er sich und richtete seinen Kopf behutsam auf, daß das Haupt seiner Tochter an seiner Schulter liegen blieb.

Sie weinte noch immer heftig. Es war ihr eine Wohlthat, ihr Weh hinauszuweinen, einem durch Thränen sagen zu können, was sie litt.

Sie hatte ja nicht weinen können, als ihre Mutter sie beschimpft hatte, wie ein gemeines Mädchen von der Straße . . . Wenn sie daran dachte, dann zitterte sie am ganzen Körper und die Zähne klappten mechanisch aneinander. Hätte sie doch da

weinen können! Aber wie wüst und trocken waren ihre Augenlider geblieben, wie leer ihr Kopf, wie zugeschnürt ihre Kehle, wie matt und fühllos ihre Ohren für die Flut von Schimpfwörtern . . .

„Ach, was hat mir Mama alles gesagt! Ich halt' das nicht mehr aus, Papa. Ich werde noch krank und . . . Ich werde noch krank und wahnsinnig. Immer und immer wieder das zu hören! Papa, mein lieber guter Papa, ich bin nicht so schlecht, wie Mama denkt! Nein, nein! . . . Aber ich kann das nicht länger anhören . . . Du weißt ja nicht, Papa, wie das thut. Und Mama ist so schlimm, so böse zu mir . . . Und ich hab, nein, ich habe wirklich . . . ich habe doch nichts Schlechtes gethan . . ."

Sie stockte plötzlich. Inmitten ihren Thränen und stammelnden Worten hatte sie etwas gesagt, etwas, etwas . „ach Gott, das ist ja nicht wahr," schrie es in ihr, „ich habe doch" . . .

Aber das war nicht Schlechtes, nein, nichts Schlechtes, das konnte nichts Schlechtes sein, was sie aus Liebe gethan, aus Liebe, das konnte nicht schlecht sein, beruhigte sie sich. Aber die Menschen sagten es, und wenn es die Menschen alle sagten, dann mußte es wahr sein und sie hatte doch Schlechtes gethan . . . „ach, Leo . . . warum?" . . .

„Papa", hub sie wieder an, „Du bist so gut zu mir, so gut, so gut" — sie küßte mit thränenden Augen die alte greise Hand. —

„Du wirst Mama sagen, daß sie nicht mehr so zanken soll, nicht mehr das alles sagen, was sie mir

vorgeworfen hat. Ach, mir ist ja so weh zu Mut, Papa, ich möchte so gern schlafen, ewig schlafen, nichts hören“ . . . Da hatte sie sich wieder auf einer Unwahrheit ertappt. Sie wollte ja noch leben, Gott . . . wie konnte sie von hier gehen ohne ihn, den Geliebten . . .

„Ach, Papa, ich möchte so gern sterben!“

„Aber Kind, Kind“, entgegnete der Alte erschrocken. „Wer wird gleich daran denken? Du bist ja mein gutes Kind jetzt und immer gewesen und Du hast mich immer lieb gehabt, mein Kind, wie kannst Du so was reden. Es wird ja noch alles gut werden“, — er sagte es, aber er kannte seine Frau und wußte, es könnte nie mehr gut werden. — „Du weißt ja, Kind, Mama ist immer so heftig, so aufgeregt, Du mußt es ihr nicht so sehr übel nehmen“ — er sprach es ganz leise, stockend, als fürchte er, sie könnte es hören — „nun leg' Dich hin, so, leg' Deinen Kopf hin, so, so und weine nicht mehr, denn es thut mir so weh, weil ich nicht weiß, wie ich Dir helfen kann, nicht doch, nicht doch, mein Kind, lieg ruhig und schlafe“, als sie wieder seine Hände gegen ihre nassen Augen preßte.

Es war eine kleine Viertelstunde still. Sie schlief nicht, sondern starrte mit großen Augen nach der Decke. Und er saß noch auf ihrem Bette und schaute ihr ins beschattete Gesicht.

Wieder kam ihm ein Gedanke, der ihn nicht los ließ. Dieser Mensch, dieser Jude war an allem schuld, daß seit einem Vierteljahre Mutter und Tochter kein freundliches Wort mit einander gesprochen, daß sein

Liebling blaß und schmal geworden und soviel weinte, wie sie früher nie gethan. Und nun das Schlimmste, dieser Jude hatte noch mehr gethan, ach, wenn er daran dachte, befiel den greisen Mann eine grenzenlose Wut über diesen „Lumpen".

Aber er hütete sich, ein Wort ihr davon zu sagen, denn er wußte, wie sie ihn liebte, wie es sie doppelt schmerzte, wenn man ihn beleidigte.

„Sage mal, Kind, ist er auch so ein Jude?" Da, da war ja die Frage herausgestoßen.

Er erschrak über sich selbst. Er war so in seine Gedanken versunken gewesen, daß sich die Frage fast unbewußt seinen Lippen entrungen hatte. Hatte sie die Frage gehört? Hoffentlich nicht!

Aber sie bewegte schon den Kopf und sah ihn an und sagte: „Was meinst Du damit, Papa?"

„Ach, die Juden, die Juden!" murmelte er leise vor sich hin, aber in seiner Sprache lag etwas eigentümlich Zischendes, heftig Herausgestoßenes und sie fühlte es wohl . . .

Da sah sie ihn wieder vor sich, mit dem Zorn in den schwarzen funkelnden Augen und dem zitternden Tonfall in der Sprache, wie er ihr einmal gesagt hatte, erst sei man Mensch und dann Christ oder Jude, und ihre Augen glänzten einen Augenblick glückselig verloren, dann sagte sie:

„Papa, was hast Du gegen die Juden? Es giebt so viele, die erst Menschen sind und dann Juden, gute edle Menschen."

Er sah sie betroffen an. Woher hatte sie diese Worte? Gewiß von ihm! O dieser Jude war doch schlau. Er wird schon seinesgleichen ordentlich herausstreichen.

„Du kennst die Juden nicht, Kind!“ sagte er und forschte eifrig in ihren Mienen, die jetzt ein lebhaftes Widerspiel zeigten.

Wenn sie für die Juden sprach, hatte sie immer die Empfindung, als ob er unsichtbarer Zuhörer sei, als ob er nachher, wie er es gern that, ihren Kopf zwischen beide Hände nahm, und ihr Augen, Haar und Mund dankbar küßte. Immer glaubte sie ihn in ihrer Nähe, und daher bekam ihre Stimme einen festen energischen Klang, ihre Augen einen lebhaften Glanz. Jetzt mußte sie wieder für die Juden eintreten. Für die Juden sprechen, das war ja so viel, als für ihn leben, für ihn wirken. Darum antwortete sie:

„Papa, ich kenne ja auch nicht soviel Juden, als Du, ich kenne ja fast nur den Einen, aber Papa, wenn man ihn so liebt, wie ich, daß ich für ihn alles lassen könnte, dann frage ich ja nicht, ob er Jude ist. Ich habe ihn ja so lieb, Papa, so lieb! Ach, wenn Du ihn kennen würdest! Aber er sagt, man muß in jedem Wesen nach dem Menschen suchen, das hat er gesagt, und wenn der Mensch gut ist, dann ist es ja gleichgültig, ob er Christ oder Jude ist, das hat er gesagt. Papa, komm, sag mir, hat er nicht Recht?“ . . . Sie griff lebhaft nach seiner Hand.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Der alte Mann wurde immer apathischer und verzweifelter. Wenn sie ihn so liebte, so tief, daß sie fast nur nachsprach, was er gesagt, dann half es nichts, ihn vor ihr schlecht zu machen oder auf die Juden zu schimpfen. Ja, ja, sein Mädchen war schon ganz Jüdin geworden. Er hatte neulich das Wort „verjudet" gehört. Ja, sie war ganz „verjudet"! Er kämpfte einen schweren Kampf. Sein Herz war so voll Bitterkeit und Haß. über den einen Juden, der seine Tochter und ihre Familie unglücklich gemacht, so voll Schmerz über seine verblendete und leidende Tochter, und doch durfte er kein Wort ihr gegenüber äußern, um sie nicht auf tiefste zu verletzen. Auch seiner Frau durfte er kein Wort sagen, daß sie mit ihrem Groll Recht hätte, sonst würde das elterliche Heim für das arme Mädchen noch mehr zur Hölle.

Darum würgte er alles hinunter und schwieg.

Jetzt war es wieder totenstill im Zimmer. Nur das saugende Fauchen des Lampendochtes surrte. Beide dachten nach, beide über denselben, aber beide anders!

„Kräh, kräh, kräh" schrie der kleine Junge im Nebenzimmer.

Sie fuhren beide erschrocken auf.

„Ach, bitte Papa," flehte sie, „sieh mal nach, warum Fritz nicht mehr schläft. Vielleicht ist ihm so bange und es ist bei ihm so dunkel. Bring ihn dann herein".

Langsam schlüpfte er ins Nebenzimmer. Vergeblich suchte er den Kleinen zu beruhigen.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Er wollte zur Lene.

Endlich trat der Alte wieder in das Zimmer seiner Tochter, auf seinem Arm den kleinen hübschen Knaben. Aus seinem Hemdchen strampelten vergnügt die runden kleinen Beinchen hervor, während von seinen schlafrothen Backen noch die hellen Thränen herunterliefen und die Fäustchen sich gegen die Augen preßten. „Papa, Papa" rief er „will zu Lene ins Bett! Nicht wahr, ich kann doch zu Dir in's Bett rein. Will auch ganz artig sein. Bitte, bitte, Lene!"

Als sie ihn dann mit beiden Armen in's Bett packte, da jubelte er hell auf:

„Ach, ich bin Dir ja so gut, so gut!"

Und dabei drückte der kleine Bursche seine Arme fest um ihren Hals. Er war ja schon so schlau und wußte, je stärker er drückte, um so mehr zeigte er seine Zuneigung.

Nun lag sie da im Bett und der kleine Knips lag neben ihr zur Rechten und zur Linken saß ihr Vater. O, die drei hielten gute Kameradschaft. Sie waren ja die eine, freilich die schwache Partei der Familie. Sie wollten sich schon gut vertragen. Aber der Kleine lag so unruhig. Einmal lag er mit seinen Beinchen auf ihrem Halse, das andere Mal guckten sie neugierig in die Luft, und dabei lachte er und kitzelte sie und wollte, daß die beiden auch lachen sollten und da, da stieß er mit den Füßchen gegen ihren Leib.

Ein wahnsinniger Schmerz durchzuckte sie, wie sie ihn noch nie gefühlt hatte.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Ja, da war er wieder, ihr Verdacht! . . . Sie fühlte, wie ihr helle Schweißtropfen auf die Stirn kamen, wie ihr das Herz schneller schlug vor Angst, . . . dieser wahnsinnige Schmerz! . . .

Und der Kleine lachte und tollte so vergnügt und kitzelte sie und zupfte ihren Vater am grauen Haar . . . Sie sollten ja lachen, sonst wären sie keine gute Kameraden, keine gute Kameraden . . .

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Werther, der Jude.

Viertes Buch.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mit dem 8 Uhr-Zuge war Leo nach Berlin gefahren, um sich einige Bücher aus der Königlichen Bibliothek zu holen. Er schwankte, ob er nicht den ganzen Tag in Berlin zubringen sollte, zumal er Helenen geschrieben hatte, heute, am Montag Abend, sie abzuholen. Aber sei es, daß er zu faul war, an diesem schwülen Augusttage im Lesesaal der königlichen Bibliothek zu arbeiten, sei es, daß er die gewohnte Kahnfahrt am Nachmittage mit den Damen Berger und Horst nicht versäumen wollte, er fuhr mit dem 11 Uhr-Zuge nach Wannsee.

Als er den Vorgarten der Villa Schröter durchschritt, die sie gemeinsam bewohnten, wunderte er sich, kein helles Frauengewand durch die mit wildem Wein dicht umrankte Laube zu sehen. Der Direktor saß nicht da und las, Frau Ernas Hängematte hing einsam zwischen zwei Bäumen und auch Frl. Gretens Handarbeit lag nicht auf dem Tischchen der Laube.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Er schritt die Treppe hinauf und wunderte sich über die Stille, die im Hause herrschte. Nachdem er in seinem Zimmer im zweiten Stockwerk die Kleider vom Staube der Landstraße gereinigt hatte, ging er hinunter, um sich nach dem Befinden der Familie Berger zu erkundigen.

Er stand vor der Thür der Parterre-Wohnung und wunderte sich wieder, wie kein einziger Laut aus den Zimmern zu ihm herausdrang, kein Laut, kein Lachen, als wäre alles ausgezogen.

Er klingelte.

Das heftige Gellen der Klingel klang so schrill durch die Stille, daß er fast erschrak.

Dann fiel ihm auf, wie lange es dauerte, ehe er einen schweren Tritt aus der Wohnung herannahen hörte. Die dicke Magd öffnete.

Er wollte eintreten.

„Pst, pst, Herr Wolff. Ick darf keenen nich rin lassen! Die Frau Direktor'n hat's gesagt. Der Herr Direktor ist sehr krank geworden."

Er erschrak.

„So plötzlich, ja, aber wie ist denn das möglich? Er war ja doch noch gestern Abend so frisch und gesund. Ist dem Herrn Direktor ein Unfall zugestoßen, oder, reden Sie doch, was fehlt ihm denn, was ist denn los?" fluchte er leise, denn er sah an ihrem Gesicht, daß sie noch mehr wußte.

„Heite früh kam 'n Telejramm. Ich hab's dem Postmenschen abjenommen. Kam aus Jüntherstha l. Da soll der Herr Direktor her sein! Und da hab' ich

es ihm rinjebracht zum Kaffee, und wie ick rausjehn will, da fängt er an zu zittern, sagt was, und fällt lang hin, und das Fräulein schreit los und weint, und dann haben wir ihn zu Bett gebracht . . . Aber entschuldigen Sie, ick muß wieder rin, Eisumschläge machen!“

Die Thür schlug hinter ihr zu und er stand wie vom Donner getroffen davor.

Was er gehört hatte, beunruhigte ihn gewaltig. Er hatte keine Lust mehr, in den Garten zu gehen und zu lesen, sondern ging wieder langsam und über das Gehörte nachgrübelnd in sein Zimmer. Hier schleuderte er seinen Strohhut aufs Bett und legte sich lang aufs Sopha.

Die eine Nachricht: „eine Depesche aus Günthersthal“, regte ihn weit mehr auf, als das Unwohlsein seines lieben Lehrers. So sehr er es beklagte, ihn krank zu sehen, so sehr es ihm wehe that, daß die beiden Frauen um den verehrten Mann litten und bangten, so beschäftigte sich seine unruhige Phantasie augenblicklich weit mehr mit der Ursache, mit dem Inhalt des Telegramms. Er ging alle Möglichkeiten durch. Verwandte besaß Berger in Günthersthal nicht, wohl aber gute, liebe Freunde.

Vielleicht ein Todesfall? . . .

Vielleicht eine böse Nachricht über seine Schule? . .

Aber so sehr er sich dagegen sträubte, seine Gedanken nahmen wie unter einer geheimnisvollen, dämonischen Gewalt eine bestimmte Richtung an, die sein lang zurückgedrängter Argwohn längst im Gehirn vor-

gezeichnet hatte. Es war, als wenn alle seine Vermutungen in eine einzige Spitze ausliefen, in einem einzigen Verdacht gipfelten.

Das Aktienunternehmen . . .

Er verstand ja zu wenig davon, sonst hätte er sich klarlegen müssen, wieso ein Scheitern des ganzen Unternehmens ausgeschlossen sei. So aber als völliger Laie war er lediglich von seinem Vertrauen auf seines Vaters Rechtlichkeit und Finanztüchtigkeit abhängig. Dieses Vertrauen hatte seinen Argwohn eingeschläfert, seinen Verdacht gelähmt, so sehr, daß er in letzter Zeit fast nie in seinen Briefen an seinen Vater des Unternehmens Erwähnung gethan hatte. Nur einmal war durch jene Börsenzeitung sein Argwohn ein wenig wachgerufen worden, nun aber klammerte sich sein Verdacht fest an die heutige Depesche, nun malte sich seine geschäftige und leicht erregbare Phantasie aus, was für Folgen das Verkrachen des ganzen Unternehmens haben würde.

Und wenn auch sein Vater schuldlos an demselben war, hatte er ihm nicht dadurch Vorschub geleistet, daß er als Hauptaktionär theilgenommen hatte? Hatte nicht seine Teilnahme an dem Unternehmen Berger veranlaßt, das Vermögen seiner Tochter in diesen Aktien anzulegen, hatte nicht Pastor Manzow auch einen großen Teil seines Vermögens darin hineingesteckt? Und soviel kleine Leute ihre bitter erarbeiteten Ersparnisse? Und alle in dem Glauben, daß das Unternehmen die kleine Stadt emporbringen würde. Alles indirekt durch seinen Vater?

Und was würde dann, wenn Grete Berger ihr Vermögen, und Manzow das seinige verlören? Was dann?

Was würde dann aus ihm? Trug nicht sein Vater indirekt Schuld? Er konnte schon einen großen Verlust verwinden, ihn wieder durch andere Unternehmungen wieder einholen, aber Berger und Manzow? Was würde Grete sagen, was Richard, sein lieber treuer Richard?

Das war alles schon so schlimm, was seine ängstliche Phantasie ihm da vormalte, daß er gar nicht wußte, wie sich seine eigene Zukunft gestalten würde, ohne diese Menschen, die ihm lieb und wert waren. Dann hätte er ja niemand weiter, als seinen Vater und Königsberger!

Bei diesem letzten Namen tauchte ein neuer, böserer Verdacht auf.

Wie, wenn sein Vater nicht schuldlos war, sondern — und er sah das breite schlaue polnisch-jüdische Fuchsgesicht Königsbergers vor sich, behaglich lächelnd — wenn es sich um einen raffinierten Börsencoup handelte, — was dann, was dann?

Dann hatte er die unbestimmte Empfindung, als sähe er vor sich eine unendliche Fläche eintönigen Graus, ohne Farbe, ohne Licht, ohne Duft, dann fühlte er die beiden Worte, die für ihn einen seltsamen Klang von Verzweiflung hatten, ja, dann, dann . . . nun dann war eben „alles aus."

Er wußte jetzt noch nicht, was das für ihn zu bedeuten hatte, er fühlte nur, daß diese Worte eine

SLUB Wir führen Wissen. Christian Weise Bibliothek

entsetzliche Zukunft in sich trugen, eine bodenlose Verzweiflung und Angst, irgend ein Ende mit blutigen Thränen . . .

Da schlug die Uhr eins.

Dieser schnarrende Ton weckte ihn aus seinen Gedanken. Er stand auf und horchte wie geistesabwesend, wie der Ton immer leiser wurde und nun still verklang. Er hatte dabei die Empfindung, als ob der Ton traurig geklungen hätte, so überaus traurig.

Langsam stieg er die Treppe hinab. Aber immer noch diese beklemmende Stille im Hause, daß er selbst instinktmäßig seine Schritte verlangsamte und dämpfte, um nicht durch einen Laut die Ruhe zu unterbrechen, dann ging er durch den Vorgarten auf die Landstraße hinaus. Er wollte heute allein zu Mittag essen, nicht im Verein mit der großen Zahl der Bekannten, die er in der Sommerfrische kennen gelernt hatte. Er wünschte sich heute keine Gesellschaft, da er nicht sprechen konnte, wenn sie fragten, und nicht lachen konnte, wenn sie lachten.

Nach dem Mittagessen fuhr er ein wenig Kahn, um sich zu zerstreuen. Wie eine Meute hetzender Hunde jagten seine Gedanken seinem alten Verdacht nach, daß er nicht herauskommen konnte aus der Flucht von Kümmernissen und schmerzlichen Gedanken.

Jetzt, wo er die Ruder kräftig einsetzte, daß er sie nur mit Mühe wieder aus der Tiefe hervorstemmen konnte, vergaß er seine Unruhe. Er mußte acht geben, daß die Ruder möglichst senkrecht ins Wasser kamen, daß

er nicht ins Schilf geriet, daß er nicht ungleichmäßig die Ruder zog, daß das Boot nicht nach der einen Seite umkippte u. s. f. Und seine Ungeschicklichkeit nahm seine Aufmerksamkeit so stark in Anspruch, daß sein Verdacht, seine drückenden Befürchtungen sich schleichend unterhalb der Schwelle des Bewußtseins zurückzogen.

Als er in der Mitte der Havel angekommen war, zog er die Ruder kräftig ein, daß das Boot sanft zu schaukeln begann und bald still lag. Seine Hände lagen auf den Knieen und sein Oberkörper sank vornüber.

So starrte er sitzend in die Flut. Sie lag da wie eine goldig glänzende Fläche, die Millionen Sonnenstrahlen trunken aufgesogen hatte und nun weithin schimmerte in prächtigem feuchtem Gold.

Wenn sein Blick über die weite spiegelnde Wasserfläche glitt, reflektierte sie leuchtende Funken ihm ins Auge, daß es ihn fast schmerzte. Hinten bohrte sich der Fichtenwald schwarz in den klaren blauen Himmel ein mit scharf gezackten Grenzlinien, ganz weit hinten auf der anderen Seite lag das Land wie ein schmales grünes Band auf dem Wasser, In der duftenden sonnigen Luft tanzten blau und grün schillernde Libellen graziös über dem Wasser und ruhten, den schlanken Körper hin und herwiegend, auf dem Bootsrand aus; Fliegen summten vorlaut in die sanfte Stille hinein, sanft lag die Natur in wundervoller Ruhe ausgebreitet da. Der Wind lag lang hingestreckt und schlafend auf dem Wasser und

erstickte jede kleine Wellenbewegung mit glättendem Atemhauch. Es war als ob das Wasser auch einen tiefen Sommerschlaf schliefe, einen Sommerschlaf in Sonnengold.

Da kam langsam eine Wasserrose einhergeschwommen.

Regungslos wie ein Toter auf dem Rücken, schwamm das hellgrüne blanke Riesenblatt der Wasserrose auf der Fläche dahin.

Es sah aus wie ein breites, gedrücktes Herz, an dessen schlankem Stengel stolz die Wasserrose hing, schamhaft um ihre bleichen Elfenbeinblätter grüne Blattschleier herumgezogen.

Er riß an dem schlanken Rosenstengel, daß das herzförmige breite Blatt bebte und anhielt. Als er die Rose in der Hand behielt, zitterte das grüne Blattherz vor dem gewaltsamen Riß. Dann glitt es allein, schwankend und zitternd dahin . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Als er gegen einhalb vier Uhr Nachmittags die Landstraße entlang schritt, die nach der Villa Schröter führte, sah er aus weiter Entfernung wie Horst die Gartenthür öffnete und in das Haus trat. Er beschleunigte seine Schritte, um zu sehen, ob der Fuchs vorgelassen oder auch abgewiesen wurde. Aber Horst trat nicht wieder heraus.

Leo ging durch den Garten in das Haus. Vielleicht war der Fuchs auch bei ihm gewesen, als sein Besuch auch nicht angenommen war. Aber weder traf er ihn auf der Treppe noch in seinem Zimmer.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Das befremdete ihn sehr. Er trat an das Fenster, um zu sehen, ob Horst nicht aus der Hausthür treten würde. Aber es vergingen fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde . . .

Er stand noch immer brütend am Fenster. Er wurde nicht vorgelassen und Horst fand Einlaß!

Da blitzte in ihm eine Hoffnung auf. Vielleicht ging es dem Direktor schon besser, deshalb nahm man Horst's Besuch an. Da durfte er nicht fehlen.

Schon stand er vor der Thür der Parterre-Wohnung mit hochklopfendem Herzen und schellte. Die dicke Magd erschien, aber diesmal ließ sie ihn an der offenen Thür stehen, sie wolle erst „das Fräulein" fragen. Dann hörte er im Nebenzimmer gedämpft ein lebhaftes Gespräch und erkannte mit gemischter Empfindung die schnarrende Stimme Horst's.

Endlich ließ ihn die Magd eintreten.

Ein banges Gefühl, eine Ahnung vor einem schmerzlichen Ungewissen, machte ihn befangen. Als er in das Zimmer trat, dessen Thür die Magd geöffnet hatte, sah er Grete Berger am Fenster stehen, indeß Horst am Tisch stand und nervös mit einem eigenen, fast impertinenten Lächeln auf seinem Gesicht, an seinem Schnurrbart wirbelte.

Leo verbeugte sich vor Greten und reichte Horst die Hand, dieser schien ihn nicht zu bemerken, sondern faltete ein Blatt, das vor ihm lag, mit beiden Händen auseinander. Dann drehte er ihm plötzlich halb und halb den Rücken zu. Leo war im ersten Augenblick

über diese ostentative Beleidigung so verblüfft, daß er fast sprachlos dastand.

Nun drehte sich Horst langsam und berechnend hochnäsig nach ihm um, und sie maßen sich wie ein paar Todfeinde, tötlichen Haß im Auge. Aber Leo bezwang sich, trotzdem in ihm eine grenzenlose Wut emporstieg, denn er war hier in fremder Wohnung, in Gegenwart einer Dame.

„Darf ich fragen, mein gnädiges Fräulein, wie es Ihrem Vater geht? Ich hörte leider heute früh von seiner Krankheit! Sie wissen ja, wie herzlichen Anteil ich an allem nehme, was ihren Vater betrifft!“

Seine Stimme klang heiser, als müßte er jedes Wort mühsam hinauspressen. Er sah, als sie sich jetzt umwandte, daß ihr Gesicht totenblaß war und ihre Augen verweint. So hatte er sie noch nie gesehen, alle ihre Herbheit und Strenge schien geschwunden und hatte weiblichen weichen Zügen Platz gemacht. Er wußte nicht, was in ihrem Blicke so angstvoll zitterte.

Aber das Herz krampfte sich ihm zusammen. Langsam mit stockender Stimme erzählte sie, daß allerdings ein starkes Unwohlsein in Folge eines Schreckes ihren Vater betroffen habe, aber ehe sie noch weiter sprechen konnte, schnarrte die scharfe Stimme Horst's dazwischen:

„Verzeihen, Fräulein Grete, daß ich unterbreche. Bitte, wenn Sie lesen wollen?“ Und er schlug mit der Rechten auf das auf dem Tisch liegende Blatt,

gleichsam als bruske Einladung an Wolff, es durchzulesen.

Leo ergriff es, und las das Telegramm.

„Aktien völlig wertlos; Unternehmen war gleich von vornherein bankerott. Stadt in großer Aufregung. Man beschuldigt allgemein Wolff und Königsberger. Brief folgt. Gruß

Manzow.

Seine Ahnung! Seine Ahnung!

Aber nur keine Schwäche zeigen, nur hier nicht, wo Grete Berger war, und Horst mit impertinentem Lächeln die Wirkung des Telegramms beobachtete!

Nur keine Schwäche! Und er biß die Zähne zusammen, aber die ersten Worte klangen wie ein ersticktes Schluchzen. Einige Augenblicke lang vergaß er ganz, wo er war, ob er saß oder stand, wer und ob jemand bei ihm war. Wie geistesabwesend starrte er auf das Papier.

Niemand sprach ein Wort.

Mühsam rang Leo nach Luft, nach Fassung.

Er wandte sich an Grete, und mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, bat er sie, ihn bei ihrem Vater zu empfehlen. Er würde heute Abend noch nach Hause fahren und sehen, ob er nicht etwas erreichen könnte. Er wußte selbst noch nicht, was er damit meinte!

„Aber sagen Sie meinem Herrn Direktor, daß ich am tiefsten getroffen wurde von dem Ruin des Unternehmens. Er hat ihr Vermögen dabei verloren, mein gnädiges Fräulein. Das kann ich Ihnen viel-

leicht wieder beschaffen. Ich werde es! Aber ich verliere heute viel mehr! Ich kann Ihnen das alles nicht so sagen, aber mir ist so, als wäre nun bei mir alles, alles aus. Wenn Sie nachher an sein Krankenbett gehen, küssen Sie ihm in meinem Namen ehrfurchtsvoll die Hand!

Dabei ergriff er ihre Rechte, die schlaff herunter hing. Sie überließ sie ihm willenlos, und er küßte sie, indeß die Thränen ihm in die Augen kamen. Sie fühlte die warmen Tropfen auf ihrer kühlen Hand und die heißen bebenden Lippen; sie sah auf das dunkle Haar, das sich zum ersten Mal vor ihr tief gebeugt hatte, und ein seltsames Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, durchzog ihre Brust. Aber kein Laut verriet ihre Erregung.

Nur ihr Gesicht wurde noch bleicher, als er aus dem Zimmer stürzte.

Horst wirbelte noch immer an seinem Schnurrbart. Er fand diese ganze Scene „schrecklich sentimental."

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Die große runde Uhr auf dem Anhalter Bahnhof schlug hart und metallisch klingend ihre acht Schläge ab. Leo zählte mechanisch die Schläge mit, und als er die Zahl acht erreicht hatte, dachte er einen Augenblick an Helene.

Um diese Zeit kam sie aus dem Geschäft, um ihn zu erwarten.

Aber sofort tauchte die Erinnerung an sie wieder unter in dem wogenden Meer seiner chaotisch durcheinanderwirbelnden Empfindungen und Gedanken. Immer wieder trieb das Bewußtsein nur einen einzigen Gedanken über seine Schwelle, den Gedanken an seine Zukunft.

Nicht als ob diese ihm klar und scharf vor dem Innenauge gestanden hätte. Er war unfähig, ruhig und kühl zu denken, sondern aus dem Chaos seines Innern tauchten nur Bruchstücke auf, lose Empfindungen, blitzschnell verschwindende Gedanken, Erlebnisse der

letzten Stunden, der ersten Jugend, dann kam wieder, fast plastisch greifbar, irgend eine Scene, ohne daß er unmittelbar darauf wußte, was ihr Inhalt gewesen, dazwischen summte eine Melodie, die er irgend einmal gehört, eine gemeine Gassenhauermelodie, die garnicht zu seiner Stimmung paßte und die jeden seiner Gedanken überschrie und sich in seine reinste Empfindung hinein stahl . . .

Ab und zu murmelten seine trockenen Lippen, während er sich fast fröstelnd in eine Coupéecke drückte, ein paar zusammenhangslose Worte, die in dunkler Beziehung zu dem jedesmal sich neu emporwälzenden Bewußtseinsinhalt standen. Er hatte es nicht einmal als Glück empfunden, ein Coupé allein für sich zu besitzen. Es war ihm gleichgültig, so apathisch saß er da und starrte vor sich hin . . .

Nur das eine Gefühl besaß er klar und deutlich: eine furchtbare Angst vor der Zukunft. Er hätte nicht sagen können, warum, aber er fühlte, wenn er bei seinem Vater nicht das erreichte, was er wollte, so hatte er seinen Traum von einer ethischen Reform der Juden an seiner eigenen Person in Wirklichkeit umzusetzen. Dann stand er vor der Hauptprobe seines Lebens, dann mußte er sich lossagen von ihm! Was er eigentlich von ihm wollte, das stand noch nicht deutlich vor seinen Augen. Nur mußte es sich darum handeln, den von ihm so geliebten Personen das verlorene Vermögen zu retten.

Dabei fiel ihm hier der alte Pastor ein und dann sein Freund Richard. Und wieder empfand er

dunkel, daß auch da ein Riß entstehen mußte, ein Riß in der Freundschaft Richard's zu ihm. So vorurteilsfrei dieser auch war, so mußte es trübe Schatten auf ihre Freundschaft werfen, wenn der Vater des einen den Vater des andern für einen Betrüger hielt. Dann mußte es auch damit — aus sein.

Bei diesem Wort, das Leo's Lippen wieder laut murmelten, trat ihm der helle Schweiß auf die Stirn.

Betrüger!

Nun war es heraus! Vor diesem Wort hatte er eine fast wahnsinnige Scheu gehabt. Er hatte es gefühlt von dem ersten Augenblick an, als er von dem Scheitern des Unternehmens hörte. Er hatte es gefühlt wie eine bange kranke Angst vor etwas Unheilvollem, das mit eherner Notwendigkeit eintreffen mußte, er hatte es gefühlt, als er Greten nnd Horst gegenüberstand. Er hatte erwartet, daß man es ihm ins Gesicht schleudern würde, daß man seinen Vater so nennen würde. Aber er fand es halb wie eine Grausamkeit, halb wie eine Höflichkeit, daß man dieses Wort nicht aussprach. Aber weit schlimmer, daß man es sich dachte. Und nun, das war ja der Humor der ganzen Sache, nun fand er, der Sohn, der liebende brave, dankbare Sohn, dieses grade „ehrliche" Wort und klammerte sich mit der Wollust des sich selbst geißelnden Mönches an die Geißel, gleich welcher dieses Wort ihn ins Gesicht schlug. Er starrte noch immer wie geistesabwesend vor sich hin.

Der Zug raste weiter. Die Nacht war herauf-

gekommen und er hatte es nicht bemerkt. Die kleine Laterne in der Mitte der Coupédecke war angezündet worden, über sie hinweg polterte der Schritt des Schaffners, der die Laterne ansteckte, aber er hatte es nicht bemerkt.

Durch die offenen Fenster sah die Nacht mit tausend schwarzen Augen auf den Einsamen, der sich lang auf die eine Coupébank ausgestreckt hatte. Die frische würzige Sommerluft fegte durch's Coupé und trieb ab und zu graue Rauchfetzen von dem Lokomotivendampf hinein. Schwarzblau lag der Himmel da und die zahllosen Sterne blinzelten matt oder hell wie Kinderaugen vor dem Schlafe. Kein Wölkchen hing am Himmel und verschlang den lichten Glanz einzelner Sterne. Groß und voll, in ruhiger Einsamkeit glänzte das Silberrund des Mondes herab, und aus seinen bleichen Strahlen schien eine feine Kälte auszuströmen. Wenn der Zug durch einen Wald raste, dann schien die Dunkelheit zu wachsen, sie riß ihre schwarzen Augen auf und starrte stärker durch die Nacht. Dann klang ein klagendes Rauschen durch die Bäume, wie schwere bange Seufzer summten die Telegraphendrähte zu beiden Seiten des Zuges und blitzten weißlich, wenn ein Mondenstrahl sie traf. Dazwischen dröhnte das Rasseln und Sausen des Zuges eintönig durch die Nacht, daß ein schmerzliches Brausen den Kopf des Liegenden durchzog. Wenn dann der Wald sich lichtete und eine freie weite Ebene den Zug schweigend grüßte, dann schien die Dunkelheit zurückzuweichen, gleichsam als ob sie sich in

den Wald verkriechen wollte, ein bleicher Dämmer lag auf der Ebene und schien in der Ferne immer bleicher und bleicher zu werden, bis er ganz hinten am Horizont in ein formloses graues Einerlei ausging. Ein Wärterhäuschen nach dem andern flog vorbei, ein Dorf nach dem andern. Manchmal war noch Licht in einzelnen Häusern und schien und flackerte unstet und rotglühend durch die fahle Nacht wie große brandrote Augen. Und donnerte der Zug rasend über eine Brücke, so gähnte das Wasser tiefe Dunkelheit entgegen, während einzelne breite Streifen im Mondlicht silbern erglänzten. Ein feiner Dunst vom bleichen Wasserdampf webte zerflatternd und sich zusammenballend auf der Spiegelfläche und nahm, aus der Ferne gesehen, riesenhafte Gestalten an, die gespenstische Pantomimen im Mondlicht aufführten. Wenn der Zug sich einer Haltestation näherte, dann erscholl klagend und langgezogen der Pfiff der Lokomotive unter Dampfprusten und verlangsamten Wagenrasseln durch die Nacht. Dann ging Leo schlaff ans Fenster und sah hinaus auf den Perron, auf die bleichen übernächtigen farblosen Gesichter einzelner neuer Passagiere, auf den Kellner, der monoton allerhand Speisen mit schläfriger Stimme anbot und sich zusammennahm, um nicht zu gähnen. Ab und zu tauchte ein müdes Gesicht schläfrig und verdrossen aus einem Coupé und verlangte mürrisch irgend etwas.

Dann pfiff es wieder so stark, daß es ihn schmerzte, und der Zug setzte sich in Bewegung. Seine Kopfschmerzen nahmen zu mit dem monotonen

Geraffel des Eisenbahnzuges. Unaufhörlich fand jeder einzelne Wagenstoß, jedes Rasseln ein schmerzhaftes stechendes Echo in seinem Kopfe, daß er sich stöhnend hin- und herwarf, die verschiedensten Lagen durchprobierte und doch vor Kopfschmerz nicht Schlaf fand. So war es ihm in jeder Nachtfahrt ergangen, aber so starke nervöse Schmerzen hatte er noch nie gefühlt. Wie ein schwerer Druck lag es ihm auf dem Gehirn, beängstigend und beklemmend, indeß er an den Schläfen ein Stechen empfand, als wenn mit grausamer Monotonie und Beständigkeit tausend Nadeln sich einbohrten und wieder herausrissen. Dazu kam, daß er seit gestern Mittag keinen Bissen hatte essen können. Das vermehrte seine Unlustempfindung, ohne daß er darauf geachtet hatte, woher sein Uebelbefinden kam. Er hatte nun alles vergessen, jede Einzelheit des letzten Tages, die ihn geschmerzt hatte, vor den physischen Qualen, die er ertragen mußte; da war als Rest seiner ganzen qualvollen Ueberlegungen nur ein heftiges physisches Schmerzgefühl geblieben, das sich mit seinen körperlichen Leiden verschmolz.

So lag er da, wie zerschlagen, zuweilen fröstelnd vor Fieber, zuweilen heiß zum Ersticken, zwischen den offenen Fenstern des Coupés, das die frische Nachtluft durchzog. Er starrte auf das gelbe kleine Lichtfünkchen der Coupélampe an der Decke wie ein Toter mit offenen Augen, apathisch, schlaflos, traumlos . . .

Er hatte keine Gewalt mehr über seine Gedanken. Sie kamen, sie gingen, eine bunte Flucht krauser Erinnerungen, die Reste gestorbener Eindrücke, wahllos,

ziellos, ohne Ende. Mit heißen offenen Augen ließ er das Sturzbad über sich ergehen. Wenn er eine Erinnerung festhalten wollte, um ihr ins Gesicht zu sehen, um sie über sich und seine Vergangenheit auszufragen, um irgend eine holde, liebe Situation noch einmal durchzuleben, so verschwand sie, von einer andern entgegengesetzten verdrängt, ohne daß er auch nur ein Atom Willen verwandt hätte, um ihrer Herr zu werden. Und wenn er die Augen aufschlug und in das einsame gespenstische Lämpchen über sich sah, oder hinaus in die Nacht, dann wußte er nicht, ob er geschlafen und geträumt hatte, ob und was in ihm vorgegangen war. Dann regten sich wieder seine physischen Schmerzen mit verdoppelter Gewalt, als ob sie wußten, daß er jetzt an gar nichts dachte und nun Zeit hätte, ihre Bitterkeit ganz auszukosten.

Einmal legte er, als er am Fenster stand und hinaussah, seinen schmerzenden Kopf an die senkrechte Fensterkante, aber das ewige monotone Rütteln und Schütteln des Wagens verstärkte noch seine Schmerzen bis ins Unerträgliche. Er hatte das Gefühl, als wenn er umfallen müßte vor Mattigkeit und Schmerz. Aber er biß die Zähne aufeinander und hielt sich mit beiden Händen an dem offenen Coupéfenster fest.

Ein Windstoß fegte eben herein und machte ihn fröfteln. Die Nachtluft war kühl geworden. Aber er wollte sich nicht mehr auf die Bank legen. Deshalb blieb er am Fenster stehen und sah nach dem Himmel. Hier waren viele Sterne schon so matthell geworden, als wären sie dem Erlöschen nahe und pufften noch

ein paar Mal blinzelnd auf. Auch hatte die Dunkelheit ihren bleichen mondglänzenden Schimmer abgelegt, als hätte die Luft ihn entführt, wie den feinen Staub von Schmetterlingsflügeln, und an seine Stelle war ein schläfriges, verdrießliches Grau getreten. Die Dämmerung kündigte das Erwachen des Tages an, und in der That erblickte Leo mit müden, brennenden Augen am Horizont hinten den ersten matten Streif schmutzigen Weiß. Auch vermochte er schon einige Umrisse von Häusern zu erkennen, wenn der Zug an Dörfern vorbeiraste.

Die herbe Morgenluft that ihm gut. Sie kühlte sein heißes Gesicht, und seine fiebernde Stirn empfand die Kühle wie eine Wohlthat. Aber in dem Grade, wie er zu sich selbst kam, wachten die trüben Gedanken wieder auf, die seelischen Schmerzen, die er gestern erlitten, und nach und nach rang sich wieder die klare Erkenntnis von dem empor, was er gehört hatte, was er wußte, was er von seinem Vater wollte.

Und wieder stand die Scene vor seinen Augen, als er mit Horst und Grete zusammen war. Da hatte er instinktiv gefühlt, als sie einander haßerfüllt gegenüberstanden, welch eine Welt zwischen ihnen lag. Hier hatten sich der Deutsche und der Jude einander gegenübergestanden, beide von dem jungen Geschlecht derer, die an der Zukunft bauen sollten, hier hatten sie die Rollen getauscht, hier war Horst nicht mehr der Werther, sondern er war es, er vertrat mit seinem ganzen Herzen die Macht des Gefühls, er war es, der die Wertherrolle mit seinem Herzblut zu spielen

hatte, während Horst der nüchterne deutsche Rationalist und Streber war, der Judenhaß empfand aus Instinkt und aus Berechnung. Aber hatte er ein Recht, Horst als Typus der jungen Generation anzusehen, war es nicht weit eher Richard Manzow, sein großer, starker, treuer Richard, der . . .

Hier brach seine Gedankenkette ab, denn als er hinaussah, erblickte er hinten am Horizont einen feinen graugelben Streifen. Die Dämmerung war furchtsam immer weiter zurückgewichen, und es lag ein unheimliches, totes Grau auf der Erde, als ob sie sterben wollte. Aber hinten wuchs der gelbe Streifen goldig aus und wurde breiter. Nun ergriff seine Färbung die benachbarten Wolken, die langsam sich in das gelbe Farbenmeer tauchten und nun hell und freudig am Himmel vorrückten. Es war, als wollte das lebensfrohe und kühne Gelb vorrücken zum Kampfe gegen das tote Grau des Himmels, der Nacht. Die Sterne wichen immer ängstlicher und bleicher zurück. Das ferne Gelb wurde immer dunkler und dunkler, bis es in funkelndem Golde prangte. Nun mischte sich ein feiner angenehmer Ton hinein, der anschwoll und eine schwache rosenrote Färbung annahm.

Die Sonne kündigte sich an.

Leo's Auge trank gierig dieses einsame Schauspiel, als ob es sich nur für ihn in dieser unendlichen Stille darstellte. Ein wunderbares Strahlenheer schoß von dem ersten funkelnden glutroten Sonnenstreifen aus, den die Sonne in den Horizont hineinschob. Das

flammte in Purpur, Rot, Orange und Gelb, und verschmolz an den Grenzen zu feinen Farbennüancen.

Leo schaute dieses herrliche Schauspiel mit tiefer Empfindung an. Es war ihm so feierlich dabei zu Mute, als er die Sonne feuertrunken und glutdampfend emportauchen sah in ewig siegreicher Schöne. Er hatte sie ja so lange nicht frei und nicht durch Großstadtdunst gesehen, sie, die freie herrliche Sonne! Das stimmte ihn so ernst, so wehmütig!

Eine bleiche Helle lagerte auf der Ebene. Er sah nach der Uhr. Sie zeigte vier. Nun hatte er noch fast vier Stunden zu fahren und er war daheim. Er fing an unruhig zu werden. Er setzte sich wieder und versuchte nachzudenken, scharf und klar sich darzulegen, was alles vorgefallen. Aber kaum waren seine Gedanken bei dem Ruin des Aktienunternehmens angelangt, da geriet sein grübelnder Verstand auf das Wort, das ihn bereits stundenlang beschäftigt und gequält hatte.

Betrüger!

War dieses Wort nicht berechtigt? Und er suchte in seinen Taschen herum und las ein Telegramm. „Allerdings pleite. Wozu kommen. Alles in Ordnung! Fein! Fein! Gruß

Dein Vetter Königsberger!"

Dieses Telegramm hatte er erhalten, als er nach seiner Scene mit Horst und Grete in seiner Aufregung telegraphisch zu Hause angefragt hatte, ob die Nachricht von dem Ruin des Unternehmens wahr sei. Immer wieder las er die Antwort, die er erhalten,

und wurde immer unruhiger. Daß Königsberger bei einer so wichtigen Sache antwortete, war nicht weiter auffällig. Gewiß hatte sein Vater alle Hände voll zu thun, aber das „Alles in Ordnung", war doch befremdend. Wenn das Unternehmen eben ruinirt war, dann mußte auch seines Vaters großer Anteil verloren sein. Damit aber war sein Vater in seinen, Leo's Augen, moralisch gerettet, und er hätte dann dankbar aufgeatmet. Dann wäre es eben eine falsche geschäftliche Spekulation seines Vaters gewesen, die er mit dem Verlust einer großen Summe gebüßt hätte, und die leider auch viel kleine Leute, welche den Verlust ihrer Ersparnisse nicht leicht verwinden konnten, auch mit in den Sturz verwickelt hätte. Das war eine rein geschäftliche Schuld seines Vaters gewesen, aber moralisch war er dann in seinen Augen gerettet. Dann war er nicht einer jener eigennützigen, gewinnsüchtigen Juden, die er so sehr haßte.

Aber das „Alles in Ordnung" warf diese Annahme über den Haufen. Er grübelte nach, und immer wieder nach, aber sein Resultat war immer dasselbe.

Wenn das Unternehmen ruinirt war, dann mußte auch seines Vaters Anteil, der ja Dreiviertel der ganzen Aktien auf sich genommen haben sollte, auch verloren sein. Wenn nun „Alles in Ordnung" war und sein Vater nichts verlor, dann konnte nur ein Betrug, ein grenzenloser Betrug seine Hand im Spiele gehabt haben. Eine andere Möglichkeit gab es nicht! Vielleicht irgend ein Börsencoup, dachte sich Leo, von

dem er gar keine Kenntnis hatte, vielleicht eins der Manöver, die nicht dem Strafrichter verfallen und doch moralisch gemein waren, tief gemein.

Wenn seine Gedanken an dieses Ende angekommen waren, dann wurden ihm die Augenlider heiß und er glaubte immer, im nächsten Augenblick würden ihm die Thränen aus den Augen stürzen. Ihm war zu Mute, so verzweifelt, daß er sich lang auf den Boden hätte hinlegen mögen vor unaussprechlichem Weh. Dann gellten ihm immer die beiden Worte „alles aus" in den Ohren, und er wußte nicht, ob er weiterleben konnte mit diesem Herzen voll Anklagen gegen seinen Vater, mit dieser Schmach an seinem Namen.

War das die große sittliche Reformation?

Hatte er nicht immer von den Alten gepredigt, die anders seien als die Jungen? Und glaubte er, sein Vater wäre eine Ausnahme, wäre weniger „Jude" gewesen, als jeder andere? Nun bewies dieser seine Zugehörigkeit zur alten Generation, nun stand er, Leo, vor der großen Prüfung seines Lebens und nun versagte seine männliche Kraft? Nein, murmelte er in sich, das sollte nicht geschehen. Mit seiner ganzen Kraft wollte er an sich arbeiten, um teilzunehmen an der Arbeit, an der Mission des deutschen Volkes.

Da fiel ihm wieder Horst ein, und er fühlte, wie unmöglich es war, mit diesem Hand in Hand zu gehen. Dessen Haß gegen ihn, den Juden, war zu mächtig, als daß er hätte erwarten mögen, man würde ihn mit bereitwilligen Armen aufnehmen.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Und er verzweifelte ganz!

Hier das alte jüdische Geschlecht, dort die junge deutsche Generation, im Antlitz und im Rücken Feinde, hier hieß es ausharren oder mutig untergehen.

Aber war nicht auch Richard einer der jungen Generation, sein Richard?

Jedoch nicht lange verweilte sein Geist bei diesen Fragen. Das Knistern des Papiers, das ihm entfallen war und das er mit Füßen getreten, weckte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

„Fein! Fein!" hatte auf dem Telegramm gestanden. Und da sah er im Geiste schon vor sich die gedrungene Gestalt mit dem jüdischen Gesicht und den dicken Wulstlippen, diesen Königsberger! Fein! Fein! das war ja eine Lieblingsredensart von ihm, wenn ihm etwas besonders Schlaues gelungen war. Dann zog er den Kopf zwischen die Schultern ein, hob die rechte Hand bis ans rechte Auge, preßte den Zeigefinger gegen den Daumen, kniff die Augen zusammen und schmunzelte vergnügt:

„Fein! Fein!"

Und er fühlte wieder eine Art Grauen vor diesem krötenartigen Wesen! — — —

— — Nun war es bereits halb Acht. Er hatte keine Ruhe mehr und stand aufgeregt am Fenster. Jedes Dorf, an dem der Zug vorbeibrauste, kannte er. Drüben lag Gemmersdorf, dort Fredersheim, wohin er als Schüler so oft Partien unternommen hatte. Immer näher kam er seiner Heimat. Immer mehr

sprachen die Orte, die Bäume, die Felder von Erinnerungen aus seiner Kinderzeit. Dort die Schloßruine vor der Stadt, zu der er mit Richard oft hingewandelt, wo sie oft knabenhaft geschwärmt . . . .

Und hier überwältigte ihn das Gefühl der Wehmut, daß ihm fast die Thränen in die Augen stiegen. Die schwere Nacht, die er überstanden, die seelischen Qualen, die er erduldet, seine nervösen Kopfschmerzen im Verein mit einem nagenden Hungergefühl, machten ihn noch dazu zum Umfallen schwach.

Er hielt sich mit beiden Händen an dem Fenster fest, während seine Augen wie durch einen Schleier alle Gegenstände vor sich vorbeifliegen sahen, den Schloßpark, das Flüßchen, die Brücke, die kleine Fabrik. Er sah Menschen, er hörte Stimmen und Wagenrasseln, aber alles gedämpft wie aus weiter Ferne.

Er erkannte niemanden, er starrte immer nur, die Thränen im Auge, vor sich hin, in stumpfem dunkeln Gefühl.

Er empfand nicht mehr seine körperliche Schwere, ihm war, als wäre er federleicht, körperlos, als schwämme er im Ozean der Luft, wesenlos, ein Schatten, ein Hauch. Er hörte nicht das Pfeifen, nicht das mächtige Pusten der anhaltenden Lokomotive auf dem Bahnhofe, nicht das Klappern der sich verlangsamenden Räder, nicht das Rufen und Schreien Vorübereilender, sondern hielt noch immer beide Hände um das Fenster gekrampft.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Als der Schaffner die Thür seines Coupés aufriß, sah er nicht, wie einige Leute, die ihn kannten, auf ihn zueilten. Er starrte sie an wie geistesabwesend, und als er einen Schritt nach vorwärts machte, da griff er in die Luft, da taumelte er und sank lautlos aus dem Coupé zur Erde . . .

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Man brachte ihn in die Bahnhofsrestauration und bemühte sich, ihn aus seiner Ohnmacht zu erwecken. Diese mußte nicht tief gewesen sein, denn schon nach einigen Minuten regte er sich, schlug die Augen auf und starrte die Leute, die vor ihm standen, wie geistesabwesend an. Nach und nach kam ihm das Bewußtsein wieder und als er das ihm wohlbekannte Gesicht des Postsekretärs sah, ward ihm klar, wo er war. Mit einem Ruck erhob er sich. Als er stand, schwankte er ein wenig, so schwach fühlte er sich, aber sein Geist war mit einem Male von unheimlicher Klarheit. Er wußte, was er hier wollte, warum er hier war, was die nächste Stunde ihm bringen mußte. Er dankte den Leuten für ihre Bemühungen und ging hinaus aus dem Bahnhofsgebäude, und fragte nach einem Wagen.

Als dieser sich langsam in Bewegung setzte, und Leo ein Haus nach dem andern erkannte, da schlug ihm das Herz fast hörbar vor innerer Erregung.

Diese Stille, diese kleinen winklichen Häuser, diese paar Menschen, die die Straßen entlang schritten, dieses holprige Pflaster, das den Wagen immer ruckweis emporstieß und ihm empfindliche Kopfschmerzen verursachte, das war noch sein altes, liebes Heimatstädtchen. Immer stärker wurde seine Aufregung. Da sah er einen Bekannten die Straßen entlang kommen, den Apotheker, bei dem ihm, als er noch Knabe war, immer die großen Hände und Füße aufgefallen. Er grüßte aus dem Wagen, daß dieser ihn verblüfft ansah.

Aber er grüßte nicht wieder? Wirklich nicht? Er mußte ihn gesehen haben, und er grüßte nicht wieder! Was war das?

Leo wurde totenblaß. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Dann stieg ihm wieder die Röthe der Wuth ins Gesicht, daß er hätte aus dem Wagen springen und den Kerl an die Brust packen können: „Warum grüßt Du nicht. Was habe ich Dir gethan?“ Er spähte nach einem anderen Bekannten aus, dem er begegnen konnte. Aber gerade, weil niemand weiter seinen Weg kreuzte, stieg seine Erregung ins Maßlose. Immer näher kam er seinem Hause. Jetzt fuhr er bei dem Pastorhause vorbei, aber seine forschenden Augen sahen niemanden am Fenster. Dieses Haus weckte wieder die Erinnerung an des Pastors Telegramm und er biß die Zähne fest aufeinander. Nun wußte er, was er hier zu thun hatte. Stark wollte er sein, denn er hatte eine große Pflicht zu erfüllen, eine große bittere Stunde durchzukosten.

Als der Wagen knarrend vor seinem Hause

hielt, flimmerte es ihm vor den Augen und ihm war, als sollte er noch einmal umfallen vor Erschöpfung. Er stieg langsam aus. Er sah durch das Parterre-fenster, wo sich das Comptoir seines Vaters befand, in das maßlos erstaunte Gesicht Königbergers, der bei dem Anhalten des Wagens vom Schreibpult auf-gesehen hatte.

Als Leo in den Hausflur trat, eilte ihm Königsberger entgegen, indem er ihm die Hand ent-gegenstreckte, indeß er den Federhalter zwischen den Zähnen hielt und unbeholfen hervorstieß:

„Nu, Leo, Du hier. Haste nich bekommen mein Telegramm? N' Tag?"

„Wo ist Papa?" fragte er mit müder Stimme.

„Der Onkel is noch oben!" klang die mit breitem polnisch-jüdischem Accent gesprochene Antwort.

Mit schweren Schritten ging Leo die Stufen empor in das erste Stockwerk, gefolgt von den leisen Schritten Königsbergers, der ihn und sein totblasses Gesicht mit unsicheren Blicken musterte.

Das Schweigen Leo's beunruhigte ihn.

Ein paar Stufen vor der Thür des ersten Stock-werks sprang er an ihm vorbei, um zuerst oben zu sein und die Nachricht von der Ankunft Leo's dem alten Wolff als erster mitzuteilen. Er klingelte heftig.

Als das alte Dienstmädchen ihm die Thür öffnete und mit einem Laut des Erstaunens Leo sah, eilte Königsberger voraus. Einige Thüren klappten heftig hinter ihm zu.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

„Du, Onkel. Er ist da, der Leo! Hab ich mirs nicht gedacht! Er ist ja so meschugge!“*)

Der alte Mann sprang auf. Sein gelbes Pergamentgesicht zeigte einen Ausdruck von lebhaftem Erstaunen und Sorge, aber ohne Königsberger zu antworten, ging er auf seinen Sohn zu, der eben in die Thür getreten war.

„Guten Morgen, Papa“, sagte er weich, und eine tiefe Rührung ergriff ihn, als er den alten Mann sah mit der krummen Nase und dem schwarzen mit grau gemischten langen Bart, das Gesicht durchfurcht von scharfen Linien und den Kopf ein wenig nach vorn gebeugt durch die Last der Jahre und Arbeit.

Er küßte ihn, wie er es stets gewohnt war.

Der Alte murmelte ein paar Laute, die als Begrüßung gelten sollten. Er sah besorgt in das krankhaft bleiche Gesicht seines Sohnes, das einen so herben Zug um die Mundwinkel hatte. Sie sahen sich beide an, als sie einander gegenüberstanden, während Königsbergers Blicke lauernd von dem einen zum andern schossen.

„Willst Du nicht gehen schlafen, Leo? Bist doch gefahren die ganze Nacht! Und gewiß müde. Willst Du nicht trinken Kaffee? Oder essen was? Setz Dich hin, und zieh Dir die Stiefel aus, und leg Dich hin auf das Sopha! Oder willst Du gehen auf Dein Zimmer? He, Kathinka, mach für den jungen Herrn s' Bett zurecht!“

---

*) Verrückt.

Und wie ein kleines Kind führte er seinen Sohn zum Sopha, auf dem dieser matt zusammensank. Aber wenn er sich auch müde und schlaff fühlte, so hing doch sein Geist mit hartnäckiger Energie an dem einen Gedanken fest: Er mußte wissen, wie es um das gescheiterte Unternehmen stand, wie sein Vater daran beteiligt war.

Er lehnte jede Speise, jeden Trank ab. Er zitterte vor der ersten Frage bang zurück und versuchte jedes Mal den Mund zu öffnen, wenn sein Vater sich mit einer neuen Frage an ihn wandte, wenn er sich liebevoll um ihn bemühte.

„Du siehst aus wie krank, Leo? Fehlt Dir was? Warum bist Du jetzt gekommen? Hast doch geschrieben, erst Mitte September! Nun, hast Du gearbeitet mit dem Herrn Direktor? Ein feiner Herr, ein nobler Herr", sagte der Alte, um seinen Sohn zum Sprechen zu bewegen. Dessen Stillschweigen, dessen blasses verstörtes Gesicht verursachte in ihm ein seltsames Angstgefühl, daß er ihn zum Sprechen bringen wollte.

Bei der Erwähnung des Direktors kam Leo wieder zu sich. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, seine Lippen bebten, als er sie öffnete und schlossen sich, nachdem sie ein heiseres Stöhnen ausgestoßen. Endlich fand er die Frage:

„Also das Unternehmen ist verkracht, Papa?"

Der Alte sah unschlüssig bald auf Königsberger und bald aus dem Fenster. Er nickte blos mechanisch mit dem Kopfe.

„Total pleite!“ mischte sich Königsberger ein, daß Leo ihn von oben bis unten mit großen Augen ansah, starr und fest, so daß dieser nicht wußte, was das zu bedeuten hatte und in seiner Verlegenheit laut lachte.

„Und soviel kleine Leute auch mit? Der Direktor mit dem Vermögen von Fräulein Grete, der Pastor auch und der Apotheker? Was?“ zischte er zwischen den Zähnen hervor.

Der Alte nickte wieder mechanisch mit dem Kopfe. Er wußte noch nicht, was sein Sohn mit seinen Fragen bezweckte, doch konnte er es nicht über sich gewinnen, wie er es so oft gethan, zu sagen: „Kümmere Dich um Deine Bücher!“ Er hatte heute eine seltsame Scheu davor, seine väterliche Autorität geltend zu machen, denn nicht Neugier sprach aus dem bleichen verzweifelten Gesicht seines Sohnes, sondern etwas anderes, etwas ganz anderes, das er nicht enträtseln konnte und das ihm dumpfe Besorgnis einflößte.

„Nu selbstredend sind se auch verloren gegangen, die Berger, Manzow und die andern, sieh'ste Leo, das ist eben der Kniff! Fein! Fein!“ mischte sich Königsberger wieder ein. „Wir haben alles raus! Hätt'st also gar nicht brauchen kommen! Wir sind fein gesichert, und noch 'n Profit! Ich sage Dir, fein, fein! Die dummen Gojims . . .

Da hielt er bestürzt inne. Er sah in das schreckensbleiche Gesicht Leo's, wie jeder Tropfen Blut aus ihm gewichen, er sah in große starrblickende Augen, aus denen alles Bewußtsein geflohen schien, und dann

sah er, wie Leo's Kopf auf den Tisch sank. Er hörte ein Weinen, das so dumpf und gebrochen klang, als käme es aus tiefster Brust und ränge sich nur mit Mühe los in einzelnen heiseren Lauten wie die kurzen rauhen Schreie eines totwunden Hirsches . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Er starrte verblüfft auf den Dasitzenden, . . er wußte nicht, warum er weinte. Er ahnte nicht einmal einen Grund, der den richtigen in irgend einem Punkte berührte, sondern fand für Leo's Benehmen nur sein jüdisches Kraftwort „einfach meschugge." Aber da er sah, wie eifrig sich der Alte bemühte, seinen Sohn zu beruhigen, wie besorgt er um ihn that, wie um ein kleines krankes Kind, da trat er auch mit unsicheren Schritten an ihn heran und murmelte ein paar Worte. Er legte seine Hand auf Leo's Schulter und sagte:

„Nu, sei nur ruhig! Wir haben alles! Du brauchst nich so zu sorgen für uns! Fein, Fein!"

Da fuhr Leo auf, daß der Arm seines Vaters, der auf seinem Haupt lag, herabglitt, und schlug Königsberger mit der geballten Faust ins Gesicht.

Dieser taumelte. Er wurde rot vor Wut und Erstaunen über diesen unvorhergesehenen Angriff und fing an, ihn mit Schimpfworten zu überhäufen, da er nicht wagte, den Schlag Leo's mit gleichen Thätlichkeiten zu erwiedern. Der alte Mann jammerte und wußte nicht, wem er Recht geben sollte.

„Das ist der Dank, Onkel", schnaubte Königsberger, indeß sein Gesicht immer mehr anschwoll vor

Haß gegen seinen Vetter, dem er seit Jahren mit instinktiver Abneigung gegenübergestanden hatte, „hab' ich mich für Dich abgearbeitet wie ä Pferd, Tag und Nacht, und nu kommt Dein Sohn, dieser Goj, und schlägt mer ins Gesicht! Für meine Arbeit? Hab ich Dir nich geraten ßu dem feinen Verkauf von de letzten Aktien, und ßu de Besprechungen in de großen Zeitungen? Und hab gearbeitet für Deinen Sohn 'n Tag und de Nacht? Ich wer' gehn, wenn de willst, Onkel. Gewiß wer' ich gehn! Ich kann nich mit so ä Meschuggenem zusammen sein!"

„Und das nennst Du „verrückt", weil ich mich gegen Deine Gaunerei empöre?" zischte Leo wütend darüber, daß Königsberger sich noch für beleidigt halten konnte. „Ich weiß ja nicht, was Ihr gethan habt, Papa mit Königsberger, aber daß alle ihr Geld verloren haben, und Ihr nicht, im Gegentheil, Ihr habt noch Gewinn gehabt, das faff' ich nicht, das begreife ich nicht! Das kann nicht ehrlich sein, das ist einfach eine Infamie . . ."

„Leo", schrie die Stimme des Vaters, „was sagst Du? Ein feines, ein schlaues Börsengeschäft, was sie machen alle, das nennst Du — so — mit diesem Wort. Du verstehst nichts davon!"

„Nu, der Onkel hat ganz Recht!" Und Königsberger entwickelte ihm das ganze Manöver, mit dessen Hilfe die Aktien aus ihren Händen zum unnatürlichen Preise verkauft worden waren. Seine Augen glänzten vor Vergnügen über die „fein, feinen" Combinationen, die er entwickelte. Aber Leo verstand ihn nur halb,

so angestrengt er sich trotz seiner Mattigkeit bemühte, Königsbergers schlauem Börsencoup zu folgen. Nur das eine bohrte sich mehr und mehr als Gewißheit bei ihm fest, daß dieses ganze Manöver sich auf einem unendlich feinen, berechneten, raffinierten Betrug aufbaute, der haarscharf am Gesetz vorbeiging.

Nun hatte seine Verzweiflung ihren Höhepunkt erreicht. Er hörte nicht mehr zu, wie sie ihm beide eifrig zuredeten, zu Bett zu gehen und sich auszuruhen. Er sehe so verstört aus. Sie befürchteten, er würde noch krank werden. Aber apathisch saß er da und dachte immer an das eine Wort „Betrüger". Als er einmal emporsah, sah er starr auf das Bild an der Wand, aber keine Miene seines Gesichtes verriet, daß er das Bild erkannte.

Erst als sein Vater mit zitternder Stimme bat: „Leo, geh doch schlafen," da erwachte er aus seiner Lethargie. Er erkannte das schmale, feine Gesicht seiner Mutter im schwarzseidenen Kleide. Es stieg in seinem Halse etwas empor, das ihn zu ersticken drohte.

Da hörte er, wie die Stimme Königsbergers zornig sagte: „Nu, was will er? Hat er nicht bekommen immer Geld? Hat er es nicht genommen? Wozu hast du dein Lebtag gearbeitet, daß jetzt der grüne Junge zu Dir sagt: „Infamie?" Arbeit's Du nicht für ihn? Ist das Geld, das Du hast gewonnen, nich für ihn? Nu, warum soll ich ruhig sein? Mags der Leo hören? Hat er nicht genommen von dem Gelde, und gesoffen und gegessen wie ä Goj? Hat er gefragt,

woher es ist? Nu, wenn er es hat genommen, warum die Gesaires und Geschichten?"

„Ich wünschte, ich hätte es nie gethan, Papa!"

„Nu, was hättste dann gemacht? Kannst de leben von Träumen und Bücherlesen? Kannste Dir was verdienen? Nu, wenn de das nicht kannst, was redst Du? entgegnete mit frecher Miene sein Vetter.

„Hat er nich Recht, Leo," mischte sich nun sein Vater ein. „Für wen arbeit' ich? Für wen habe ich das große Vermögen unberufen gespart? Und das letzte auch? Gönn' ich mir was? Nu ich will ja auch nichts, aber ich hab' dir gegeben, wenn du wolltest haben, für Bücher, und Stunden, und Alles, was ich nicht gehabt hab' in meiner Jugend, wo ich gegangen bin mit Hosenträgern und Kämmen von Haus zu Haus. Und nu kommst Du und sagst mer, ich hätte die Christen betrogen, und sagst mir das auf meine alten grauen Haare."

„Ja, Onkel," warf erregt Königsberger ein, „er ist geworden der reine Goj durch den langen Manzow, Du nimmst sie in Schutz, weil Du die Gojim nicht kennst. Ich aber" — seine Augen blickten Rachsucht und Wut — „ich kenn' se und hab eine Wut auf sie. Hast Du bekommen wie ich als kleiner Bocher von vier Jahren Prügel, wenn ich mich gezeigt hab' auf der Straß'? Und hat man geschrien „Mauschel" und Dir gespien ins Gesicht? Wie zu Hause bei mir? Hast Du gehungert und wenn Du wolltest hingehn und sagen: „Nu, ich habe Hunger", hast Du da bekommen ein Fußtritt vor'n Leib, daß sie hingestürzt

ist, meine selige Mutter? Hast Du diese Gojim gesehen, diese Christen? Nein, und nu weißt Du, warum ich solch ä Haß habe, wenn ich sie sehe! Habe ich nich ä Herz wie sie und bin ich nich ä Mensch wie sie? Und nich ä Stück Vieh? Gewiß haben wir se' betrogen, aber fein, fein! Und nun können se kommen, deine Gojims Manzow und Berger, nu können sie kommen, die dummen, dummen Gojim!" . . .

Er hatte etwas Wildes in seinen Worten, die er heftig und rauh hervorstieß, als wollte er einmal hinausschreien, welch leidenschaftliche Rachsucht die Behandlung der Christen in seinem Herzen großgezogen.

Nun verzweifelte Leo ganz. Er sah einen ungeheuren Abgrund zwischen sich und den beiden vor ihm stehenden Juden, der sich durch nichts überbrücken ließ. Sein Geist klammerte sich an die beiden Namen, die Königsberger zuletzt genannt hatte. Und da fiel ihm wieder ein, daß es nun aus war mit seiner Freundschaft zu ihnen, unwiderbringlich aus. Sollte er ihnen jetzt sagen: „Gebt euren Raub heraus! Ich will nichts von Eurem Sündengeld", sie hätten ihn gar nicht verstanden! Und wenn er ihnen sagte: „Gebt zurück, was ihr nur durch raffinierten Betrug erlangt habt," sie hätten ihn für verrückt gehalten. Es gab ja keine gemeinsame Brücke für sie, wo sich ihre Lebensanschauungen verständnißvoll begegnet hätten. Ein Entschluß stieg in ihm auf, ein Entschluß, der ihm alles Blut aus dem Gesicht jagte und ihn fast zum Umfallen brachte: Lossagen von denen, mit welchen er keine Gemeinschaft fühlte und keine- haben

wollte. Aber noch zitterte dieser Entschluß mit unbestimmten Umrissen durch seine Seele, ohne feste Gestalt, aber er hatte das bange Gefühl, als wenn er bald greifbare Gestalt annehmen und ihn einmal völlig beherrschen würde.

Winkte da nicht drüben seine Mutter schmerzlich mit den Augen? Oder weinte sie? Wie durch einen Schleier sah er das Bild an, unverwandt, als wollte er sich Antwort holen auf die bange Fragen, die in seinem Innern drohend sich erhoben.

Er wollte noch einen letzten Versuch machen. Er sprach von Grete Berger, deren Vermögen verloren sei, der Tochter seines Lehrers, dem er dankbar sein müsse sein ganzes Leben hindurch, von Manzow, dessen Sohn sein liebster Freund sei und sein vertrautester Kamerad. Nun müsse ja alles aus sein.

„Ich verliere einen zweiten Vater, die Freundschaft einer Familie, und mit meinem Freunde ein Stück meines Herzens!“

Seine Stimme klang bewegt. Er stand auf und stellte sich vor seiner Mutter Bildnis hin, als erwarte er von ihr Billigung seiner Worte.

„Was heißt,“ rief Königsberger, „willste, daß wir sollen ihnen geben zurück das Geld? Stuß.“

„Es that mir ja auch leid, daß Manzow und Berger dabei waren. Aber kann ich dafür Leo, bedenk' doch,“ wagte der alte Wolf einzuwenden, „daß se ganz alleine ihr Geld anlegen wollten in diesen Aktien!“

„Und wenn Du ihnen willst geben ihr Geld,“

spottete Königsberger mit höhnischem Lachen, „werden sie es nehmen, Berger und Manzow? Von uns, den Juden, ein Geschenk? Stuß! Sie werden es nicht, diese dummen Gojim!“

„Gewiß nicht,“ bestätigte der Alte.

„Und wär' auch meschugge, es zu geben? Seit wann macht man solche Geschäfte?“ schloß Königsberger.

Leo stand noch immer vor dem Bilde der blassen Frau. Einsame Streifen Sonnenlichts glitten eben durch das Fenster hin über das bleiche Gesicht, das es fast bekümmert aussah. Die hellen Thränen schossen ihm in die Augen, während er es fest anblickte, als hielt er stumme Zwiesprache mit der Toten.

Nun wandte er sich langsam um. Mit einer Stimme, so seltsam gebrochen, daß sie die Beiden schweigen machte, sagte er leise:

„Ich habe heute so viel verloren. Alle Menschen, die ich lieb gehabt habe, durch Dich, Papa. Nun habe ich auch Dich verloren!“

Und er ging langsam und bedächtig nach der Thür, langsam und bedächtig, um zu sehen, ob er nicht fehl trat, denn er befürchtete umzufallen vor Schmerz und Erschöpfung. Er fühlte sich namenlos elend und krank.

Als sein Vater auf ihn zueilte und ihn am Arm fassen und festhalten wollte, wich er instinktiv aus, fast als ob er Furcht empfinde vor dieser Berührung und sah ihn mit einem Blick an, mit einem Blick . . . , daß der Alte festangewurzelt stehen blieb.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Die Thür schlug hinter Leo langsam zu, aber der alte Mann stand noch immer da und starrte ihn nach.

Er hörte, wie Leo nach seinem Zimmer im zweiten Stockwerk ging, er hörte die langsamen Schritte immer leiser werden, aber noch immer stand der alte Jude da, und starrte vor sich hin, als hätte er eine fremdartige Erscheinung gesehen. . . .

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage lag Leo bereits schwer krank zu Bett. Nur selten kam ihm die Besinnung wieder, meist lag er in irren Phantasien und stieß allerhand Worte aus, die einzigen Brücken, welche sein krankes Seelenleben nach außen hin schlug. Nie erwähnte er in seinen irren Worten seinen Vater, so sehr sich auch der alte Mann an seinem Bette danach sehnte. Meist schlug ein Mädchenname an sein Ohr, den er von Leo nie gehört hatte. Wenn er den Namen Erna Berger hörte, dann nickte er vor sich hin, als ob er sich zurechtgelegt, was zwischen dem Kranken und der schönen Frau vorgefallen. Wenn der Kranke den Namen seines Freundes stöhnte, dann überlegte der Alte, ob er nicht nach ihm schicken sollte; aber er wagte es nicht, denn er fühlte instinktiv, daß der Kranke, wenn er gesund war, es ihm nicht vergeben würde, daß er nach seinem Freunde geschickt! War dieser nicht schon wochenlang in Güntherstal, ohne daß er je bei ihm vorgesprochen hätte, trotzdem er und

die kleine Stadt von Leo's gefährlicher Krankheit wußten? War das nicht eine schweigende Absage seiner Freundschaft? Und war er sicher, wenn er ihn holen lassen wollte, daß er kam?

Nein, sagte er sich und schüttelte wehmütig den alten Kopf, auf dem die letzten schwarzen Haare in den letzten Wochen sich in Grau verwandelt hatten. Er fühlte, daß er überhaupt sehr alt in diesen Tagen geworden war, der Bart war ganz ergraut und um die Mundwinkel zogen sich tiefe, ernste Falten, der Kopf hatte sich noch tiefer auf die Brust gesenkt, daß der Rücken eine Wölbung zeigte, als habe er sein Lebelang schwere Lasten getragen.

Manchmal, wenn der Kranke den Namen seiner Mutter aussprach, oft in Tönen, deren kranke heisere Färbung ihm das Herz zerschnitt, dann zuckte es in seinem Gesicht, dann ergriff er die weiche, bleiche, feuchte Hand des Kranken und streichelte sie immerfort mit der Rechten, als ob er dadurch eine innige Berührung mit ihm erziele, mit ihm, der sich von ihm losgesagt. So saß er stundenlang da und streichelte die schmale bleiche Hand und gönnte sich weder Ruhe noch Schlaf. Nein mechanisch hörte er zu, wenn Königsberger aus dem Comptoir heraufkam und ihm Briefe brachte oder Mitteilungen von neuen Geschäften machte. Oder Königsberger leistete ihm am Bett des Kranken Gesellschaft und beruhigte ihn, wenn der Alte klagte, daß „der Junge" ein solcher Starrkopf sei, daß er seinen Entschluß durchführen und ihn verlassen würde. Dann bekam sein Gesicht etwas Tief-

trauriges! Sein einziger Junge! Für den er tagein und tagaus gearbeitet hatte! Für den er geschaffen und gespart hatte sein Lebelang! Und nun, da er alt war und nahe daran, ihm zu sagen: „Komm mein Sohn! Da, nimm alles, damit Dein Leben nicht so sorgenvoll sei wie das Meinige," da stieß dieser die angebotene Hand zurück mit einem zornigen Fluch, mit einem Blick, so todestraurig, daß er ihn nie vergessen, diesen großen todestraurigen Blick . . .

Was war das für ein Junge? Etwas fremdes war in ihm, das er nie in sich gefühlt und das er insgeheim bei seinem Sohne immer gefürchtet und geachtet hatte! Das hatte er von seiner kranken Mutter, die auch keine geborne „Geschäftsfrau" gewesen war, damals, als sie noch den kleinen Laden in der Vorstadt gehabt hatten.

Das war etwas Fremdes in ihm, das er nicht begreifen konnte. Etwas, das ihn an die läppische Ehrlichkeit der „Gojim" erinnerte, der „Christen". Er wußte nicht, wie er den Fluch seines Sohnes verdient hätte; wenn er sein Leben überschlug, so war es nur ein Leben des Kampfes, der Sorgen, der Arbeit gewesen. Und wofür all diese Sorgen und Arbeit? Etwa für sich? Für sich, der nur alle drei Jahr sich einen neuen Anzug machen ließ, nie einen Tropfen Wein trank und sparsam lebte wie damals, als seine Frau noch gelebt . . . in der Gasse . . . in der Vorstadt! . . .

Alles für ihn, für den Kranken! Und nun ging dieser hin und stieß ihn von sich, seinen eigenen Vater mit einem Blick, diesem großen todestraurigen Blick.

Wenn er täglich solchen Gedanken nachhing, wurde

er immer mutloser und verzweifelter. Die Krankheit machte ihn nicht besorgt, da hatte ihn der Arzt mit den Worten beruhigt, sie sei die Folge einer zwar ungeheuren Anspannung der Nerven und starker seelischer Aufregung, aber mit absoluter Ruhe und guter Pflege zu besiegen. Was er fürchtete, das war das Erwachen des Kranken, dessen Zukunft, wenn er von ihm ging und seinen Schwur ausführte!

Und er zweifelte nicht daran, daß es Leo thun würde. Er war ein Starrkopf gewesen, schon als Knabe. Während er einerseits eine nur schlaffe müde Energie zeigte, kehrte er in anderen Dingen einen Starrsinn heraus, der unbeugsam schien. Namentlich dann regte sich sein Trotz, wenn er sich im Recht glaubte. Dafür hatte er bereits als Knabe manche Beispiele gegeben.

Das war auch eine Seite in seines Sohnes Charakter, die ihn fremdartig berührte. Ueberhaupt hatte er, je mehr sein Sohn heranwuchs, immer weniger Berührungspunkte gefunden, wo ihre Charaktere zusammen gestimmt hatten. Das sagte er sich mit einer Art Vorwurf, daß er ihn eigentlich nie erzogen hatte, daß Leo keine eigentliche Erziehung seit dem Tode seiner Frau genossen hatte. Da war er so allein für sich aufgewachsen, ein stiller, träumerischer Junge, der gern über Bücher hockte, während er tagein, tagaus seinen Geschäften nachging. Wenn er etwas brauchte, Geld für Schulsachen, Bücher, war er schüchtern zu ihm gekommen und er hatte es ihm immer freundlich gegeben. Dann war jahrelang er

als Student von der Heimat entfernt gewesen, und sie waren sich immer fremder und fremder geworden. Und nun war es einmal ausgesprochen, daß sie sich nicht verstanden, nun war es zu Tage getreten, daß der alte Jude den jungen nicht mehr begriff. Ein breiter Strom brauste zwischen ihnen vorbei und es war keine Brücke da, die hinüberführte, weil sie niemand schlagen konnte.

Er dachte nicht ein einziges Mal daran, seine Autorität als Vater geltend zu machen. Er wußte, daß er nunmehr bei dem ihm innerlich entfremdeten Sohne gar keinen Erfolg haben würde, daß dieser nicht jene tiefe Achtung vor ihm besaß, die sich Gehorsam erzwingt. Er fühlte sich dem Trotze und Starrsinn Leo's nicht gewachsen, er, der alte Mann, der stets nur durch List und Schlauheit, durch ruhiges und geduldiges Ausharren und Nachgeben es zum reichen Manne gebracht hatte. Zu einem festen Entschluß konnte er sich nicht aufraffen, noch weniger dem bleichen Kranken gegenüber, der da vor ihm lag, sagen: „Gut, geh, wohin Du willst. Meine Hand ziehe ich von Dir zurück. Kannst Du Dir einen Groschen verdienen, wovon Du leben kannst?"

Das brachte er nicht fertig, da scheute er das Andenken an seine bleiche tote Frau zu sehr, die ihm als einziges Vermächtnis diesen Sohn hinterlassen.

Konnte er ihm aber seinen Willen thun? Konnte er das große, glänzende Geschäft, das sein Vermögen mit einem Schlage fast verdoppelt hatte, rückgängig machen? Nein, das wäre thöricht gewesen und ging auch nicht.

Dann wäre es ja der Welt offenbar geworden, daß er in der That den Hauptverdienst bei dem Aktienunternehmen eingestrichen hätte, während es jetzt nur als scheues und unbestimmtes Gerücht von einem Mund zum andern lief. Und wenn er den beiden Leuten, mit denen Leo zu brechen so schwer wurde, wenn er Berger und Manzow ihre Gelder wiedergab . . . .

Unsinn, sie waren doch keine Kinder, denen man das im Spiel Verlorene mitleidig zurückgeben konnte. Sie würden es stolz ausschlagen und er sich nur lächerlich machen. Auch träte ja dann seine Schuld wiederum offen an den Tag.

Nein, das fühlte er nur zu gut, das ging nicht! Und weil das nicht ging, so war der Bruch mit seinem Sohne unvermeidlich . . . .

Jetzt warf sich der Kranke stöhnend auf die linke Seite und entzog durch die Bewegung dem alten Mann die Hand, die dieser noch immer zärtlich in der seinigen hielt. Sein grauer Kopf sank, schwer von der Last der drückenden Gedanken, auf die Brust. Vornübergebeugt saß er auf dem Stuhl und schaute müde vor sich hin.

Aber wie er auch immer nachdachte, er sah keinen Ausweg, keinen . . .

Der Nachmittag war vergangen. Ein paar Stunden lang hatte der alte Wolff zerstreut im Comtoir gearbeitet und die alte Kathinka, das jüdische Dienstmädchen, saß während dieser Zeit mit einem großen Strickstrumpf bewaffnet an Leos Bett. Gegen sieben

Uhr kam der Alte wieder hinauf, in seiner Hand eine Depesche.

Er schickte das Mädchen in die Küche zurück und nahm wieder seinen alten Platz ein. Frischer Septemberwind wehte durch das offene Fenster von der Gartenseite des Hauses hinein in das Krankenzimmer, daß ein feiner Duft von verblühenden Rosen dasselbe durchzog. Er ging an das Fenster und schloß es.

Unten lag der kleine Garten, der zum Hause gehörte, nett und reinlich da. Sauber gepflegte Beete, deren quadratische Form an den Ecken Rosensträucher trug, zeugten von der Sorgfalt, mit der der Garten behandelt worden war. Dort an der Ecke war die Laube, in der Leo zu arbeiten und lesen pflegte, wenn er in den Sommerferien zu Hause weilte. Er selbst war ja kein Freund von Blumen, bei ihm würde alles verwildern, wenn das alte Mädchen den Garten nicht pflegte, — um Leos willen. Als er zum blauen Himmel aufsah, erblickte er hellbleich den runden Mond hoch am weißlichen Himmel, indeß auf der andern Seite noch die goldige Sonne voll und groß am Himmel stand und sich auf dem Kirchturm auszuruhen schien. Es sah aus, als läge sie breit und rund auf ihm und schaute mit den letzten glutvollen Strahlen auf die kleine Stadt herab. Nun versank ein roter Streif von ihrem Blutkreis nach dem andern, ein Goldstreif nach dem andern schien sich in die Kirche vom Dach aus einzubohren. Nun sah noch ein Teil der breiten Fläche über dem Dach hinweg, wie ein Knabe, der Aepfel gestohlen und und vergnügt

über den Zaun klettert, indeß seine lachenden Augen über ihn hinweg lugen und den gelungenen Streich und seine Rettung verkünden.

Mit dem Verschwinden der Sonne war auch das hellglänzende Gold verschwunden, das auf dem Fensterbrett und auf dem Boden zitternd gespielt hatte. Nun schien die graue Dämmerung ins Zimmer zu schleichen und es mit einem feinen dunklen Flor zu durchwirken. Als er sich wieder an das Bett setzte, nahm er wieder die Linke des Kranken, die schlaff herunterhing, in die seine und verharrte vor sich hinbrütend so eine halbe Stunde lang, indeß die Dunkelheit immer dichter das Zimmer anfüllte und immer schwärzer durch die Fenster hereinathmete.

Er dachte an die Depesche, die vorhin angekommen war und die seinem Sohne galt. Sie war mit einem Mädchennamen unterzeichnet, mit demselben Namen, den Leo so oft in seinen irren Phantasien ausgestoßen, und den er sonst nie von ihm gehört hatte. Nur in der letzten Woche hatte er ihn gelesen. Auf der Rückseite eines angekommenen Briefes stand kein Absender. Dann kam nach drei Tagen noch ein Brief an seinen Sohn mit der gleichen Handschrift und hinten stand darauf: Abs. Ernesti, Berlin, Köpnickerstr. 94 II, dann am vorigen Sonntag früh war ein eingeschriebener Brief angekommen, wieder an seinen Sohn in derselben feinen Damenhandschrift. Aber auf der Rückseite, auf der der Name der Absenderin stand, war ein Teil der Buchstaben verwischt und an deren Stelle runde tinten-

schmutzige Kreise sichtbar. Hier mußten Thränen auf die noch feuchten Buchstaben gefallen sein.

Und nun hielt er eine Depesche in der Hand, die Königsberger vorhin aufgerissen hatte: „Lebewohl, Leo. Ich hatte Dich ja so lieb! Helene.“

Diese räthselhafte Depesche regte ihn merkwürdig auf. Er hatte die drei Briefe uneröffnet verwahrt, um nicht in eine Angelegenheit Leos eingeweiht zu werden, die ihn nichts anging. Er konnte sich ungefähr denken, daß es sich um eine kleine Liebesaffaire Leo's handelte, zumal auch Königsberger, als er den christlich klingenden Namen „Helene Ernesti“ gelesen, höhnisch gelacht und mit einer geringschätzigen Achsel- und Handbewegung ausgerufen hatte: „Irgend so ä“ „Schicksche!“*) Nu, was wird sie von ihm wollen?“

Aber als heute diese merkwürdige Depesche angekommen war, da hatten sie sich beide fragend angesehen und kein Wort gesprochen. Nur Königsbergers Gesicht überflog ein Grinsen, als wenn er eine große Entdeckung gemacht hätte. Dann war der alte Mann zu Leo hinaufgegangen.

Nun saß er an seinem Bette und strich ihm die Bettdecke zurecht und streichelte seine Hand. Es war im Zimmer vollends dunkel geworden. Nichts war zu hören, als das schwere Athmen des Schlafenden und das einförmige Ticken der Wanduhr. Das alte Dienstmädchen hatte die Lampe hereingebracht, Streichhölzer daneben gelegt, aber er hatte es nicht bemerkt. Da

*) Christenmädchen.

vernahm er schwere Schritte, denen man die Bemühung anhören konnte, sich möglichst leise zu geben.

„Nu, Onkel, was macht er? Soll ich Licht machen?“ Und schon ging Königsberger an den Tisch und steckte die Lampe an. Ihr grelles Licht war nach der Seite zu, die das Bett beleuchtete, durch einen grünen Schirm wohlthuend gedämpft.

„Nu, Onkel,“ und Königsberger sah ihn erwartungsvoll an, „wo hast Du die Briefe?“ Vielleicht war es etwas wichtiges, und Leo würde es ihnen nicht verübeln, wenn er nachher erführe, warum sie die Briefe geöffnet.

So saßen die Beiden schweigend, Kopf an Kopf und lasen die drei Briefe, die der alte Wolff aus der Kommode geholt hatte!

„Mein lieber Leo!

„Von der Flora, die es von Horst hat, erfuhr ich, daß Du nach Hause abgefahren bist und so plötzlich, wo ich Dich gerade sehen wollte. Das ist so unrecht von Dir, denn mir ist jetzt so unwohl immer, und ich habe es Mama'n gesagt, und da hat sie mich geschlagen, weil ich so schlecht geworden bin. Und hab' es doch nur gethan, weil Du mich so gequält hast und ich Dich so lieb habe. Zu Hause habe ich es jetzt so sehr schlimm. Mama zankt immer so, und ich fühle mich immer unwohler. Und ich schäme mich so sehr vor Tante, die auch nicht weiß, daß Du es gewesen bist. Ich weiß auch gar nicht, was nun werden soll! Komm wieder her zu mir, mein Guter, dann kommst Du mit zu

Mama'n. Es kann ja noch alles gut werden. Ich habe ja niemand mehr als Dich . . .

Wie Du, lieber guter Leo siehst, hatte ich den Brief angefangen, im Geschäft zu schreiben. Entschudige daher den Klecks! Warum bist Du so schnell abgefahren und ohne mir Adieu zu sagen? Ist das hübsch? Nun liegt zwischen uns eine so große Entfernung. Es ist eine so schwere Trennung für mich, doch nicht wahr, Lieb, Du kommst bald! Bist Du mir über irgend etwas böse? Schreibe mir sofort, oder an Mama, oder wenn Du mir eine Freude, ach, eine so große Freude machen willst, so komme selbst. Darum, mein Herzlieb, höre ich jetzt auf, grüße und küsse Dich vielmals als

Deine Dich innigliebende

Helene.

NB. Entschuldige die schlechte Schrift, der Hans ist so ungezogen und pufft mich immerzu am Arm."

Der alte Wolff nahm den zweiten Brief und öffnete ihn. Die Lampe surrte monoton durch das Zimmer und warf über die zusammensteckenden Köpfe der beiden Leser einen mattroten Schein. An der Wand traten die Schatten ihrer Köpfe in seltsamer Form riesengroß hervor und hoben sich von dem Grau der Wand gespenstisch ab.

„Innig geliebter Schatz!

Gestern wollte ich schon schreiben, doch ich war so sehr unwohl. Auch hoffte ich, mein gutes Lieb, einen recht lieben Brief von Dir, worüber ich mich doch sehr gefreut hätte. Doch ich soll mich einmal

nicht freuen. Lieb, sage doch, hast Du meinen Brief denn nicht erhalten? Und warum läßt Du Deine Dich so innig liebende Helene in solcher Ungewißheit, ohne jede Nachricht, ohne jede liebe Zeile, und Deine Helene, ja wüßtest Du, wie sehr und innig sie Dich liebt, wie oft sie an Dich denkt! Und was für ein Trost bleibt mir der schöne Gedanke, daß auch Du mich geliebt hast und gewiß noch liebst. Also schreibe mir doch, mein Guter, ob Du meinen Brief erhalten hast oder nicht. — Mama ist alle Tage böser zu mir, oft so böse, daß ich mich weit weg sehne. Und nennt mich mit solchen Ausdrücken, und ich habe doch nur gethan, was Du wolltest. Ich weiß nicht was wird, wenn Du nicht an Mama schreibst oder nicht kommen willst. Ich habe genug gelitten! Habe ich vielleicht Unrecht gethan, doch bittres Unrecht und weh thust Du mir, wenn Du nicht antwortest. — Es ist ein halb ein Uhr in der Nacht und ich trage den Brief jetzt heimlich zum Kasten. Schreibe, Leo, oder ich weiß nicht was wird.

Deine Dich ewig liebende

Helene."

In diesen Zeilen waren viele Buchstaben durch Thränen ausgelöscht. Wolff und Königsberger sahen es wohl, aber keiner hatte ein Wort des Spottes darüber, selbst letzterer wußte nicht recht, ob er sich durch ein höhnisches Wort über das Beklemmende des Briefes hinwegsetzen sollte. Er stand auf, legte den linken Arm leicht auf die Schulter des Alten und sah

über ihn hinweg auf den dritten Brief, der oben den Vermerk „Eingeschrieben“ enthielt:

„Lieber Leo!

Was thatest Du mir damit, daß Du mir nicht geantwortet hast. Du hast beide Briefe erhalten. Ich weiß, was Dein Schweigen zu bedeuten hat. Doch, Leo, daß Du so von mir gehst, Du weißt doch, daß ich Dich einzig auf der Welt liebte. Was hab ich noch? Nichts mehr, nichts! Und was soll ich nun machen, wo ich — — Viel Bitteres habe ich kennen gelernt und ertragen, doch jetzt kann ich nicht mehr. Ja, lieber Leo, ich bin Dir noch so gut, habe Dich noch so sehr lieb. Und doch, noch schwereres zu ertragen, bin ich nicht mehr im stande. Auch hänge ich nun nicht mehr an dieser Welt. Wie wohl wird mir sein. — Meine Eltern werden mir verzeihen, und Du, Leo, vergiß mich nicht so schnell, denn wer so Dich lieben sollte als ich, möge sie nicht so leiden! Doch nicht will ich diesen Gedanken nachhängen, mir noch meine letzten Stunden verbittern, sondern, lieber Leo, Dich zu bitten, an mich manchmal zu denken! Nur ein wenig. Daß Du mich gern hattest, weiß ich, und dann, Leo, hast Du noch das Bild von mir als letztes Andenken. Mit Deinem Bilde an der Brust scheide ich. Oktober kannst Du an meinen Hügel wandern. Keiner zu Hause hat eine Ahnung, wer mir das angethan hat. Keiner weiß und kennt meine Absicht. Bewahre mir ein gutes Angedenken, viel, und doch, ich kann nicht mehr. Du bekommst

morgen, wenn ich Zeit habe und Mama nicht dabei sitzt, noch ein paar Zeilen. Mein Herz schütte ich Dir aus, und dann am Abend scheide ich. Komm nicht, sondern laß Deine Dich doch so sehr und innig liebende Helene sterben.

Mir ist so übel, ich kann nicht mehr.

Helene.

Die letzten Zeilen zeigten eine ganz andere Handschrift als die ersten. Sie waren schief und unbeholfen wie erste Schreibübungen oder wie von einer zitternden Hand geschrieben. Kein Buchstabe war durch eine Thräne ausgelöscht. Die Schreiberin mußte ihre Erregung gewaltsam zurückgedrängt haben, nur die schiefen Schriftzüge und schrägen Linien verrieten die furchtbare Aufregung des Mädchens.

Ein langes Stillschweigen ging durch das Zimmer. Königsberger ergriff die Depesche, faltete sie auf und legte sie auf die Briefe:

„Lebewohl Leo. Ich hatte Dich ja so lieb. Helene". — Das war der Schluß.

Sie schwiegen, denn sie ahnten, daß ein Menschenleben zu Grunde gegangen war.

Dem alten Mann kamen die Thränen in die Augen, und er wußte nicht, ob es das Mitleid mit dem armen Mädchen oder mit seinem Sohne war, der nun auch eine Schuld zu sühnen hatte. Vielleicht, blitzte es in ihm auf, vielleicht blieb nun Leo bei ihm, jetzt

wo sein Gewissen von einer großen Sünde belastet war. Aber kein Laut kam aus seinem Munde. Auch Königsberger schwieg. Es war ihnen, als hätten sie dem Sterben eines jungen Menschenlebens beigewohnt, wo jedes Wort freche Störung ist in der Weihe des Todes . . .

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nach acht Tagen, in der letzten Woche des Septembers, konnte Leo aufstehen. Er fühlte sich noch immer so schwach, daß ihm das Gehen Qualen bereitete. Aber er nahm seine ganze Kraft zusammen, um nicht der Begleitung seines Vaters oder Vetters zu bedürfen. Auch hatte er über so vieles nachzudenken, so viel mit sich auszumachen, daß er die Einsamkeit jetzt mehr als je liebte. Und so saß er stundenlang in seinem Zimmer einsam vor sich hinbrütend, oder er wanderte auf wenig betretenen Wegen in den nahen Wald, in dessen Mitte sich die alte Schloßruine befand, sein und seines Freundes Lieblingsplatz. Hier lag er oft den ganzen Nachmittag und belauschte mit der hingebenden dankbaren Liebe eines Kranken das Leben der Natur, die jetzt sich zum großen Sterben im Herbste anschickte. Hier durchlebte er noch einmal viele Tage seiner Jugend, süße Erinnerungen seiner Knabenzeit, die ihn mit Richard Manzow verbanden.

Und dann dachte er daran, daß dieser nur wenige Minuten vor ihm entfernt war, daß er nun schon zwei Monate lang in der Stadt weilte, ohne daß er ihm gegenüber gestanden hätte. Gewiß, sie mieden sich beide absichtlich. Zuweilen glaubte er seine hohe Gestalt in der Ferne gesehen zu haben, manchmal sogar sah er ihn wirklich, wenn er vor der Ruine saß, den gleichen Weg entlang kommen; dann floh er tief in den Wald, dann beflügelte er seinen Schritt und wie ein verscheuchtes Wild vergrub er sich in dessen Einsamkeit.

Seine Vergangenheit sah er wie durch ein umgekehrtes Fernrohr weit hinter sich liegen. Er dachte fast nie an sie, wenn aber, dann mit Zögern, mit bittern Schmerzen, mit Thränen. Nur an Helene dachte er oft. Er wunderte sich, daß er keinen Brief von ihr erhalten. Vielleicht war sie böse auf ihn, weil er ohne Abschied abgefahren. Aber am ersten Tage, da er aufgestanden war, hatte er ihr einen langen Brief geschrieben, worin er ihr von seiner Krankheit erzählt. Sie solle ihm nicht böse sein, er stehe an einem Wendepunkt seines Lebens, wo er Liebe gebrauche, viel Liebe. Er habe alles, was ihn an seine Familie geknüpft, zerrissen, nun müsse er auf eigenen Füßen stehen und sein Brot verdienen. Sie würde ihn anders wiederfinden, ganz anders, wenn er nach Berlin zurückkehre. Der Riß zwischen ihm und seinem Vater sei unheilbar, und nur der Gedanke an sein treues, deutsches Mädchen leuchte ihm in der Dunkelheit seiner Seele wie ein feiner zärtlicher

Schimmer. Und dann hatte er ihr die dunklen Worte geschrieben: Nun sei es klar zwischen ihm und ihr, jeder unreine Hauch sei in ihm erstorben. Nun habe er alles gefunden, sie, sich selbst, und damit seine ganze Zukunft . . . Diesen Brief hatte er durch die alte Kathinka besorgen lassen, und er wunderte sich, ja es bedrückte ihn, daß er jetzt nach zehn Tagen noch keine Antwort erhalten hatte.

Er wußte freilich nicht, daß der Brief garnicht abgegangen war. Das alte Mädchen hatte strenge Weisung erhalten, alle Briefe, die er ihr zur Besorgung übergeben würde, an den alten Wolff abzuliefern. Er hatte richtig vermutet, daß der erste Brief, den Leo nach seiner Krankheit schreiben, Helene gelten würde, und er hatte sich nicht getäuscht. Als er ihn las, da schüttelte er betrübt den grauen Kopf, da erkannte er, daß der Entschluß seines Sohnes, ihn zu verlassen, noch immer unerschütterlich war. Doch fand er nicht den Muth, dem Halbkranken, dem Schwachen die Nachricht von dem Tode Helenens mitzuteilen. Verborgen bleiben konnte ja die Tatsache nicht, er wollte nur warten, bis die Kräfte seines Sohnes wieder zugenommen hätten, bis er eines Tages ihm Lebewohl sagen würde, um, wie er an Helene geschrieben, „nicht von dem Gelde zu leben, an dem fremde Flüche und fremde Thränen hingen.“ Aber weil er sich fürchtete, seinem Sohn ins Gesicht zu sehen, so mied er ihn, um so mehr, als er nicht wußte, ob ihm nicht ein Wort entschlüpfen konnte, woran sich Leo's Argwohn klammen würde.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Dann hatte er heute einen zweiten Brief Leo's abgefangen, der so resigniert war, und so verzweifelt, daß er sich immer mehr vor dem Augenblick fürchtete, wo sich ihm die Nachricht von dem Tode seines Mädchens enthüllen würde. Er mied ihn absichtlich. Leo saß in seinem Zimmer. Eine Stille herrschte in dem Hause, als läge er noch immer schwerkrank, als fürchtete jeder Bewoher, durch einen Laut die ernste Stille zu unterbrechen.

Da aber kam eines Nachmittags die Entscheidung.

Das alte Mädchen brachte einen Brief, den der alte Mann nicht geöffnet hatte, weil auf demselben in feinen lateinischen Lettern „Burschenschaft Guestphalia" stand. Ein Brief von Leo's Studentenverbindung konnte unmöglich die Nachricht von dem Tode Helenens enthalten, und so sandte er Leo den Brief ahnungslos hinauf ins Zimmer.

Leo war gerade dabei, seinen gewohnten Spaziergang zu machen, als ihm das alte Mädchen den Brief übergab. Er warf seinen Hut und Stock auf's Bett, stellte sich ans Fenster und öffnete den Brief. Ein Briefbogen und eine Zeitung entnahm er dem Couvert. Als er den Brief gelesen, lachte er bitter auf. Seine Burschenschaft gab ihm brüsk den Rath, sein Austrittsgesuch einzureichen. Man rathe ihm, es umgehend zu thun, sonst würde er vielleicht später i. p. dimittiert werden.

Wie ihm das Alles kindisch vorkam, jetzt in seiner seelischen Verfassung, wie kindisch gegenüber dem

rauhen Ernst des Lebens, den er in den letzten Wochen erfahren.

Mit einer verächtlichen Handbewegung schleuderte er den Brief auf den Tisch.

Dann ergriff er die Zeitung. Am Rande der zweiten Seite befand sich ein dicker langer Tintenstrich, der einen Artikel hervorheben sollte, und dazu mit großen fetten Buchstaben: Absender: Max von Horst.

Der Name seines Todfeindes ließ ihn nichts Gutes ahnen. Mit klopfendem Herzen las er:

Gestern wurde an der Stralauerbrücke die Leiche eines feingekleideten jungen Mädchens aufgefischt, das bei der Rekognoscierung als die seit acht Tagen vermißte älteste Tochter des in der Köpnickerstraße wohnenden Beamten E. erkannt wurde. Die Leiche mußte von dem Strom gegen einen Pfahl oder Kahn gestoßen worden sein, denn an dem Kopfe befand sich eine große Wunde, die das Gesicht des einst bildschönen Mädchens fast ganz entstellte. Wie wir aus genauester Quelle wissen, hatte das junge Mädchen Beziehungen zu einem jüdischen (natürlich!) Studenten, der plötzlich abreiste, als sich Folgen ihres Verkehrs bemerkbar machten. Um der Schande zu entgehen, hat das arme Mädchen den Tod in den Wellen gesucht. Dieser „Ehrenmann" ist der Sohn jenes Bankiers W. in G., der vor Monaten den Zusammenbruch eines Aktienunternehmens verschuldet haben soll. Wieder ein neues Beispiel von der Corruption unserer Zustände durch die Juden! Die Alten betrügen den biederen, braven

Michel, und die jungen verführen seine Töchter! Schläfst Du noch immer, guter Michel? Wach auf!!!

Leo starrte die Zeitung an mit dem blöden Ausdruck eines Irrsinnigen. Nicht ein Laut, nicht ein Schrei des Schmerzes entrang sich seiner Brust. Es flimmerte ihm vor den Augen, daß er sich festhalten mußte. Dann sank er mit einem tiefen Stöhnen gebrochen auf dem Stuhl zusammen.

Er hatte nur die eine Empfindung, daß alles aus war, durch diese eine Nachricht alles aus, was er sich als Zukunft gedacht. Aber diese eine Empfindung war so voll Weh, daß die Thränen zurückstockten und nur ein Laut hervorkam, unterdrückt und gebrochen.

Seine Zukunft, die große heilige Zukunft! Und sein Leben, sein neues heiliges Leben!

Und nun? Und nun? . . .

Ein furchtbarer Entschluß stieg in ihm auf.

Er stand mühsam auf, taumelte gegen die Thür und verschloß sie. Dann ging er müden schleppenden Schrittes an den Tisch und schrieb und schrieb und schrieb.

Eine Stunde lang hörte man im Zimmer nichts als das zagende Hasten der Feder und die schweren stöhnenden Atemzüge des Schreibenden.

Nun steckte er die Briefe an seinen Vater, an Richard, an Berger, an Frau Ernesti in seine Brusttasche und ging hinaus.

. . . Der Waffenhändler Mühlberger machte ein erstauntes Gesicht, als Leo in seinen Laden trat und sich ein Kästchen mit zwei Duellpistolen nebst Zubehör

ausbat. Er würde ihm morgen das Geld dafür zusenden, auch wolle er ihm unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitteilen, daß er morgen früh um sechs Uhr ein Duell hätte, und es sei kommentgemäß, Hinterlader zu nehmen und nicht Vorderlader.

Das runde rote Gesicht des kleinen Mannes glänzte vor Vergnügen, daß er der einzige war, dem Leo diese für die kleine Stadt unerhört romantische Affaire mitgeteilt habe. Er könne deshalb ruhig auf seine Diskretion rechnen. Nun hätte dieser zwar gern gewußt, wer sein Gegner war, aber mit einem ablehnenden Achselzucken weigerte sich Leo, den Namen zu nennen.

„Sie begreifen, bester Herr Mühlberger, eine so diskrete Sache . . .

„Gewiß, gewiß", beeilte sich dieser mit höchst wichtiger Miene zu bemerken, „aber sind Sie auf das piff-paff — na, Sie wissen ja — na, ich brauch wohl nicht zu fragen, ein Student kann ja das alles" . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Zehn Minuten darauf ging Leo seinen alten Weg nach der Schloßruine.

Er dachte immerzu an Helene.

Manchmal auch an seine Mutter.

Als er an der Schloßruine angelangt war, sah er weit unten eine hohe Gestalt den gleichen Weg entlang kommen.

Er zitterte am ganzen Körper. Das war Richard.

Nun durfte er keinen Augenblick zögern . . .

Ein Schuß krachte.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise Bibliothek

Er konnte kein Wort mehr sprechen, als sich ein blondes männliches Gesicht über ihn beugte. Er bewegte blos seine Lippen und griff mit der Linken nach seiner Brust, wo die Briefe lagen. Er schien auch nicht mehr zu verstehen, was Richard stammelnd zu ihm sagte.

Er sah nur durch Thränen das liebe, schmerzlich verzogene Gesicht seines Freundes, wie es sich über ihn beugte und ihn küßte.

Da lächelte er ganz leise, wehmütig.

Nun ging ein Zucken durch den ganzen Körper.

Als Richard den Oberkörper emporheben wollte, um ihm eine bequemere Lage zu geben, sanken Leo's Arme schlaff nach vorn.

Da wußte der junge Deutsche, daß er einen Toten im Arme hielt, seinen alten Freund, den jungen Juden . . .

Christian-Weise-Bibliothek
Zittau
wiss. Altbestand

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

Druck von Max Hoffschläger, Berlin W.,
Potsdamerstr. 115 a.

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Christian Weise
Bibliothek